Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Jahrgang 1892 Band 2





Union Deutsche Verlagsgesellschaft
Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Einladung zur Subscription
auf die

Illustrirte Chronik der Zeit.

Jahrgang 1892.

Alle 14 Tage erscheint ein reich illustrirtes Heft größten Quart-Formats.

Preis für das Heft nur 25 Pfennig.

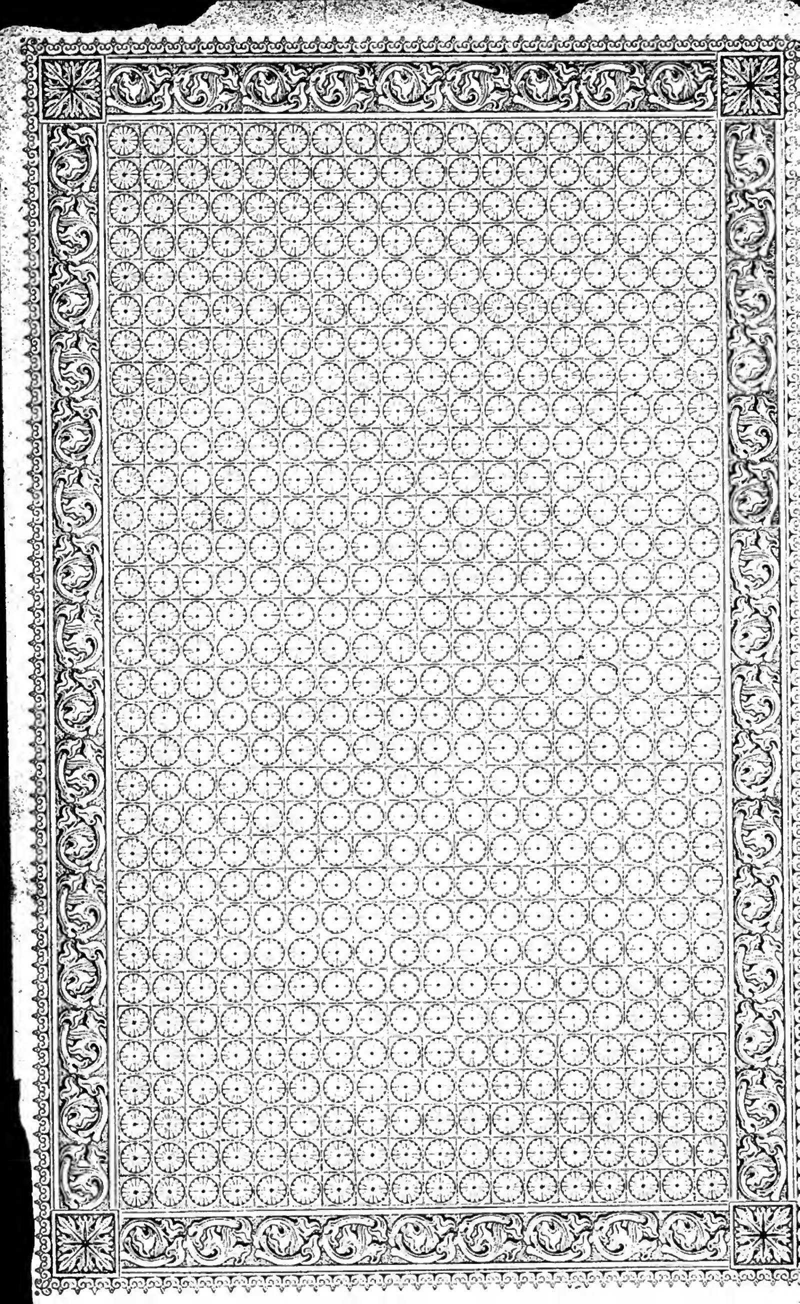
Dieses **ungemein billige illustrirte Familien-Journal** bietet seinen Lesern einen Schatz zahlreicher und prachtvoller Illustrationen. Hieran schließt sich der mit besonderer Sorgfalt redigirte unterhaltende Theil, welcher eine Menge der spannendsten und gediegensten Romane, Novellen und Erzählungen aller Art umfaßt. Eine Reihe belehrender Aufsätze aus allen Gebieten des Wissens verleiht dem Journale einen besonderen Werth. Auch läßt es sich die Redaktion angelegen sein, ihren Lesern durch Mittheilungen und viele praktisch anwendbare Recepte aus dem Bereiche der Gewerbe, Landwirthschaft, Haushaltung, Naturwissenschaften 2c. 2c. zu nützen und ertheilt ein von den tüchtigsten Kräften redigirter Briefkasten den geehrten Abonnenten bereitwillig Auskunft und Rath.

Der Mitarbeiterkreis der „Illustrirten Chronik der Zeit“ umfaßt die beliebtesten und angesehensten Schriftsteller Deutschlands. Wir nennen davon nur nachstehende hervorragende Namen:

A. Amlacher — P. E. v. Areg — Christian Benkard — Rudolf Bergner — Johannes Emmer — Franz Eugen — Silvester Frey — Otto Girndt — Claire v. Glümer — Ludwig Habicht — L. Haidheim — Georg Hartwig — L. Haschert — J. Heimwahl — Ernst Otto Hopp — Fr. Jacobsen — A. Oskar Klaußmann — Felix Lilla — E. Merk — Balduin Möllhausen — Reinhold Ortmann — Leopold v. Sacher-Masoch — Schmidt-Weißenfels — Hanns v. Spielberg — A. Stelzner — Adolph Streckfuß — A. G. v. Suttner — R. Trenkhorst — Paul Tunsch — E. v. Waldow — Theodor Winkler u. A.

Daß dieses Journal seine Aufgabe trotz des fast unglaublich billigen Preises vollständig erfüllt, dafür zeugt wohl am besten die außerordentlich zahlreiche Betheiligung an der Subscription.

Abonnements nimmt jede Buchhandlung oder Journal-Expedition, sowie jeder Buchbinder, Colporteur und auch derjenige Bote entgegen, welcher die Bände der „Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens“ in's Haus bringt.



Bibliothek

der

Unterhaltung

und des

Wissens.

Mit Original-Beiträgen

der

hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten.

Jahrgang 1892.

Zweiter Band.

Stuttgart, Berlin, Leipzig.
Union Deutsche Verlagsgesellschaft.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Inhalts-Verzeichniß.

Verborgene Schätze.

Roman

von

Reinhold Ortmann.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Bei der gespannten Aufmerksamkeit, die man dem Klavierkomiker und seinen Vorträgen zuwandte, hatte wohl nur Platenius Gerda's Entfernung bemerkt, und seine Ungeduld, über die Gründe ihres seltsamen Benehmens endlich in's Klare zu kommen, trieb ihn, ihr auf jede Gefahr hin zu folgen.

Ohne ein Anzeichen der Ueberraschung oder des Unwillens wandte sie bei seinem Eintritt den Kopf. Ein Ausdruck eisiger Gleichgiltigkeit und unnahbaren Stolzes war auf ihrem Gesicht. Platenius aber ließ sich dadurch nicht mehr zurückschrecken, sondern indem er auf sie zutrat, sagte er schlicht und herzlich: „Sie haben mich heute zweimal in einer Art zurückgewiesen, Fräulein Hornstein, die mir eine nochmalige Annäherung wohl verbieten sollte; aber da ich Sie nicht für eine jener herzlosen Frauen halte, die aus bloßer Laune beglücken oder kränken, so hoffe ich, daß Sie mir wenigstens die Veranlassung zu Ihrem heutigen Verhalten nicht verschweigen, daß Sie mir offen und ohne Rückhalt sagen werden, wodurch ich Sie verletzt oder beleidigt habe."

„Sie haben mich nicht beleidigt, Herr Doktor; aber es ist doch sicherlich auch Ihnen schon einmal begegnet,

daß Sie innerhalb vierundzwanzig Stunden eine ganz andere Meinung über bestimmte Dinge oder Personen gewannen. Würden Sie da jedesmal geneigt gewesen sein, den Betreffenden Rechenschaft über den Wechsel Ihrer Gesinnung zu geben?"

„Ich denke — ja, denn solcher Wechsel kann doch wohl kaum ohne eine ganz bestimmte greifbare Ursache eintreten, und ich wüßte nicht, welche Rücksichten mich in solchem Falle bestimmen könnten, dieselbe zu verschweigen. Aber warum wollen wir in Allgemeinheiten sprechen, wo es doch nur auf den besonderen Fall ankommt. Man hat mich bei Ihnen verklagt oder verdächtigt — hat Ihnen etwas Schlechtes von mir erzählt — ist es nicht so, Fräulein Gerda?"

Sie sah vor sich nieder, ohne ihm sogleich zu antworten. Es mußte ihr doch herzlich schwer fallen, die Miene kalt abweisenden Stolzes festzuhalten, denn ihre feinen Nasenflügel bebten, und auch um ihre Mundwinkel zuckte es verrätherisch. Nach einer langen, langen Pause sagte sie endlich: „Seien Sie versichert, Herr Doktor, daß man mir nichts erzählt hat, was ich Ihnen verübeln dürfte. Und nun lassen Sie uns von etwas Anderem sprechen — ich bitte Sie darum. Es gibt ja so viele interessante Gesprächsstoffe, die nichts mit persönlichen Beziehungen zu schaffen haben. Wie denken Sie zum Beispiel über den Reichthum? Ich bin gewiß, daß Sie ihn bei Ihrer idealistischen Denkweise von Herzensgrund verachten, nicht wahr?"

Platenius gab es auf, über dies launenhafte Gebahren in's Reine zu kommen, und auch er nahm jetzt in Mienen und Sprache einen Ausdruck ernster Zurückhaltung an.

„Ich bin sehr weit davon entfernt, mein Fräulein, sondern ich schätze den Reichthum vielmehr als eines der mächtigsten Mittel zur Erreichung hoher Ziele."

„Ah, das ist wenigstens aufrichtig. Aber für Ihre eigene Person würden Sie dieses mächtigen Mittels doch wohl kaum bedürfen und begehren, denn die höchsten Ziele, welche ein Arzt sich stecken kann, sind mit Hilfe des Geldes jedenfalls nicht zu erreichen."

„Und warum nicht? Sollte die Armuth auf den ärztlichen Forscher nicht ebenso fesselnd und lähmend wirken, als auf jeden Anderen, der darnach strebt, sich aus der Masse emporzuringen? Glauben Sie nicht, Fräulein Gerda, daß manche bedeutende Kraft, die der medicinischen Wissenschaft und mit ihr der ganzen Menschheit hätte unschätzbare Dienste leisten können, wenn ihr Gelegenheit zu voller Entfaltung geworden wäre, sich nahezu zwecklos abgenützt und verbraucht hat in der Alltagspraxis und der beständigen aufreibenden Arbeit um das tägliche Brod? Wohl ist es ein schönes, ein wahrhaft beseligendes Gefühl, das die Brust des Arztes erfüllt, wenn er das ehrliche Bewußtsein hegen darf, durch sein Bemühen dem Tode ein anscheinend schon rettungslos verlorenes Opfer entrissen zu haben, und es ist wahrlich gleichgiltig, ob ihm diese Freude an der zerlumpten Lagerstätte eines Bettlers oder am Krankenlager eines Fürsten widerfährt! Aber solche Glücksfälle sind leider sehr selten, viel seltener jedenfalls, als die Menge zu glauben geneigt ist, und tausendmal häufiger steht der Arzt vor der traurigen, niederschmetternden Nothwendigkeit, sich selber bekennen zu müssen, daß er mit seiner stolzen Wissenschaft zu Ende sei, und daß er der Heilkraft der Natur und dem Schicksal alles Weitere anheimstellen müsse. In solchen beschämenden Augenblicken der Ohnmacht und der Muthlosigkeit erfaßt wohl das Herz jedes Arztes das Verlangen, statt eines bloßen Schülers und Nachahmers ein Meister und ein Forscher zu werden und das segensreiche Licht der Erkenntniß hineinzutragen

in jene dunkeln Gebiete menschlicher Leiden und Gebrechen, vor denen die Wissenschaft heute noch in trauriger Rathlosigkeit Halt machen muß. Aber leider ist von vornherein nur den Begüterten unter den Jüngern dieser Wissenschaft die Möglichkeit gegeben, nach so hohen Zielen zu streben. Die ernste, alle Kräfte des Geistes und des Körpers anspannende Arbeit des Forschers verträgt sich nicht mit der kläglichen Sorge um die Begründung einer lohnenden Praxis und mit all' den kleinen und großen Widerwärtigkeiten eines dürftigen, beständig von peinlichen Verlegenheiten bedrohten Daseins. Auch mir ist ja durch meine Mittellosigkeit die akademische Laufbahn versperrt worden, auf die mich ein fast unwiderstehlicher Herzensantrieb drängen wollte, und ich fürchte darum kaum, mich in einen falschen Verdacht zu setzen, wenn ich mit allem Nachdruck wiederhole, daß ich wahrlich sehr weit davon entfernt bin, den Reichthum zu verachten."

Einige Mal, während er sprach, hatte Gerda eine kleine Bewegung gemacht, wie wenn sie sich ihm rasch zuwenden und irgend eine Frage oder vielleicht auch eine lebhafte Zustimmung einwerfen wollte. Aber sie hatte sich jedesmal noch vor der Ausführung ihrer Absicht eines Anderen besonnen, und nun, da er geendet, saß sie wieder mit halb abgekehrtem Köpfchen da, ihm den Anblick ihres Gesichts und damit zugleich die Möglichkeit entziehend, sich von der Wirkung seiner Worte zu überzeugen.

„Sie fügten sich selber gestern ein bitteres Unrecht zu, Herr Doktor," sagte sie nach einer Weile, ohne ihre Stellung zu ändern, „als Sie sich mit solcher Bestimmtheit jene Gabe der Beredtsamkeit absprachen, deren es für das Amt eines Seelsorgers bedarf. Ich glaube, kein gefeierter Kanzelredner würde aus dem Stegreif eine bessere Rede halten können, als Sie es soeben gethan. Oder sollte dieselbe doch vielleicht nicht ganz improvisirt gewesen sein?

Sollten Sie denselben Hymnus auf den Reichthum schon einmal an einer anderen Stelle vorgetragen haben?"

Ihre Stimme zitterte ein wenig, und der Versuch, einen spöttischen Ausdruck in die letzte Frage zu legen, mißlang darum sehr kläglich.

Platenius aber, der nicht zweifeln konnte, daß sich in diesen ironischen Worten wie überhaupt in der Wahl des seltsamen Thema's eine besondere Bedeutung verberge, wiederholte mit verständnißlosem Kopfschütteln: „An einer anderen Stelle? Ich weiß nicht, wie Sie das meinen, Fräulein Gerda, und wie Sie auf solche Vermuthung gerathen."

„Nun, sollte nicht alle diese schönen Redensarten vor mir auch schon Fräulein Melanie Petermann aus Ihrem Munde vernommen haben?"

Den Doktor wandelte plötzlich eine unwiderstehliche Neigung an, laut aufzulachen, denn was aus dieser heftigen Frage klang, war nichts Anderes als Eifersucht, als sprühende, leidenschaftlich zornige Eifersucht, und nichts in der Welt konnte ihn ja glücklicher machen, als diese Entdeckung. Nur mit Mühe einen Ausbruch seines Jubels unterdrückend, erwiederte er mit erzwungenem Ernst: „Ich weiß in der That nicht, ob ich Ihnen darauf rundweg mit einem Nein antworten darf, mein Fräulein, denn Sie scheinen über meine Unterhaltungen mit der genannten Dame sehr genau unterrichtet. Es würde aber nunmehr mich selber interessiren, zu erfahren, bei welcher Gelegenheit ich dem Fräulein Petermann meine Ansichten über den Reichthum auseinandergesetzt haben soll."

Das war zu viel für Gerda's Geduld und Selbstbeherrschung! Er wagte es, sie obendrein mit dreister Stirn zu verhöhnen, während er sich doch auf die bloße Andeutung hin, daß sie von seinem kläglichen Roman unterrichtet sei, beschämt hätte zurückziehen müssen! —

Eine solche Charakterlosigkeit verdiente jedenfalls die schärfste Abfertigung, und indem sie von ihrem Sitz aufsprang, sagte sie, hart vor ihm stehend und ihm mit funkelnden Augen gerade in's Gesicht sehend: „Wahrscheinlich doch wohl damals, als Sie dem Fräulein Ihre Liebe erklärten — jene heiße, unauslöschliche Liebe, die bereit war, jede Probe zu bestehen, ausgenommen eine Enttäuschung hinsichtlich des zu erwartenden Brautschatzes!"

Platenius betrachtete sie mit großem, verwundertem Blick.

„Das also war es, was man Ihnen von mir erzählt hat, Fräulein Gerda? Und Sie haben es ohne Weiteres geglaubt?"

„So rechtfertigen Sie sich doch, wenn es eine Verleumdung ist! Erklären Sie mir doch auf Ihr Ehrenwort, daß zwischen Ihnen und dem Kommerzienrath Petermann niemals eine Unterredung stattgefunden hat, welche sich auf die Hand seiner Tochter bezog! Ich bin bereit, Sie wegen meines Verdachts um Verzeihung zu bitten, wenn Sie das können."

Sie war hinreißend schön in ihrer halb zornigen, halb hoffnungsvoll freudigen Erregung, und Doktor Platenius gab jedenfalls einen starken Beweis mannhafter Selbstbeherrschung, daß er sie nicht stürmisch in seine Arme riß, jetzt in diesem beglückenden Augenblick, da sie ihm durch jedes ihrer Worte, wenn auch wider ihren Willen, ihre Liebe verrieth.

Aber in der höflich gemessenen Haltung des jungen Arztes offenbarte sich nichts von dem Kampfe gegen eine solche Versuchung; nur in seiner Stimme klang es wie unterdrücktes Freudejauchzen, da er antwortete: „Ich kann es nicht, Fräulein Gerda! Aber ich bin gewiß, daß Sie mich trotzdem um Verzeihung bitten werden, wenn nicht jetzt auf der Stelle, so doch an einem Tage, der hoffentlich

nicht allzu ferne ist. Ein Versprechen, von welchem ich mich nicht aus eigener Machtvollkommenheit entbinden kann, verschließt mir für heute die Lippen. Nachdem aber boshafte Schwätzer die delikate Angelegenheit ohnedies in alle Welt hinausgetragen zu haben scheinen, wird es mir sicherlich gelingen, meines Wortes ledig zu werden — es muß mir gelingen, da ein so köstlicher Preis für meine Rechtfertigung ausgesetzt worden ist. Denn diesen herrlichen, unschätzbaren Preis haben Sie mir von ferne gezeigt, Gerda, ohne es zu wollen, und ich müßte ein sehr geringes Vertrauen haben in meine eigene Kraft, wenn ich jetzt nicht mit freudiger Zuversicht darauf hoffte, ihn mir zu erringen."

Sprachlos erst und bestürzt, bei seinen letzten Worten von einer dunklen Röthe der Scham bis in den Nacken hinab überfluthet, stand Gerda vor dem jungen Manne. Dann aber schlug sie plötzlich beide Hände vor das Gesicht und stieß leidenschaftlich hervor: „Gehen Sie! Lassen Sie mich allein! Von Ihrer Ehrenhaftigkeit fordere ich es, daß Sie jetzt kein Wort mehr zu mir sprechen!"

Und es war selbstverständlich, daß eine solche Berufung auf des Doktors Mannesehre nicht ohne den beabsichtigten Erfolg bleiben konnte. Er verbeugte sich schweigend und ging; das leise Rauschen der herabfallenden Portière verrieth Gerda seine Entfernung.

Und nun brach sie, ihre Umgebung und die Gefahr einer Ueberraschung vergessend, mit lautem Schluchzen in einem der zierlichen Sessel zusammen. Was sie da soeben erlitten — durch ihre eigene Schuld erlitten hatte, war ihrer festen Ueberzeugung nach die schwerste und beschämendste Demüthigung ihres ganzen Lebens, die schwerste, die einem weiblichen Wesen überhaupt widerfahren konnte. Sie hatte einem Unwürdigen ihre Verachtung an den Tag legen wollen, und statt dessen hatte

sie ihm so unzweideutig ihre Liebe verrathen, daß er sich ermuthigt fühlen konnte, ihr die eigene Schwäche vorzuhalten! Sie hatte sich stolz und stark genug geglaubt, eine thörichte Neigung, die sie sich selber vielleicht gestern zum ersten Male eingestanden, bis auf die letzte Regung aus ihrem Herzen zu reißen, aber der Versuch war kläglich mißlungen unter den triumphirenden Augen des Mannes, der nach ihrem festen Willen niemals hatte ahnen sollen, daß diese Neigung je bestanden!

In der ersten, übertriebenen Vorstellung von der Größe des erlittenen Schimpfes wirbelten in Gerda's Kopfe alle Erinnerungen an die eben stattgehabte Scene so wirr durcheinander, daß sie sich ihrer eigenen Worte gar nicht mehr entsann und sich nur mit krankhafter Beharrlichkeit an das niederschmetternde Bewußtsein festklammerte, unweiblich gehandelt zu haben. Wie sie dazu gekommen war? Ja, wenn sie selber jetzt nur eine Antwort gefunden hätte auf diese Frage! Hatte sie denn wirklich im Stillen gehofft, daß es Platenius gelingen würde, sich vor ihr zu rechtfertigen? Hatte sie sich durch seine ehrliche Miene, durch den männlich ruhigen Klang seiner Worte noch einmal bethören lassen, obwohl ihr schon der Sinn jener Worte hätte verrathen sollen, daß man ihn nicht ohne Grund eines ehrsüchtigen Streberthums und eines rücksichtslosen Egoismus beschuldigt hatte?

Sie preßte die Zähne zusammen in ohnmächtigem Zorn, als sie daran dachte, mit einer wie thörichten, oberflächlichen Phrase er leichten Sinnes ihre Anklage von sich abzuschütteln gesucht und wie er sich erdreistet hatte, ihr fast noch in demselben Athemzuge eine kaum verschleierte Liebeserklärung zu machen. Freilich, er hatte sich ja seines Sieges gewiß geglaubt, nachdem sie ihn in ihrem Herzen hatte lesen lassen wie in einem offenen Buche!

Aber wahrhaftig, er sollte sich getäuscht haben; und sie wollte ein Mittel finden, seine Hoffnung zu zerstören, noch ehe er diese Räume verlassen hatte! Der Gedanke, daß dies der einzige Weg sei, die Schmach der Demüthigung auszulöschen, die sie selbst über sich heraufbeschworen, gab Gerda ihre Kraft und ihre Fassung zurück. Sie richtete sich auf, trocknete ihre Augen und bemühte sich, den zerdrückten Blumen an ihrem Kleide das frühere Aussehen wiederzugeben, ehe sie zu der Gesellschaft zurückkehrte.

Aber ihr Hals war trocken, und ihre Schläfen schmerzten; es verlangte sie nach einem Trunk frischen Wassers und sie wandte sich, ohne die anderen Gemächer zu berühren, über den Korridor nach dem Speisezimmer, in welchem sie das Ersehnte zu finden hoffte.

Der große Raum befand sich noch in dem nämlichen Zustande, in welchem die Gesellschaft ihn vorhin nach beendeter Mahlzeit verlassen hatte. Die Lohndiener hatten sich begnügt, die halb geleerten Champagnerflaschen zu bequemerem Genusse mit nach der Küche zu nehmen und die Thüren zu schließen, die wüste Unordnung auf der vorhin so einladenden Tafel, die flimmernde Schwüle, welche von dem brennenden Kronleuchter ausging, und der starke, leichenhafte Geruch der in dieser drückenden Atmosphäre rasch verwelkenden Blumen wirkten so widerwärtig und abstoßend auf Gerda ein, daß sie sich schon nach dem ersten Schritt in das verlassene Zimmer wieder zurückgezogen haben würde, wenn nicht eine von der Fenstergardine halb verborgene menschliche Gestalt, deren Anwesenheit sie nicht sogleich wahrgenommen, ihre Aufmerksamkeit auf sich gezogen hätte.

Da sie an die Möglichkeit dachte, daß ein Fremder sich eingeschlichen habe, um einen Diebstahl zu begehen, that sie furchtlos noch einige rasche Schritte gegen das

Fenster hin. Mit namenlosem Entsetzen, das für einen Augenblick ihren Herzschlag stocken ließ und sie jeder Fähigkeit der Bewegung beraubte, sah sie da mit einem Male den matt blinkenden Lauf eines Revolvers in der Hand des Mannes, dessen blasses, eingefallenes Antlitz sie erst jetzt als das ihres Jugendfreundes Walter Jasmund erkannte. In völlig gebrochener, zusammengesunkener Haltung saß der Unglückliche da, den stieren, ausdruckslosen Blick unverwandt auf die Waffe gerichtet, deren kalte Metalltheile er mit den Fingerspitzen streichelte, wie wenn er sie liebkosen wollte. Er hatte das Geräusch der geöffneten Thür offenbar völlig überhört, und der weiche Smyrnateppich hatte auch den Klang von Gerda's Schritten zu sehr abgedämpft, als daß er sie in seiner weltvergessenen Versunkenheit hätte vernehmen sollen. Nun aber, da sich die entsetzensvolle Erstarrung des jungen Mädchens endlich gelöst hatte, da sie mit einem Aufschrei auf ihn zustürzte und mit beiden Händen nach der unglückseligen Waffe griff, nun erhob er verwirrt und wie aus einem Traume erwachend das Haupt, während etwas wie der klägliche Versuch eines unbefangenen Lächelns durch die Züge seines gramverwüsteten Antlitzes ging.

„Was bedeutet das, Walter? Um Gottes Barmherzigkeit willen, was gedachtest Du zu beginnen?"

Als sie sich nach jahrelanger Trennung zum ersten Male wiedergesehen, hatten sie sich nicht mehr mit dem vertrauten Du ihrer Kinderzeit, sondern förmlich und konventionell wie oberflächlich Bekannte angeredet. Jetzt aber, in der furchtbaren Aufregung, schien Gerda in dem unseligen, verzweifelnden Manne, der mit Anstrengung darnach rang, seine Fassung wieder zu gewinnen, nur noch den Freund ihrer Jugend und vielleicht auch den Gegenstand ihrer ersten harmlosen Mädchenschwärmerei zu erblicken.

Walter hatte sich bemüht, ihr den Revolver zu entziehen und er hatte dabei etwas Unzusammenhängendes von Zufall und von thörichter Spielerei gestammelt; aber vor dem Blick des Mädchens, der bis auf den Grund seiner Seele zu dringen schien, war er alsbald wieder verstummt.

„Dahin also ist es gekommen?" fragte sie mit schmerzlichem Vorwurf. „Nur der Zufall also, der mich hierhergeführt, hat verhindert, daß —"

„Nein, nein," wehrte er, sie unterbrechend, hastig ab. „Nicht hier — ich schwöre Dir, Gerda, daß es nicht meine Absicht war, es hier zu thun! Ich bin nicht so verworfen, um einer bloßen Theaterwirkung willen meinen Freunden etwas derartiges zuzufügen."

„Aber Du wolltest es doch thun, wenn nicht hier, so an irgend einem anderen Orte? Du führst diese entsetzliche Waffe zu keinem anderen Zweck bei Dir, als um sie gegen Dich selbst zu erheben? Und Du glaubst wirklich, daß es irgend ein Unglück gäbe, welches diese That zu rechtfertigen vermag?"

Sein Kopf sank wieder zur Brust herab. Er hatte nicht mehr die Kraft, eine Komödie zu spielen, und der reichlich genossene Wein hatte ihn vollends stumpf gemacht gegen die Mahnungen der Mannesehre, die ihm sonst vielleicht dennoch verboten haben würden, in der traurigen Gestalt des entmuthigten und hoffnungslosen Mannes vor einem Mädchen dazustehen.

„Ich bin ruinirt, Gerda," sagte er, „bin ein bankerotter Kaufmann, dem seine Bekannten vielleicht schon morgen im weiten Bogen aus dem Wege gehen, wenn sie seiner auf der Straße ansichtig werden. Und, was das Schlimmste daran ist, ich bin es durch meine eigene Schuld."

„Und es gibt keinen Weg, der Dich wieder empor-

führen könnte von Deinem Sturz? Für einen Mann in Deinen Jahren und von Deinen Fähigkeiten sollte gar kein Mittel vorhanden sein, sich von Neuem zu erwerben, was er einmal durch Unglück oder eigenes Verschulden verloren?"

Und wieder waren es die Geister des Weines, die ihm seine Antwort eingaben, eine wilde, leidenschaftlich heftige Antwort, die er gleich einer schweren Anklage irgend einer unbekannten Macht entgegenschleuderte.

„Das ist es ja eben, was ich nicht ertragen kann!" rief er, mit glitzernden Augen in die Flammen des Kronleuchters stierend. „Ich sehe das Glück und die Rettung vor mir; ich könnte sie mit den ausgestreckten Händen erreichen, wenn diese Hände mir nicht gebunden wären! Ich könnte hundertmal prächtiger Alles aufbauen, was mir jetzt zusammenstürzt, wenn mir nicht ein Kapital fehlte, das noch vor Jahresfrist nur eine Bagatelle für mich war."

Gerda stand für eine kleine Weile unentschlossen. Sie hatte noch nie in ihrem jungen Leben einen Menschen so hoffnungslos verzweifelt und so mit dem Dasein zerfallen vor sich gesehen. Es war daher wohl begreiflich, daß ihr Herz von Mitleid überfloß, nun, da ihr die grausame Macht des Schicksals zum ersten Male an einem Manne offenbar wurde, welcher der Freund ihrer Jugend gewesen war und von dem man ihr überdies gesagt hatte, daß er sie noch immer mit der ganzen Kraft seiner Seele liebe. Sie war fest entschlossen, ihn vor dem Verderben zu retten, und nur ihr weibliches Zartgefühl sträubte sich dagegen, ihm ein Anerbieten zu machen, durch das er, wie sie fürchtete, in seinem Stolz getroffen werden könnte.

Aber die Lage war nicht gemacht zu langem Zaudern und Ueberlegen. Gerda's Blick streifte über die zu Boden geglittene Todeswaffe dahin, und ein Erschauern ging über ihren Leib.

„Wenn es nichts Anderes ist, als eine Summe Geldes, deren Du zur Abwendung des Verhängnisses bedarfst, Walter," sagte sie, all' ihren Muth zusammennehmend, mit fester Stimme, „so wirst Du mir aus alter Freundschaft gestatten, Dir diese Summe von meinem Vermögen zur Verfügung zu stellen. Ich bin gewiß, daß sie in Deinen Händen sehr gut aufgehoben sein wird."

Der Bankier hatte wohl für einen Augenblick das Haupt erhoben, als würde ihm da wirklich die Himmelsbotschaft seiner Rettung verkündet; aber der Rausch, der in seinem Blute glühte, hatte doch noch nicht Macht genug über ihn gewonnen, um jede edlere Aufwallung seines Gemüthes zu ersticken.

Das flüchtige Aufleuchten in seinen Zügen machte schnell dem vorigen düsteren Ausdruck Platz, und mit einer verneinenden Kopfbewegung sagte er in bitterem Tone: „Und woher kommt Dir diese Gewißheit, Gerda? Aus dem Umstande etwa, daß ich es fertig gebracht habe, in zwei Jahren ein ansehnliches Vermögen zu verlieren und ein geachtetes blühendes Geschäft zu Grunde zu richten? Nein, ich danke Dir von ganzem Herzen für Deine großmüthige Absicht, mich vor einem schimpflichen Untergange zu bewahren; aber annehmen kann ich nicht, was Du mir da bietest. Was ich mit Deinem Gelde unternehmen könnte, wäre ein Glücksspiel, ein sehr aussichtsreiches vielleicht, aber doch immer nur ein Spiel. Die Möglichkeit wäre nicht ausgeschlossen, daß Alles verloren ginge, und wenn ich dann zum zweiten Male so vor Dir stehen sollte, wie ich jetzt vor Dir stehe — nein, nein, nein! Führe mich nicht in Versuchung, Gerda! Von jedem Anderen könnte ich diese Hilfe vielleicht annehmen, von Dir aber, aus Deinen Händen muß ich sie verschmähen!"

So heftig hatte er die letzten Worte herausgestoßen, daß sie nicht zweifeln durfte, es sei ihm heiliger Ernst

um seine Zurückweisung ihres Anerbietens. Bestürzt und rathlos senkte sie das Haupt, dann aber fuhr es ihr mit einem Male durch den Sinn, was Paul Leuendorf gestern von seines Freundes unglücklicher Leidenschaft gesprochen, und zu der Empfindung des Mitleids gesellte sich ein Gefühl der Bewunderung für den Mann, der ihr seine Liebe mit keinem Blick und keinem Wort verrieth, um sich nicht dem Verdacht schnöder, erbärmlicher Selbstsucht auszusetzen, und der in all' seinem Unglück stolz genug war, lieber zu Grunde zu gehen, als sich durch ein Geschenk des geliebten Mädchens zu retten.

Sie hatte Walter Jasmund bei den wenigen flüchtigen Begegnungen der letzten Zeit kaum sonderlich beachtet, weil er ihr mit seinem verschlossenen und zerstreuten Wesen von vornherein recht unbedeutend erschienen war; jetzt aber, wo noch der heiße Groll gegen des Doktors verführerische Beredtsamkeit in ihrem Herzen nachzitterte, war sie geneigt, ihm auch seine Wortkargheit als ein Verdienst anzurechnen. Sie dachte daran, wie freimüthig, ritterlich und wahrhaftig er als Knabe jederzeit gewesen war, und in ihrem überreizten, augenblicklich jeder klaren Ueberlegung völlig unzugänglichen Gemüthszustande glaubte sie auch in ihrer Seele ein Wiedererwachen jener längst erstorbenen und vergessenen Jugendneigung zu fühlen. Und wenn es nicht Liebe war, was sie jetzt für Walter Jasmund empfand, konnten denn nicht auch Freundschaft und Achtung genügen, das Glück einer Ehe zu begründen? Sie würde ja unter anderen Umständen gewiß nicht daran gedacht haben, ihn zu heirathen, und sie hätte ihm ohne Zweifel unbedenklich mit einem Nein geantwortet, wenn er in der herkömmlichen Art als Bewerber vor sie hingetreten wäre. Aber hier lagen Verhältnisse vor, die gebieterisch einen raschen und hochherzigen Entschluß erheischten — Verhältnisse, die nach Gerda's augenblick-

lichem unklaren Empfinden wohl ein außergewöhnliches Opfer rechtfertigen konnten. Und weil sie es für ihre Pflicht hielt, den Unglücklichen zu retten um jeden, selbst um den höchsten Preis, fand sie auch den Muth, das bedeutungsschwere Wort zu sprechen, das in dem Hauch eines einzigen Athemzuges, in einer leidenschaftlichen Erregung des Augenblicks die Entscheidung enthielt über ihr ganzes künftiges Leben.

„Mußt Du die Hilfe aus meiner Hand auch dann noch verschmähen, Walter, wenn ich Dir mit ihr zugleich diese Hand selbst anbiete?"

Er starrte sie an, als habe er den Sinn der einfachen Frage nicht verstanden.

„Es ist ja nicht möglich, Gerda," stammelte er, „Du wolltest — Du könntest —"

„Ich bin bereit, Dir für immer anzugehören, wenn Du mir nur unter dieser Bedingung vergönnen willst, Dir in Deinem Unglück zu helfen."

Mit vollkommener Ruhe hatte sie es gesprochen, denn wenn sie nun zum zweiten Male an diesem Abend einem Manne gegenüber die Gesetze des Herkommens und der strengen Sitte verletzte, so that sie es jetzt doch in voller Absichtlichkeit und in dem Bewußtsein, daß sie darum auch in keinem späteren Augenblick vor sich selber werde erröthen müssen.

Walter Jasmund aber griff mit beiden Händen an seine pochenden Schläfen, unverständliche, abgerissene Worte kamen über seine Lippen, und dann warf er sich plötzlich vor Gerda auf die Kniee nieder, um ihre herabhängende Hand mit seinen Küssen zu bedecken.

„Wer hätte den Muth, die Gabe eines Engels zurückzuweisen! Ich werde von diesem Augenblick an die einzige Aufgabe meines Daseins darin erblicken, mich Deiner würdig zu machen, Gerda!"

Aus keuchender Brust und in mehreren Absätzen, wie wenn irgend eine unsichtbare Gewalt den Sprechenden an der Vollendung des begonnenen Satzes hindern wolle, war die Antwort erfolgt, die das seltsamste aller Verlöbnisse besiegeln sollte. Durch eine stumme, bittende Bewegung bedeutete Gerda den Knieenden, sich zu erheben, und nun standen sie sich wohl eine endlose Minute lang in furchtbar drückendem Schweigen gegenüber.

Nach der inhaltsschweren Erklärung, die sie für die Dauer eines ganzen Menschendaseins vereinte, hatten sie, wie vielleicht Jedes von ihnen mit geheimem Erbeben fühlte, einander nichts mehr zu sagen. —

Walter war es, der sich zuerst dazu aufraffte, die peinigende Stille zu brechen.

„Wenn es Dein Wunsch ist, Gerda, daß das — das soeben Vorgefallene vorläufig Niemand bekannt werde, so darfst Du Dich selbstverständlich versichert halten, daß ich das Geheimniß auf das Strengste bewahren werde."

Sie schüttelte verneinend den Kopf. „Warum ein Geheimniß?" sagte sie, und in dem Augenblick, da sie diese Frage that, fuhr es ihr wie ein Blitz durch den Sinn, daß sie nun ja ein sicheres, ein unfehlbar wirkendes Mittel in der Hand habe, dem triumphirenden Siegesbewußtsein des Doktors Platenius eine tiefe, vernichtende Beschämung folgen zu lassen. Der Gedanke daran hatte — wenigstens soweit sie sich dessen bewußt war — keinen Antheil gehabt an ihrer folgenschweren Entschließung; aber da er sich ihr nun aufdrängte, war sie auch nicht großmüthig genug, ihn zurückzuweisen. Mit einer Lebhaftigkeit, welche Walter wohl von Neuem überrascht haben würde, wenn er nicht nachgerade selbst das Wunderbarste wie etwas Natürliches und Selbstverständliches hingenommen hätte, fuhr sie fort: „Ich wünsche im Gegentheil, daß es nicht nur meine Verwandten, sondern alle Welt noch an diesem Abend erfahre!"

„Noch an diesem Abend?“ Er strich sich das wirre Haar aus der feuchten Stirn, und seine Augen glitten an der eigenen Gestalt hinab, als habe er die dunkle Empfindung, daß irgend etwas in seiner äußeren Erscheinung dem Bilde eines glücklichen Bräutigams nicht entspreche. „Und die ganze Gesellschaft? Sie Alle sollen es wissen?“

„Ja!“ sagte sie entschieden und seinem Zaudern gegenüber sogar mit einem kleinen Anfluge von Trotz. „Ich gehe für wenige Minuten auf mein Zimmer, und wenn Du Paul inzwischen von — von dem Geschehenen unterrichten willst, so wird er sicherlich aus eigenem Antriebe alles Weitere veranlassen.“

„Ich werde Alles thun, was Du verlangst, Gerda — Alles — Alles —“ er wiederholte das Wort mechanisch noch immer, als sie das Speisezimmer bereits verlassen hatte, und als er dann aufblickend ihre Abwesenheit bemerkte, preßte er die Fäuste an die Stirn und stöhnte: „Wenn dies ein Verbrechen ist, o barmherziger Gott, so zeige mir den Weg, den ich jetzt noch gehen kann, um es zu vermeiden. Aber es gibt keinen — es gibt keinen! Und werden denn nicht hunderttausend Ehen auf einer viel schlechteren Grundlage aufgebaut, als es diese ist? Sie rettet mir mein Leben und meine Ehre — und ich — ich gebe ihr dafür das Glück; denn sie muß ja glücklich werden, da sie mich liebt.“

Er zog das Taschentuch und trocknete seine Stirn; dann, da er auf der wüsten Tafel vergebens nach einem Trunk Wasser umher gespäht, füllte er sich ein Glas aus einer halbgeleerten Rothweinflasche und stürzte es hastig hinunter, ehe er sich anschickte, die so lange vernachlässigte Gesellschaft wieder aufzusuchen.

Mitten aus einer Gruppe von rauchenden Herren, die er mit seinem unerschöpflichen Anekdotenvorrath köstlich unterhielt, holte Jasmund den Hausherrn heraus, und

Paul Leuendorf mußte trotz all' der geschickten Vorbereitungen, die er selbst dazu getroffen hatte, doch wohl gar gewaltig überrascht werden von dem, was er da vernahm. Er faßte den Freund an beiden Schultern, um ihn tüchtig zu schütteln, wie Jemand, den man zur Besinnung bringen will, und als Walter Jasmund sich dann mit einer unwilligen Geberde von ihm losmachte, suchte er eilig seine Gattin auf, die in anscheinend sehr lustiger Unterhaltung zwischen dem schönen Opernsänger und einem der galanten Journalisten saß. Ohne jede Rücksicht auf diese beiden Herren rief er ihr zu: „Ich bin rathlos, liebe Antonie, und Deine überlegene Klugheit soll mir wieder einmal aus der Verlegenheit helfen. Walter Jasmund, den ich längst gegangen glaubte, da ich ihn seit mehr als einer Stunde nicht mehr gesehen, theilt mir soeben mit, daß er sich mit meiner Base Gerda verlobt habe, und fordert mich nachdrücklich auf, dies frohe Ereigniß ohne Verzug der ganzen Gesellschaft bekannt zu machen. Dabei ist der gute Junge aber so unverkennbar betrunken, daß die Verlobungsgeschichte sehr wohl ein bloßes Erzeugniß seiner erhitzten Einbildungskraft sein kann, und daß ich Gefahr laufe, mich unsterblich zu blamiren, wenn ich seinem Verlangen nachkomme."

„Ich würde es trotzdem ohne Weiteres thun," meinte Frau Antonie gelassen, „wenn man nachher einen Grund haben wird, zu lachen, so lacht man doch nur auf Jasmund's Kosten, und das ist am Ende so gefährlich nicht. Auch halte ich die Sache gar nicht für so unwahrscheinlich — nein, ich halte sie im Gegentheil für zweifellos richtig, denn ich sehe da soeben im Spiegel unsere liebe Gerda, und ich lese ihr die Bestätigung vom Gesicht."

Das Letztere setzte nun allerdings einen ganz besonderen Scharfblick voraus, denn Gerda's blasses Gesichtchen hatte ganz und gar nicht jenen Ausdruck still-seligen Glückes,

aus dem man allenfalls auf ein eben stattgehabtes Verlöbniß hätte schließen können. Aber Paul Leuendorf mußte wohl gewöhnt sein, in gewissen Dingen blindlings der Autorität seiner hübschen Gattin zu folgen; denn er trat ohne weiteres Zaudern in die offene Thür, welche die beiden von der Gesellschaft benutzten Räume verband, räusperte sich sehr vernehmlich und sagte, als eine leidliche Stille eingetreten war, mit erhobener Stimme: „Meine verehrten Damen und Herren, ich habe das unschätzbare Vergnügen, Ihnen die soeben erfolgte Verlobung meiner jungen Verwandten, des Fräulein Gerda Hornstein, mit meinem Jugendfreunde, dem Bankier Herrn Walter Jasmund, anzuzeigen. Als der Erste spreche ich dem theuren Paare hiermit meine innigsten Glückwünsche aus; aber es ist selbstverständlich, daß wir uns damit nicht begnügen dürfen, sondern daß noch einige Gläser schäumenden Rebensaftes auf das Glück der Neuverlobten geleert werden müssen."

Vielstimmige Ausrufe der Ueberraschung und des Erstaunens hatten die kurze Rede des Hausherrn begleitet; Aller Augen suchten die beiden Personen, welche da so unerwartet in den Mittelpunkt der allgemeinen Theilnahme gerückt worden waren, und man drängte sich an sie heran, um ihnen in mehr oder weniger überschwänglicher Weise seine Glückwünsche darzubringen.

Walter Jasmund sah nur wie in einem flimmernden Nebel die Gesichter und Gestalten, welche da auf ihn zukamen; ganz mechanisch erwiederte er die Händedrücke der Herren, und mit der Gedankenlosigkeit eines Automaten wiederholte er immer wieder die nämliche Phrase des Dankes. Er fühlte es kaum, daß Gerda sich schwerer und schwerer auf seinen Arm stützte, und verspürte nichts von dem Erzittern ihrer zarten Gestalt.

Da trat als einer der Letzten auch Doktor Platenius

an das junge Paar heran. Er hatte sich bis dahin so weit im Hintergrunde gehalten, daß Gerda ihn nicht mehr anwesend geglaubt, und sie hatte sich an die Gewißheit, daß er bereits gegangen sein müsse, festgeklammert, wie ein Verfolgter sich an die Hoffnung klammert, daß das Schrecknis hinter seinem Rücken ihn nicht mehr erreichen werde. Denn all' ihr Muth war dahin und all' ihr heißes Verlangen, ihn zu demüthigen und sich an ihm zu rächen. Sie hatte nur den einzigen Wunsch, ihm nicht mehr in die Augen sehen zu müssen; wenigstens nicht jetzt, da sie gleich einem ausgestellten Schaustück an der Seite ihres künftigen Gatten stand.

Und nun war er dennoch mit einem Male da, gleichsam als wäre er vor ihr aus dem Boden emporgewachsen.

„Ich wünsche, daß alles Glück des Lebens Ihnen zu Theil werden möge, mein Fräulein," klang seine Stimme an ihr Ohr, aber sie klang nur noch wie aus einer weiten Ferne, und in tollem Wirbel kreisten plötzlich Menschen und Dinge vor ihren Augen durcheinander.

Ihre Hand glitt an dem Arm des Verlobten herab, sie that einen Schritt, um den nächsten Stuhl zu erreichen, und dann gellte plötzlich ein Schrei des Entsetzens aus verschiedenen weiblichen Kehlen, denn die junge Braut lag bewußtlos in den Armen des Doktors Platenius.

Fünftes Kapitel.

Am zweiten Tage nach dem üppigen Abendfeste in seinem Hause betrat Paul Leuendorf um die Mittagszeit das zu dieser Stunde nur wenig besuchte Café Bellevue. An einem der kleinen runden Marmortische im letzten Zimmer saßen zwei Herren, von denen Jeder in die Lektüre einer Zeitung vertieft schien. Es war kein Zweifel, daß Leuendorf ihre Anwesenheit sogleich bei seinem Ein-

tritt wahrgenommen hatte; aber er überzeugte sich zuvor mit großer Vorsicht, daß in den übrigen Räumen des Kaffeehauses kein Bekannter verweile, ehe er an das Tischchen der beiden eifrigen Zeitungsleser trat.

„Die Gebrüder Tobias sind pünktlich!" sagte er, sie begrüßend. „Ich hoffe, meine Herren, Sie werden mir's nicht verübeln, daß ich Sie hierher beschieden habe, statt Sie in Ihrem Comptoir aufzusuchen. Es sind triftige Gründe, die mich dazu veranlaßten; denn gerade jetzt, wo das Geschäft mit Jasmund gesichert ist, muß ich mit doppelter Vorsicht der Möglichkeit aus dem Wege gehen, daß irgend ein gemeinschaftlicher Bekannter mich in Ihrem Geschäftslokal erblickt."

Die Brüder Tobias, zwei noch junge, sehr elegante Herren mit freundlichen, sympathischen Gesichtern, rückten auseinander, um zwischen ihren Stühlen für den neuen Ankömmling Platz zu machen, und der Eine von ihnen sagte, indem er sich zugleich mit Kennerblick das süßeste Stück Backwerk aus dem Kuchenkorbe auswählte: „Ist das Geschäft nun wirklich sicher? Sie theilten uns in Ihrem Briefe nur mit, daß Jasmund sich mit Ihrer Verwandten verlobt habe und daß seine Braut sehr reich sei. Damit ist aber doch noch nicht gesagt, daß er selber sogleich über größere Mittel verfügt."

„Wenn es eine auf die herkömmliche Weise zu Stande gebrachte Verlobung wäre, so möchte das allerdings zweifelhaft sein. Aber die junge Dame war von den Verlegenheiten ihres künftigen Gatten genau unterrichtet, bevor sie ihm das Jawort gab, und sie stellte ihm sogleich ihr ganzes Vermögen, dessen unumschränkte Herrin sie ist, zur Verfügung."

Die Gebrüder Tobias sahen sich an und lächelten.

„Es muß doch noch immer ideal veranlagte Menschen geben," meinte der Jüngere. „Schade, daß man diese

uneigennützige Dame nicht kennen gelernt hat, ehe sie sich mit Walter Jasmund verlobte."

„Würde Ihnen wahrscheinlich auch nicht viel genützt haben, mein guter Hugo," gab Leuendorf zurück, „denn es ist am Ende doch sehr viel leichter, das schwierigste Geschäft zu Stande zu bringen, als das Herz eines Mädchens von solchem Schlage zu gewinnen. Meinem Freunde Jasmund sind dabei eben ganz besondere Umstände zu Hilfe gekommen."

Adolf Tobias machte ein bedenkliches Gesicht.

„Ganz besondere Umstände? Hm, das klingt einigermaßen verdächtig. Und es ist uns erzählt worden, daß die junge Dame in eine halbstündige Ohnmacht gefallen sei, als man sich anschickte, ihr zu dem frohen Ereigniß zu gratuliren. Wie nun, wenn sie am Ende gar krank wird und noch vor der Hochzeit stirbt? — Ich muß Ihnen sagen, Leuendorf, daß ich das Geschäft noch keineswegs für so ganz sicher halte. Eine Braut ist doch immer blos eine Braut. Ja, wenn sie schon seine Frau wäre!"

„Seien Sie ganz unbesorgt, Verehrtester! Das ist in diesem Falle so ziemlich dasselbe. Ich stehe Ihnen dafür ein, daß Jasmund innerhalb acht Tagen die ganze Kaufsumme für Kliffborn bar auszahlen wird; vorausgesetzt natürlich, daß dieser Martin Villert nicht noch im letzten Augenblick Dummheiten macht und durch irgend eine bäuerische Ungeschicklichkeit, wie man sie solchen Leuten immer zutrauen darf, seinen Argwohn erregt."

Der jüngere Tobias hatte sich eine Cigarre angezündet und wiegte sich behaglich in seinem Stuhl.

„Der — und eine Ungeschicklichkeit?" sagte er. „Pah, ich gebe Ihnen die Versicherung, Leuendorf: dieser Bauer aus der Lüneburger Haide steckt uns, wenn es ihm darum zu thun ist, mit seiner Schlauheit Alle zusammen in die Tasche. Ich sehe ihn schon im Geiste mit seinem ehrlich-

dummen Gesicht dastehen, wenn die notarielle Uebertragung von Kliffborn auf den neuen Besitzer erfolgt. Ich wette zehn Flaschen Sekt, daß sich dabei keine Miene in seiner ledernen Physiognomie verziehen und daß er aussehen wird wie Einer, der soeben seine letzte Habe hingegeben hat, obwohl er die Kleinigkeit von rund sechzigtausend Mark an dem Geschäft verdient. Jammerschade, daß wir Beide bei der Scene nicht zugegen sein können — nicht wahr, Adolph?"

Der Gefragte hatte während der etwas unvorsichtigen Rede seines Bruders wiederholt mißbilligend zu demselben hinüber gesehen, nun aber kam ihm Paul Leuendorf mit der Antwort zuvor: „Nein, wahrhaftig, auf dies Vergnügen müssen Sie allerdings verzichten, meine sehr verehrten Herren. Denn wenn Walter Jasmund auch nur eine leise Ahnung hätte, daß Sie bei der Sache Ihre Hände im Spiel haben, so würde ihn keine Ueberredungskunst mehr vermögen, sich mit derselben zu befassen. Es hat mich ohnedies Mühe genug gekostet, ihn soweit zu bringen, und ich möchte mir bei dieser Gelegenheit die bescheidene Bemerkung erlauben, daß wir in Unterschätzung der zu überwindenden Schwierigkeiten meinen Gewinnantheil denn doch wohl etwas zu niedrig bemessen haben."

Die Brüder Tobias tauschten einen raschen Blick, und es war kein Zweifel, daß er hingereicht hatte, eine Verständigung zwischen ihnen herbeizuführen. Hugo lehnte sich noch weiter in seinen Stuhl zurück und blies, beharrlich zur Decke emporblickend, noch dichtere Rauchwolken aus seiner Cigarre; Adolph aber suchte in dem Kuchenkorbe so angelegentlich und eifrig nach einem besonders appetitlichen Stück, als gestatte diese wichtige Beschäftigung nicht, daß er seine Gedanken noch auf irgend eine andere Sache richte.

„Es scheint, daß Sie mich nicht verstehen wollen.

meine Herren," fuhr Leuendorf nach längerem Warten fort, „aber da ich aus Erfahrung weiß, daß nach dem Abschluß eines Geschäfts mit Ihnen über eine Erhöhung der Provision nicht mehr zu reden ist, so möchte ich es diesmal ausnahmsweise vorher thun. Ich kann mich wirklich nicht mit fünfzehntausend Mark begnügen, und ich glaube, meine Thätigkeit noch gering genug anzuschlagen, wenn ich nur eine Erhöhung auf zwanzigtausend verlange."

„Aber das kann doch Ihr Ernst nicht sein, lieber Leuendorf," meinte Adolph Tobias mit einem wohlwollenden Lächeln. „Was haben Sie denn so Großes gethan? Sie haben ein wenig auf Ihren Freund eingeredet und ihm wiederholt, was Sie von uns erfahren hatten — das war Alles!"

„Ja, das war Alles! Aber daß es nichts Geringes war, haben Sie, ohne es zu wollen, selbst zugegeben, indem Sie Walter Jasmund meinen Freund nannten. Halten Sie mich denn für einen so gefühllosen Menschen, daß es mich gar keinen Kampf und keine Selbstüberwindung gekostet haben sollte, meinen besten Freund zu einer so wahnwitzigen Tollheit zu bereden, zumal unter den gegenwärtigen veränderten Verhältnissen, wo nun auch noch meine bedauernswerthe Verwandte mit ihrem Gelde in Mitleidenschaft gezogen werden soll? Es ist doch, unter uns gesagt, eine Niederträchtigkeit! Und wenn man als armer Teufel schon leider hier und da um des schnöden Mammons willen gezwungen ist, eine Niederträchtigkeit zu begehen, so soll man sie sich wenigstens anständig bezahlen lassen, damit man sich nicht noch obendrein den Vorwurf der Dummheit zu machen hat. Das ist ein Grundsatz, für den ich doch wohl gerade bei Ihnen, meine Herren, auf einiges Verständniß rechnen darf."

„Es ist ein Grundsatz wie jeder andere," erwiederte

Adolph Tobias diplomatisch, „und es fällt mir gar nicht ein, mit Ihnen über seine Berechtigung zu streiten. Aber wenn Sie Ihre Grundsätze haben, mein lieber Herr, so haben wir auch die unsrigen. Und der oberste von ihnen ist, daß an einem einmal abgeschlossenen geschäftlichen Uebereinkommen nachträglich nichts mehr geändert werden darf, am allerwenigsten zu unserem Schaden. Wir haben Ihnen eine außergewöhnlich hohe Provision zugestanden; aber wir werden Ihnen nichts zulegen, nicht einen Pfennig. Oder bist Du darüber anderer Ansicht, Hugo?"

„Durchaus nicht. Wohin sollte man wohl gelangen, wenn man nicht seine soliden Geschäftsprinzipien hätte. Nicht einen Pfennig, das ist auch meine Meinung!"

Paul Leuendorf kaute an seinem Schnurrbart, und der Blick, den er von dem einen der beiden Brüder zu dem anderen schweifen ließ, war nicht gerade von freundlicher Art.

„Diese brüderliche Einigkeit gewährt einen wahrhaft herzerfreuenden Anblick," sagte er spöttisch. „Wie aber, meine Herren, wenn mir nun die ganze Geschichte noch im letzten Augenblick leid würde und wenn ich es vorzöge, meinem Freunde die Augen zu öffnen, statt ihm noch weiter Sand in dieselben zu streuen? Es wäre ein hübsches Profitchen, das Ihnen damit entginge."

Die Brüder verständigten sich wieder durch einen Blick, und das Lächeln auf ihren hübschen Gesichtern wurde noch freundlicher.

„Freilich. Aber Sie denken ja gar nicht daran, etwas derartiges zu thun, mein lieber Leuendorf. Woher, wenn Ihnen diese Provision entgeht, sollten Sie wohl das Geld nehmen, Ihren Wechsel einzulösen, welcher, wie Sie wissen werden, am Letzten dieses Monats fällig ist?"

„Darauf also hatten Sie Ihre Rechnung aufgebaut? Sie glauben, mich ganz und gar in der Hand zu haben?

Nun, ich möchte Ihnen doch rathen, meine sehr verehrten Herren, sich dieser Zuversicht nicht gar zu vertrauensvoll hinzugeben, es könnte sehr wohl geschehen, daß derartige Drohungen eines schönen Tages ihre Wirkung versagten. Für diesmal allerdings bin ich vielleicht schon zu weit mit Ihnen gegangen, um Sie jetzt noch im Stich zu lassen, und es mag also bei der alten Abrede sein Bewenden haben unter der selbstverständlichen Voraussetzung, daß mir meine Provision bar ausgezahlt und der am Letzten des Monats fällige Wechsel um weitere drei Monate prolongirt werde."

„Es wäre bereits das vierte Mal, daß wir uns zu solcher Prolongation verständen, und da auf solche Weise gar kein Ende abzusehen ist, lag es eigentlich in unserer Absicht, auf eine abermalige Erneuerung des Wechsels nicht mehr einzugehen. Namentlich mein Bruder war sehr entschieden dagegen, wie er Ihnen ja selber bestätigen kann" — ein energisches Kopfnicken des Anderen bekräftigte diese Worte — „aber ich kann vielleicht hoffen, ihn für eine Gewährung Ihrer Bitte zu gewinnen, wenn Sie sich verpflichten wollen, uns in dieser Kliffborner Angelegenheit auch weiter behilflich zu sein. Wenn Sie mit einigem Geschick zu Werke gehen und Ihren Einfluß auf Jasmund richtig zu gebrauchen wissen, ist meiner Ueberzeugung nach an der Sache noch ein sehr schönes Stück Geld zu verdienen."

„Wie? Sie sind mit dem einmaligen Gewinn nicht zufrieden? Nun, wahrhaftig, wenn Sie aus diesem elenden Stück Haideland noch mehr herauszupressen vermögen, so will ich Ihnen zugestehen, daß Sie das Geheimniß entdeckt haben, aus einer Handvoll Sand einen Klumpen Goldes zu machen."

Adolph Tobias schlug wie in schämiger Bescheidenheit die Augen nieder.

„Wir erheben gar keinen Anspruch darauf, für die Entdecker dieses Geheimnisses zu gelten. Und ich meine, gerade in dem vorliegenden Fall wäre die Sache ganz ungeheuer einfach."

„Nun, so lassen Sie hören, wie Sie sich diese einfache Sache denken. Sie wissen, daß ich einen großen Respekt vor kühnen Ideen habe und für wirklich geniale Kombinationen immer zu haben bin."

„Die Aktiengesellschaft zur Ausbeutung der Kliffborner Petroleumquellen, mit welcher Sie Ihren Freund Jasmund geködert haben, muß wirklich zu Stande kommen, aber selbstverständlich nicht früher, als bis das Gut sich wieder in unseren Händen befindet. Damit ist in wenig Worten das Ziel bezeichnet, das wir erstreben müssen. Die Entwickelung der Dinge aber denke ich mir ungefähr so: Jasmund nimmt sofort mit allem Eifer die zur Hebung der verborgenen Schätze von Kliffborn erforderlichen Arbeiten in Angriff, und je größer die Kapitalien sind, welche ihm dafür zur Verfügung stehen, desto besser ist es natürlich für uns."

„Erlauben Sie —"

„Bitte, lassen Sie mich nur ausreden; Sie werden bald genug verstehen, wie ich das meine. Ein Haupterforderniß für den normalen Verlauf der Sache, so wie sie mir vorschwebt, ist allerdings, daß Sie Jasmund bestimmen, unsern guten Oberbergrath mit der selbstständigen Leitung der erwähnten Arbeiten zu betrauen. Dem wird es ohne große Schwierigkeit gelingen, den Besitzer von Kliffborn zu überzeugen, daß der Kaufwerth des Terrains ein um so höherer werden müsse, je vollständiger alle Einrichtungen, deren die Aktiengesellschaft bedarf, bereits vorhanden seien. Während man also die eigentlichen Bohrversuche mit größter Langsamkeit betreiben wird, werden sich desto schneller alle zur Ueberleitung, Raffinerie

und sonstigen Verarbeitung des kostbaren Erdöls erforderlichen Bauten und Maschinenanlagen auf Kliffborn erheben, und Alles muß fix und fertig zum Beginn des großartigsten Betriebes dastehen, ehe der Oberbergrath Ihrem Freunde eines Tages erklärt, daß er sich in seiner Beurtheilung der Bodenverhältnisse getäuscht habe und daß man auf oder unter Kliffborn keinen Tropfen Petroleum finden würde, auch wenn man zehn Meilen tief in die Erde hineingraben wollte. Glauben Sie, daß mein Plan bis zu diesem Punkte ausführbar sei, oder glauben Sie es nicht?"

„Warum sollte er nicht ausführbar sein? Aber obwohl ich sonst nicht gerade langsam von Begriffen zu sein glaube, sehe ich noch immer nicht ein, zu welchem Zweck —"

„Geduld, mein Lieber. Ich komme schon dahin. Was wird Ihr Freund nach einer solchen Eröffnung, die alle seine Hoffnungen vereitelt, thun? Er wird außer sich sein, wird in Verzweiflung gerathen, und es ist niemals leichter, vortheilhafte Geschäfte mit den Leuten zu machen, als wenn sie außer sich und in Verzweiflung sind. Sorgt man nur dafür, daß ihm Kliffborn troß aller darauf verwendeten Kapitalien plötzlich vollkommen werthlos erscheine, und schmiedet man das Eisen, so lange es warm ist, so wird es nicht schwer sein, ihn zum Verkauf für einen Schleuderpreis zu bestimmen. Und wenn man dabei über eine hinreichend gewandte Mittelsperson verfügt, bringt man ihm obendrein noch die Meinung bei, daß er bei dem Wiederverkaufe ein wenig betrüglich zu Werke gegangen sei."

„Auch das noch? Und — wie ich immer wieder fragen muß — zu welchem Zweck?"

„Damit er später den Mund hält aus Furcht, sich selbst an den Pranger zu stellen."

Leuendorf schüttelte den Kopf. Er hatte die Feinheiten

des Tobias'schen Planes offenbar auch jetzt noch nicht begriffen.

„Und wenn man den armen Jungen nun glücklich zu alledem gebracht hat, dann wollen Sie es sein, welche das werthlose Gut erwerben? Ja, was — um Alles in der Welt — was wollen Sie denn damit beginnen?"

„Ich deutete es Ihnen ja schon an: wir wollen eine Aktiengesellschaft zu seiner Ausbeutung zu Stande bringen," sagte Adolph Tobias gleichmüthig, indem er sich ein weiteres Stück Kuchen nahm.

„Aber das ist ja Unsinn! Kein Mensch würde die Kliffborner Aktien kaufen, und keine Börse würde sie zur Notirung zulassen, ehe da nicht thatsächlich und unzweifelhaft Petroleum gefunden worden ist."

„Halten Sie uns für so unerfahren, daß wir das nicht wüßten? Aber man wird eben Petroleum finden, verlassen Sie sich darauf! Man wird es finden, sobald wir die Besitzer von Kliffborn geworden sind."

Es war gewiß nicht leicht, Herrn Paul Leuendorf zu verblüffen; der ruhigen, in vollkommener Gelassenheit mit lächelnder Miene abgegebenen Erklärung des Herrn Adolph Tobias aber war es gelungen.

„Was? Der Henker möge aus diesen Teufeleien klug werden! Es ist also doch welches vorhanden?"

„Ob jetzt etwas vorhanden ist, weiß ich nicht, aber es wird unzweifelhaft vorhanden sein, wenn wir es brauchen und so lange wir es brauchen. Eine nähere Erklärung müssen Sie mir erlassen, und ich denke, eine solche wäre vorläufig für Sie auch ohne Interesse. Sie dürften uns hinlänglich kennen, um zu wissen, daß wir vorsichtig zu Werke gehen und uns noch niemals mit dem wenig einträglichen Bau von Luftschlössern beschäftigt haben."

„Ja, beim Himmel, das weiß ich! Aber — nehmen

Sie mir die freundschaftliche Offenheit nicht übel, meine Herren! — dieser Plan ist so ungeheuerlich in seiner Niederträchtigkeit, er bedeutet eine so großartige Spitzbüberei, daß ich mich nicht entschließen kann, zu glauben, er sei in Ihrem Kopfe gewachsen. Schade, daß es nicht Gebrauch ist, Preise für die genialsten Schurkenstreiche auszusetzen. Der geistreiche Mann, welcher diesen da ersonnen hat, dürfte der ersten Prämie sicher sein."

Paul Leuendorf hatte etwas lauter gesprochen, als es mit Rücksicht auf den Umstand, daß sie sich in einem öffentlichen Orte befanden, vielleicht angemessen war; aber seine Erregung war von mehr heiterer als ärgerlicher Art, und sein Zorn gegen die Brüder Tobias schien völlig verraucht. Als ihm Keiner der Beiden auf seine etwas derben Komplimente Antwort gab, fuhr er, seine Stimme mäßigend, fort: „Wenn ich Sie recht verstanden habe, wollen Sie also für ein Spottgeld ein mit kostspieligen Gebäuden und Maschinenanlagen versehenes Terrain erwerben, dem zur sofortigen Versendung brennbaren Petroleums nichts weiter fehlt, als der erforderliche Rohstoff; sie wollen durch irgend ein Zaubermittel, das Sie vernünftigerweise vorläufig noch als Ihr Geheimniß bewahren, diesen Rohstoff herbeischaffen, und wenn dann die Aktiengesellschaft zu Stande gekommen ist, die Ihnen das Gut für das Zehn- oder Zwanzigfache des Einkaufspreises abnimmt, dann wird es Sie wahrscheinlich weder in Erstaunen noch in besondere Aufregung versetzen, wenn schon am nächsten Tage die sprudelnden Petroleumquellen versiegt sind, und wenn die Kliffborner Aktien, statt die von ihren Besitzern erträumten Dividenden zu tragen, plötzlich auf den Makulaturwerth hinabsinken. Ein prächtiger Gedanke! Aber wenn ich dabei mitmachen soll, werde ich es nicht wieder für einen Sündenlohn thun, dessen mögen Sie sich versichert halten, meine Herren. Nur

wenn ich an der Geschichte wirklich zu einem reichen Manne werden kann, gebe ich mich dazu her."

„Warum sollten Sie nicht zu einem reichen Manne daran werden können?" meinte Adolph Tobias. „Es wird genug abfallen für alle Betheiligten, sofern man nur mit der nöthigen Umsicht zu Werke geht. Wollen Sie sich also mit Wort und Handschlag verpflichten, zunächst in dem angedeuteten Sinne auf Ihren Freund einzuwirken?"

„Ja!" sagte Paul Leuendorf, indem er nach einem kleinen Zaudern, wie wenn er zuvor einen gewissen instinktiven Widerwillen zu überwinden hätte, seine Hand in die weiße, wohlgepflegte Rechte des Herrn Adolph Tobias legte. „Ja, ich werde es thun. Aber ich wiederhole Ihnen mit aller Offenheit, daß ich diesmal meinen eigenen Vortheil gut im Auge behalten werde."

Die letzte Erklärung, die allerdings an Aufrichtigkeit kaum etwas zu wünschen übrig ließ, blieb ohne eine Erwiederung von Seiten der Gebrüder Tobias; dann aber ließ sich an einem der unmittelbar benachbarten Tischchen ein Herr nieder, der nothwendig jedes Wort der von den Dreien geführten Unterhaltung vernehmen mußte.

Man tauschte also unter dem Zwange dieser unwillkommenen Nachbarschaft nur noch einige gleichgiltige Bemerkungen untereinander aus, und Paul Leuendorf erhob sich zuerst, um das Kaffeehaus zu verlassen. Wenige Minuten später, nachdem Hugo sich eine frische Cigarre angezündet und Adolph das sechste Stück Kuchen verzehrt hatte, folgten ihm auch die Brüder Tobias.

Während sie durch das Gewühl der Leipziger Straße schritten, wo das Rasseln der Wagen und das unaufhörliche Klingeln der Pferdebahnen jede Gefahr des Belauschtwerdens beseitigten, meinte Hugo mit etwas bedenklichem Ausdruck: „Du hättest doch vielleicht besser gethan, nicht sogleich das ganze Spiel vor ihm aufzudecken, Adolph!

Ich habe es an seiner Unverschämtheit bemerkt, daß er diese Offenheit für eine Dummheit hielt und jetzt nach Belieben mit uns umspringen zu können glaubt. Wie nun, wenn er eines Tages aus irgend einer Ursache seinen Vortheil darin findet, gegen uns zu intriguiren? Auf den Handschlag eines so gewissenlosen Schurken, der sich nicht einen Augenblick bedenkt, seinen besten Freund zu verkaufen, ist doch wahrhaftig nicht viel zu geben."

„Gar nichts gebe ich darauf — nicht einen rothen Pfennig! Es war nur so eine gewisse Höflichkeitsform, daß ich mir den Anschein gab, als wenn ich noch einigen Werth auf seine Versprechungen legte. Aber Du brauchst Dir darum wegen seiner Zuverlässigkeit keine Sorge zu machen, lieber Hugo. Wir haben ihn am Fädchen, und wenn er sich zuweilen etwas ungeberdig anstellt, so geschieht es eben nur, weil er das recht gut weiß. Abgesehen davon, daß wir seine Wechsel jeden Augenblick gegen ihn geltend machen können, ist er auch anderweitig so stark verschuldet, daß er sich meiner Schätzung nach kaum noch ein paar Monate über Wasser halten kann, und daß er bald genug als ein demüthig Bittender vor uns stehen wird. Da ist es dann an der Zeit, ihm den Daumen gehörig auf das Auge zu drücken und ihm ein- für allemal die Lust an unverschämten Forderungen zu verleiden. Wenn er aber wirklich eines Tages ganz und gar den Verstand verlieren und etwas gegen uns versuchen sollte, nun, dann haben wir immer noch eine Waffe, mit der wir ihn zu Boden strecken können, daß er winselnd um Gnade flehen wird."

„Ah, den gefälschten Wechsel! Richtig — den hatte ich im Augenblick vollständig vergessen."

„Ja, den gefälschten Wechsel, den der Dummkopf vernichtet und vom Erdboden verschwunden glaubt, während er wohlverwahrt in unserem Geldschranke liegt. Ich denke,

er wird große Augen machen, wenn Einer von uns ihm eines Tages dies kleine Papier unter die Nase hält."

Die Gebrüder Tobias sahen einander an und lächelten. Es ließ sich wirklich kaum ein hübscheres Bild herzlichsten Einvernehmens denken, als sie es darboten. Sie hatten sich ohne Streit und Meinungsverschiedenheit über diese Sache geeinigt, wie sie sich bisher noch immer geeinigt hatten. War es doch der gemeinsame Vortheil, für den Jeder von ihnen arbeitete, und hatten sie doch ihren Gesellschaftsvertrag unter Zuziehung zweier Rechtsanwälte so geschickt abgeschlossen, daß Keiner den Anderen hintergehen konnte, ohne sich zugleich in das eigene Fleisch zu schneiden.

Sechstes Kapitel.

Die Vorbereitungen zu Walter Jasmund's Hochzeit wurden mit einer Eilfertigkeit betrieben, welche alle Welt in lebhaftes Erstaunen versetzte. Kaum sechs Wochen nach der überraschenden Verlobung des jungen Paares sollte bereits die eheliche Verbindung stattfinden, und mit Rücksicht auf die Nähe dieses Termins, welchen Walter vorgeschlagen, und Gerda ohne jeden Widerspruch angenommen hatte, war die Letztere nicht erst nach ihrem früheren Wohnorte zurückgekehrt, sondern als Gast im Hause ihres Vetters Leuendorf geblieben.

Daß Frau Antonie die Beschaffung der Aussteuer — selbstverständlich auf Gerda's Kosten — als ihr alleiniges Recht in Anspruch nehmen würde, war bei ihrer leidenschaftlichen Neigung, Einkäufe zu machen, wohl vorauszusehen gewesen. Sie entwickelte bei der Erfüllung dieser angenehmen Pflicht nun eine Lebhaftigkeit und Unermüdlichkeit, die man bei ihrem etwas phlegmatischen Temperament kaum hätte für möglich halten sollen.

Widerspruchslos ließ Gerda ihre Verwandte gewähren,

und schon am dritten oder vierten Tage gab sie es sogar auf, sie in die Magazine zu begleiten, in denen Frau Antonie mit innigem Vergnügen ganze Gebirge von Stoffen und Wäschestücken vor sich aufthürmen ließ. Zuweilen wohl schüttelte die junge Braut in leiser Mißbilligung den Kopf, wenn zugleich mit den umfangreichen Packeten auch lange Rechnungen von oft sehr bedeutendem Betrage in das Haus gebracht wurden; aber wenn sie dann versuchen wollte, Antonie eine freundliche Vorstellung über ihre Verschwendung zu machen, hatte diese so zahlreiche und beredte Gründe für die unerläßliche Nothwendigkeit jedes einzelnen Gegenstandes in Bereitschaft, daß Gerda es bald aufgab, ihrer Leidenschaft für den Einkauf unnützer Dinge Zügel anzulegen.

Freilich würde sie unter anderen Verhältnissen einem so thörichten Beginnen wohl kaum mit demselben Gleichmuth zugesehen haben. Jetzt aber — seit dem Tage ihres Verlöbnisses — legte sie nicht nur in Bezug auf Frau Antoniens Gebahren, sondern auch in Bezug auf alles Andere, was in ihrer Umgebung geschah, eine Theilnahmlosigkeit an den Tag, die zuweilen nur zu sehr einer völligen Stumpfheit glich. Sie lehnte unterschiedslos alle an sie ergehenden Einladungen ab und sie weigerte sich mit Entschiedenheit, eine Theatervorstellung oder ein Konzert zu besuchen. Wenn sie als einzigen Grund dafür immer wieder angab, daß sie sich nicht wohl genug befinde, so wurde diese Erklärung durch ihr Aussehen allerdings hinreichend unterstützt; denn der zarte Hauch der Gesundheit auf ihren Wangen schwand mit jedem Tage mehr dahin, und die schlaffe Müdigkeit ihrer sonst so lebhaften und graziösen Bewegungen deutete ebenfalls auf das Vorhandensein starken körperlichen Unbehagens.

Trotzdem wies sie den Gedanken, einen Arzt zu Rathe zu ziehen, mit aller Bestimmtheit zurück, und als sie

einmal in Frau Antoniens Boudoir auf einen alten, schwatzhaften Sanitätsrath stieß, verließ sie in fast unhöflicher Weise das Zimmer, noch ehe Jener im Stande gewesen war, eine Frage an sie zu richten. Es war, wie man ihr später mittheilte, der Hausarzt, welchen man neuerdings an Doktor Platenius' Stelle gesetzt hatte. Denn von diesem Letzteren war zwei Tage nach der bedeutsamen Abendgesellschaft ein an Paul Leuendorf gerichteter Brief eingetroffen, in dem er mit einem Ausdruck kühlen Bedauerns mitgetheilt hatte, daß er durch seine Studien gezwungen würde, die Privatpraxis nach Möglichkeit einzuschränken, und daß er darum auf die Ehre verzichten müsse, noch weiter der Hausarzt der Familie zu bleiben.

Leuendorf hatte diesen Brief bei Tische vorgelesen und dabei beständig lauernden Blickes über das Blatt hinweg zu seiner jungen Verwandten hinüber geschielt. Aber in Gerda's Gesicht hatte sich kein Zug verändert, und sie hatte weder auf die ironischen Bemerkungen, mit welchen Paul das Schreiben des Arztes begleitete, noch auf Frau Antoniens lebhafte Freudenäußerung irgend eine Erwiederung gehabt.

Walter Jasmund hatte im Anfang mit pünktlichster Regelmäßigkeit den täglichen Besuch gemacht, welchen Sitte und Herkommen von dem Verlobten verlangen. Aber es war wie ein stillschweigendes Uebereinkommen zwischen ihm und Gerda gewesen, daß sie dabei auf das Aengstlichste jedes Alleinsein vermieden und daß sie viel mehr zu den übrigen Anwesenden, als zu einander sprachen.

Von Walter's geschäftlichen Angelegenheiten war mit keiner Silbe mehr zwischen ihnen die Rede gewesen, und als Gerda, die sich dadurch ein wenig beunruhigt fühlte, einmal nach längerem Kampfe eine Andeutung gegen ihren Vetter gewagt, hatte ihr dieser lächelnd erwiedert:

„Mache Dir darum keine Sorgen, mein liebes Bäschen. Die Summen, mit deren Hilfe Walter Jasmund eben im Begriff ist, sich zu arrangiren, fließen aus keiner anderen Quelle, als aus Deinem Vermögen; denn nur auf seine Heirath hin eröffnet sich ihm überall ein fast unbegrenzter Kredit. Wenn es nachher an die Rückzahlung geht, wirst Du die Erleichterung schon bemerken, nach welcher Du Dich so sehr zu sehnen scheinst."

Gerda hatte sich durch Form und Inhalt dieser Auskunft in gleichem Maße peinlich berührt gefühlt und mit geheimen Entsetzen hatte sie wahrgenommen, daß sich von dem Widerwillen, welchen sie gegen die Art ihres Vetters empfand, ein beträchtlicher Theil plötzlich auch auf Walter Jasmund übertrug. Wohl glaubte sie später nach ruhiger Ueberlegung diesen Widerwillen völlig überwunden zu haben; aber es rief dann doch ein Gefühl nicht geringer Erleichterung in ihr hervor, als ihr Verlobter ihr noch an dem nämlichen Tage mittheilte, daß er nothwendig sofort eine Reise nach seinem neu erworbenen Gute Klissborn antreten müsse, und daß er voraussichtlich erst acht oder zehn Tage vor der Hochzeit werde zurückkehren können.

Es mußten dann wohl Umstände eingetreten sein, welche ihn wider Erwarten noch länger an dem Ziel seiner Reise festhielten. In kurzen telegraphischen Mittheilungen verschob er wiederholt den Tag seiner Ankunft, und die letzte Nachricht aus Klissborn lautete dahin, daß er leider erst vierundzwanzig Stunden vor der bedeutungsvollen Feier eintreffen werde.

Frau Antonie hatte sich rechtschaffen bemüht, Gerda mit allerlei annehmbaren Gründen über dies immerhin etwas sonderbare Verhalten des Bräutigams zu trösten; aber sie hatte bald den Eindruck gewonnen, daß das junge Mädchen solchen Trostes gar nicht bedürfe, und

daß die Abwesenheit Jasmund's ihr ebenso gleichgiltig sei, wie alles Andere, das sich um sie her ereignete.

In mächtigen Körben, Kisten und Truhen war in den Räumen der Leuendorf'schen Wohnung inzwischen Alles aufgestapelt worden, was Frau Antoniens Erfahrung und Geschmack als für eine Neuvermählte unentbehrlich angesehen hatte. Es war am Montag, und bereits am Mittwoch sollte sowohl die standesamtliche als die kirchliche Trauung des jungen Paares stattfinden. Da gab es natürlich noch unzählige Dinge zu bedenken, anzuordnen und zu bestellen, obwohl zu Frau Antoniens lebhaftem Verdruß auf Gerda's sehr bestimmt ausgesprochenen Wunsch von jeder größeren Festlichkeit Abstand genommen und nur für einen kleinen Kreis von Eingeladenen ein Diner in einem vornehmen Restaurant gegeben werden sollte. Gerda kümmerte sich auch jetzt um alle diese Vorbereitungen nicht im Mindesten, und mehr aus Mitleid für Frau Antonie, die von allen Anstrengungen wirklich schon ganz erschöpft schien, als aus persönlichem Interesse für die Sache, entschloß sie sich, eine Besorgung zu übernehmen, welche die junge Frau im Drange ihrer Geschäfte trotz aller vorsorglichen Notizzettelchen vergessen hatte.

Das große Waarenmagazin, in dem sie ihren Einkauf machen wollte, war sehr stark besucht, und es konnte Gerda nicht gerade Wunder nehmen, daß sie sich plötzlich von einer Frauenstimme begrüßt und mit ihrem Namen angeredet hörte. Aber es kostete sie nun doch Mühe, ihre Bestürzung zu verbergen, als sie, sich umwendend, die kleine, schwarz gekleidete und etwas verwachsene Dame gewahrte, von der jener freundliche Gruß allein ausgegangen sein konnte.

Nur ein einziges Mal hatte sie dieselbe flüchtig gesehen; aber ihre Gedanken hatten sich während der letzten Wochen so viel mit ihr beschäftigt, daß sie sie auch ohne

ihre charakteristische äußere Erscheinung auf der Stelle erkannt haben würde. Das erste Empfinden, welches die unansehnliche, ja, geradezu häßliche Tochter des Kommerzienraths Petermann in ihr wachrief, war ein unerklärliches, aber darum nicht minder lebhaftes Gefühl entschiedenster Abneigung. Sie erwiederte den Gruß darum ziemlich kühl und gab durch ihre Haltung deutlich genug zu erkennen, daß sie die Begegnung so kurz als möglich abzuthun wünsche. Fräulein Melanie Petermann aber schien ihre Absicht entweder nicht zu verstehen oder sie fühlte sich aus irgend einer Ursache nicht geneigt, sie zu beachten. Mit einem unveränderlich freundlichen Lächeln auf dem unschönen Gesicht blieb sie an Gerda's Seite und ertheilte ihr, die sich bei dem beabsichtigten Einkauf ziemlich unpraktisch anstellte, einige sehr zweckmäßige Rathschläge in so bescheidener und liebenswürdiger Form, daß es geradezu unmöglich gewesen wäre, sie anders als mit höflichem Dank entgegen zu nehmen.

Und je länger dies Beisammensein währte, desto mehr fühlte Gerda ihre erste Abneigung gegen das von der Natur so stiefmütterlich bedachte und im Grunde so bedauernswerthe Mädchen schwinden. Mit Beschämung sagte sie sich, daß hier eine Regung der Eifersucht doch wahrlich selbst dann sehr schlecht am Platze gewesen wäre, wenn sie überhaupt ein Recht gehabt hätte, auf eine ehemalige Geliebte des Doktor Platenius eifersüchtig zu sein; und mit der Bereitwilligkeit einer ehrlichen Natur, begangenes Unrecht wieder gut zu machen, zeigte auch sie sich jetzt herzlich und liebenswürdig gegen ihre Begleiterin.

Auch auf der Straße, nachdem sie das Magazin verlassen hatten, trennten sie sich noch nicht. Fräulein Melanie erklärte, daß sie nichts zu versäumen habe und daß es ihr bei dem schönen Frühlingswetter ein besonderes Vergnügen sei, ihrer jungen Bekannten auf dem Heim-

wege Gesellschaft zu leisten. Sie sprachen eine Weile von gleichgiltigen Dingen; dann sagte die Tochter des Kommerzienraths plötzlich: „Wie thöricht doch die Leute zuweilen reden und aus wie nichtigen Ursachen ein angeblich wohlverbürgtes Gerücht entstehen kann. Sie haben sich, wie ich höre, mit dem Bankier Jasmund verlobt, und ich erlaube mir, Ihnen noch etwas verspätet meine Glückwünsche auszusprechen. Aber wahrscheinlich hatten Sie selber keine Ahnung davon, daß von Bekannten und guten Freunden ganz anders über Ihre Hand verfügt worden war. Bei einer Anzahl von Klatschschwestern beiderlei Geschlechts galt es als vollkommen ausgemacht, daß Herr Doktor Platenius Sie als seine Gattin heimführen würde."

Auf Gerda's Wangen hatte jäh die Farbe gewechselt, aber sie hoffte, daß der herabgezogene Schleier der Anderen ihr Erröthen verborgen habe. Um jeden Preis wollte sie verhindern, daß das Gespräch bei diesem Gegenstande verweile.

„Ein sehr thörichtes Gerede — in der That," sagte sie kurz. „Für das Bedauern, welches Sie mir damals ohne Zweifel zu Theil werden ließen, war, wie Sie sehen, glücklicherweise kein Anlaß vorhanden."

In aufrichtiger Ueberraschung erhob Melanie Petermann das magere Gesicht zu ihrer schönen jungen Begleiterin.

„Ich verstehe Sie wohl nicht ganz, mein liebes Fräulein," erwiederte sie freundlich. „Die Verbindung, welche Sie mit Herrn Jasmund eingegangen sind, bedeutet für Sie, da Sie ihn lieben, ja sicherlich ein viel größeres Glück; eine Veranlassung, Sie zu bedauern aber hatte ich darum doch gewiß nicht, als ich von Ihrer angeblich bevorstehenden Verlobung mit Herrn Doktor Platenius sprechen hörte."

„Sie scheinen geneigt, eine Großmuth gegen den genannten Herrn zu üben, welche er wohl kaum verdient hat. Aber vielleicht ist es besser, wenn wir uns überhaupt nicht weiter mit seiner Person beschäftigen. Es macht am Ende doch weder Ihnen noch mir eine besondere Freude, von ihm zu sprechen.“

Sie hatte ganz gelassen bleiben wollen, um in dem Gemüth der kleinen Verwachsenen von vornherein jeden Argwohn zu ersticken; aber nun war sie doch wider ihren Willen so heftig geworden, daß sie vor dem harten Klang der eigenen Worte erschrak. Vielleicht waren es die großen erstaunten, mit fragendem Bick auf sie gerichteten Augen der Anderen, welche sie in Verwirrung und damit zugleich in eine gesteigerte Aufregung versetzten.

„Ich sollte nicht von ihm sprechen? Sie haben Recht,“ sagte die Tochter des Kommerzienraths mit einer fast demüthigen Bescheidenheit, welche Gerda eigenthümlich rührend in das Herz klang, „aber es ist ein recht schmerzliches Verbot, auf welches Sie mich da hinweisen, mein liebes Fräulein. Mein Verschulden an jenen peinlichen Vorgängen war vielleicht doch ein geringeres, als Sie zu glauben geneigt sind.“

In ihren Augen schimmerten Thränen, und Gerda blieb ganz erschrocken stehen.

„Ihr Verschulden? Vergeben Sie mir, verehrtes Fräulein, wenn irgend ein ungeschickter Ausdruck Sie in den Glauben versetzen konnte, daß ich auf etwas derartiges hinzudeuten wagte! Es muß Ihnen mit Recht als sehr unpassend erscheinen, daß ich überhaupt Anlaß gegeben habe, einen Vorfall zu berühren, der Niemand angeht als Sie selbst; aber da es nun einmal geschehen ist, so lassen Sie mich unumwunden aussprechen, daß in den Augen jedes ehrenhaften und redlich denkenden Menschen nicht die Betrogene, sondern nur der charakterlose,

selbstsüchtige Betrüger als strafwürdig und verdammenswerth erscheinen kann."

Sie fühlte, wie sich bei den letzten Worten Melanie's kleine hagere Hand auf ihren Arm legte, und sie fühlte auch, daß diese Hand heftig zitterte.

„Um Gottes willen, Fräulein Hornstein — wer ist es, von dem Sie da sprechen? Wer ist es, den Sie einen charakterlosen Betrüger nennen?"

„Erscheint Ihnen die Ausdrucksweise zu hart, die ich da in Bezug auf Doktor Platenius gewählt habe, so —"

Die kleine Hand umklammerte ihren Arm mit einem Druck, welcher Gerda geradezu Schmerz bereitete.

„Sprechen Sie nicht weiter, liebes Fräulein, und geloben Sie mir feierlich, daß Sie nie wieder, zu keinem Menschen etwas Aehnliches sagen werden. Es müßte Sie bitter gereuen; denn ich halte Sie für viel zu stolz und hochsinnig, als daß Sie einen edlen, großherzigen Mann aus irgend einem kleinlichen Rachegelüst grundlos verleumden möchten."

Man konnte eine solche Warnung nicht sanfter und herzlicher aussprechen, als es Melanie Petermann gethan; Gerda aber hatte nichtsdestoweniger eine Empfindung, als wäre sie plötzlich des fluchwürdigsten aller Verbrechen beschuldigt worden.

„Verleumden — ich?" wiederholte sie in höchster Bestürzung. „Ja, mein Gott, waren denn nicht Ihre eigenen Worte eine Bestätigung für Alles, was man mir über die ehrlose Handlungsweise des Doktor Platenius erzählt hat, wenn Sie sich auch unverkennbar bemühten, ihn edelsinnig zu schonen?"

Mit einem kleinen, wehmüthigen Lächeln schüttelte das häßliche, alternde Mädchen den Kopf.

„Er hat weder ehrlos gehandelt, noch habe ich einen Grund, ihn zu schonen! Wenn man Ihnen etwas Anderes

erzählt hat, so hat man Sie auf Kosten eines braven Mannes schmählich belogen. Oder könnte es in Ihren Augen etwa für eine Ehrlosigkeit gelten, wenn ein armer Mann seine Person und sein Herz nicht verkaufen will, obgleich ihm eine Fülle lockender Reichthümer dafür geboten wird?"

Jetzt konnte selbst der schützende Schleier nicht mehr verbergen, zu einer wie marmornen Blässe Gerda's Antlitz sich verfärbt hatte. Noch ehe sie eine Antwort auf ihre letzte Frage erhalten hatte, fragte Fräulein Melanie voll ehrlicher Besorgniß, ob ihrer Begleiterin etwas zugestoßen sei und ob sie sich unwohl fühle. Gerda schüttelte den Kopf; aber sie winkte eine eben vorüberfahrende Droschke heran und zog die verwunderte Melanie mit sich fort.

„Sie müssen mich begleiten," sagte sie leidenschaftlich bittend, „Sie dürfen sich nicht weigern, mir eine Viertelstunde zu schenken; denn Sie allein sind im Stande, mich von einer furchtbaren Ungewißheit zu befreien!"

„Gewiß, gewiß! Wie könnte ich Sie jetzt auch allein lassen, da Sie sich in einer so großen Aufregung befinden. Aber sagen Sie mir nur um Gottes willen, was ist es, das Ihnen in meiner Aeußerung so nahe gehen konnte?"

„Nicht hier," wehrte Gerda ab. „Mir ist, als ob alle diese Leute mit den Fingern auf mich weisen müßten, wenn ich es ausspräche. Lassen Sie uns nicht früher davon sprechen, als bis wir allein in meinem Zimmer sind."

Fräulein Melanie fügte sich mit jener ruhigen Bescheidenheit, die einen Grundzug ihres ganzen Wesens auszumachen schien, und schweigend legten sie den kurzen Weg bis zur Wohnung Paul Leuendorf's zurück.

Das Mädchen, welches ihnen öffnete, war ein wenig erstaunt über die Begleitung, die das Fräulein sich da mitgebracht hatte, und ihre Verwunderung wuchs, als

Gerda mit ungewohnter Kürze und Schroffheit befahl: „Sie werden der gnädigen Frau nicht sagen, daß ich einen Besuch habe, und Sie werden Sorge tragen, daß uns Niemand in meinem Zimmer stört!"

Als die Thür des kleinen traulichen Gemaches hinter ihnen zugefallen war, nahm Gerda sich nicht erst die Zeit, Mantel und Hut abzulegen, und sie vergaß es auch, ihre halb unfreiwillige Besucherin dazu aufzufordern. Beide Hände der kleinen Verwachsenen ergreifend und sie neben sich auf das Sopha niederziehend, sagte sie fast athemlos vor Erregung: „Wenn es eine unpassende Zumuthung ist, welche ich da an Sie richte, mein verehrtes Fräulein, so halten Sie das einem Gemüthszustande zugute, den ich Ihnen mit Worten wohl kaum zu schildern vermöchte! Sie sprachen davon, daß Doktor Platenius seine Person und sein Herz nicht für eine Fülle lockender Reichthümer habe verkaufen wollen — würden Sie sich nicht entschließen können, mir nun auch zu sagen, wann und unter welchen Umständen er eine solche Gesinnung an den Tag gelegt hat?"

„So wissen Sie es nicht? Es hatte doch den Anschein, als seien Sie von Allem unterrichtet, obwohl ich freilich nicht zu errathen vermochte, auf wen diese Indiskretion zurückzuführen sei."

„Ich weiß nichts Anderes, als daß Doktor Platenius sich um Ihre Hand beworben habe und in schimpflicher Weise von dieser Bewerbung zurückgetreten sei, nachdem Ihr Herr Vater ihm bedeutet, daß er auf eine erhebliche Mitgift nicht zu rechnen habe."

In Fräulein Melanie's sonst so sanften Augen entzündete sich die Gluth eines wirklichen Zornes.

„O, welch' eine schändliche Lüge!" rief sie aus. „Welch' eine unerhörte Verdrehung der Wirklichkeit! Freilich, wenn irgend ein erbärmlicher Verleumder es wagt, solche Gerüchte in Umlauf zu setzen, bin ich Ihnen wohl eine

wahrheitsgemäße Erzählung schuldig, wie wenig glänzend auch die Rolle sein mag, die ich selber mir darin zutheilen kann. Nicht Doktor Platenius war es, der sich um meine Hand beworben hat, sondern diese Hand ist ihm, wenn auch wahrlich nicht auf meine Veranlassung und mit meiner Zustimmung, in kaum verblümter Form angetragen worden, zugleich mit einem Vermögen, das ihm alle Annehmlichkeiten des Lebens gesichert und ihn für immer jeder Nothwendigkeit eigenen Erwerbs überhoben haben würde. Sie sehen mich erstaunt und zweifelnd an, mein liebes Fräulein; Sie glauben vielleicht gar, daß ich eine ungeheuerliche Selbstverlästerung ersinne, einen Mann zu rechtfertigen, dem meine Neigung gehört! Aber es handelt sich leider nicht um einen solchen Akt erhabener Großmuth, sondern nur um die lautere Wahrheit. Platenius hatte mich während einer schweren Erkrankung behandelt. Seine bis zur edelsten Selbstverleugnung gesteigerte rückhaltlose Hingabe an die Pflichten des ärztlichen Berufs, die männliche Festigkeit und die abgeklärte Ruhe seines Wesens, die Größe und Lauterkeit der Gesinnung, die er absichtslos bei zahlreichen, mehr oder minder bedeutsamen Anlässen offenbarte, vielleicht auch die bezwingende Wirkung seiner äußeren Erscheinung, hatten im Verein mit der Dankbarkeit, die ich dem Retter meines Lebens schuldete, mein armes, thörichtes, durch die Krankheit vielleicht doppelt empfänglich gemachtes Gemüth überwältigt. Ich hatte keinen anderen Gedanken mehr, als an ihn, ich lauschte auf seinen nahenden Schritt wie auf eine himmlische Musik, und mit unerträglicher Langsamkeit schlichen die Minuten dahin, in denen ich sein kluges, edles Gesicht nicht sehen, seine klare Stimme nicht vernehmen konnte. Es war sehr thöricht — gewiß, und ich nehme es Ihnen durchaus nicht übel, mein liebes Fräulein, wenn Sie sich insgeheim lustig machen über

diesen lächerlichen Johannistrieb einer häßlichen alten Jungfer, die der liebe Herrgott nicht einmal ganz gerade hat in die Höhe wachsen lassen. Aber ich habe mir nun einmal vorgenommen, die Wahrheit zu sagen, und ich verhieß Ihnen ja im Voraus, daß ich keine sehr glänzende Figur dabei machen würde. Daran, daß meiner verschwiegenen Sehnsucht jemals das berauschende Glück einer Erfüllung zu Theil werden könnte, dachte ich freilich nicht. Und vielleicht gerade deshalb bemühte ich mich so wenig, vor den forschenden Blicken meiner Umgebung zu verbergen, was in meinem Innern vorging. Im Allgemeinen nimmt sich ja auch Niemand die Mühe, sich um das Seelenleben eines alten, verwachsenen Mädchens sonderlich viel zu kümmern, und nur der Umstand, daß ich den zärtlichsten und liebevollsten aller Väter habe, führte diesmal eine verhängnißvolle Ausnahme von dieser Regel herbei. Er sah die Veränderung in meinem Wesen und hatte die Ursache halb errathen, noch ehe ich sie ihm auf sein Drängen nach und nach gestand. Leuchtenden Antlitzes versprach er mir, daß ich glücklich sein würde, und um ihm eine Freude zu machen, stellte ich mich, als ob ich ihm Glauben schenkte. Ich ahnte ja nicht, auf welche Weise er in beinahe thörichter Vaterliebe sein Versprechen zur Wahrheit zu machen gedachte. Zwei Tage später stürzte er erregt und mit dunkel geröthetem Antlitz in mein Zimmer. Er gedachte zwar, mir zu verheimlichen, was sich eine Viertelstunde vorher in seinem Privatkabinet zugetragen hatte, aber da eine kleine unbedachte Aeußerung meinen Argwohn rege gemacht hatte, ruhte ich nicht eher, als bis ich Alles erfahren. Mein guter Vater hatte den Doktor Platenius zu sich bitten lassen und hatte ihm erst verstohlene, dann, da er anscheinend nicht verstanden wurde, ganz unzweideutige Hinweise auf meine Neigung und auf seine eigene Bereitwilligkeit, für die Erfüllung meiner

Wünsche jedes erdenkliche Opfer zu bringen, gegeben. Er, der mich eben mit ganz anderen Augen ansieht als alle Welt, konnte ja nicht begreifen, daß mich Jemand nur um meiner Häßlichkeit willen verschmähen sollte, zumal, wenn er mit mir zugleich mühelos ein Vermögen gewann, dessen Erwerb meinen Vater ganze Jahrzehnte saurer Arbeit gekostet hatte. Darum vermochte er die bestimmte und bündige Zurückweisung, die ihm von Seiten des Doktors zu Theil geworden, kaum zu verwinden. Sie bildete wohl die bitterste Kränkung und Enttäuschung seines ganzen Lebens; aber wie tief er sich auch im innersten Herzen getroffen fühlte, wie groß und schmerzlich auch seine Erregung war — er mußte doch trotz aller ungerechten Zornesausbrüche gegen Platenius widerwillig zugeben, daß der Doktor sich in seiner peinlichen Lage nicht nur mannhaft und würdig benommen, sondern sich auch voll feinsten Zartgefühls gezeigt habe. Meines Vaters Liebe für mich ist so innig und so blind in ihrer Innigkeit, daß er den Mann wohl hassen muß, der es wagen konnte, mich mitsammt all' seinem Reichthum zu verschmähen; aber die fleckenlose und unantastbare Ehrenhaftigkeit des Mannes, den Sie vorhin einen Betrüger nannten, mein Fräulein, kann wahrlich nicht glänzender dargethan werden, als dadurch, daß mein Vater ihm trotz dieses Hasses doch auch heute noch seine Achtung nicht versagt."

Gerda hatte die lange Erzählung mit keinem Ausruf und mit keiner Frage unterbrochen. In statuenhafter Unbeweglichkeit hatte sie neben der Sprechenden gesessen, die weitgeöffneten starren Augen unverwandt auf ihre Lippen heftend, als wäre das, was diese schmalen Lippen verkündeten, nicht die Geschichte eines fremden Herzenskummers, sondern ein bedeutungsschweres Urtheil über Leben und Sterben.

Auch als die Tochter des Kommerzienraths nun ge-

endet hatte, rührte Gerda sich nicht sogleich. Aber ihr Schweigen und ihre Ruhe erschienen Melanie so unheimlich, daß sie schüchtern den Arm um sie legte, wie wenn sie die junge Bekannte durch die sanfte Liebkosung aus ihrer Versunkenheit wecken wollte. Und das mochte ihr denn in der That gelungen sein, denn bei der Berührung schrak Gerda heftig zusammen, und indem sie sich der zarten Umschlingung entwand, glitt sie vom Sopha herab auf den Teppich nieder, verbarg ihr Gesicht in Melanie's Schoß und begann bitterlich zu weinen.

Bestürzt und voll innigen Mitleids blickte die häßliche alte Jungfer auf die schöne, unter der Gewalt eines furchtbaren Schmerzes erbebende Gestalt der Knieenden nieder. Wohl hätte sie nicht den angeborenen Scharfsinn der Frau in allen Herzenssachen haben müssen, wenn ihr die Ursache von Gerda's heftiger Erregung auch jetzt noch ein Geheimniß gewesen wäre. Aber gerade weil sie diese errieth, verzichtete sie darauf, durch leere, nichtssagende Trostesworte ihre Theilnahme zu beweisen. Sie streichelte nur mit der mageren Hand Gerda's weiches, glänzendes Haar, und ihre Lippen bewegten sich wie zu einer Aeußerung des Mitleids, die sie dann doch in der Tiefe ihres Busens verschloß, ehe sie ausgesprochen war.

Da wurde plötzlich nach hastigem Anklopfen die Thür des Zimmers aufgerissen, und in einem sehr kleidsamen Straßenkostüm, mit leuchtenden Augen und angenehm gerötheten Wangen stand Frau Antonie, fertig zum Ausgehen gekleidet, auf der Schwelle. Der fröhliche Zuruf, den sie auf der Zunge gehabt, erstarb bei dem Anblick der seltsamen Gruppe, welche sie da so unerwartet vor sich sah. Da sich Gerda nicht rührte, war auch Melanie gezwungen, in ihrer Stellung zu verharren, und so vergingen einige sehr peinliche Sekunden, bis Antonie mit dem Ausdruck höchsten Erstaunens rief: „Mein Gott,

Fräulein Petermann, Sie hier, ohne daß ich es weiß, und in einer solchen Situation? Was, um des Himmels willen, ist Dir denn zugestoßen, meine liebste, einzige Gerda?"

Der Klang der wohlbekannten Stimme hatte die Weinende aufgerüttelt. Sie erhob das thränenüberströmte Antlitz und richtete sich in die Höhe. Frau Antonie wich ganz erschrocken um einen Schritt zurück, als sie von dem funkelnden, Zorn und Verachtung sprühenden Blick des jungen Mädchens getroffen wurde, und Paul Leuendorf, der ahnungslos hinter seiner Frau in die offene Thür getreten war, hätte sich am liebsten auf der Stelle unsichtbar gemacht, da er Fräulein Melanie gewahrte.

„Was mir zugestoßen ist?" wiederholte Gerda hart. „Nichts weiter, als daß ich darüber belehrt worden bin, wie falsch und erbärmlich zuweilen selbst die an uns handeln können, denen wir unser ganzes Vertrauen geschenkt und niemals eine Veranlassung gegeben haben, uns Böses zu wünschen. Geht — ich bitte euch dringend, geht! Denn ich möchte nicht gezwungen sein, Alles auszusprechen, was ich in diesem Augenblick gegen euch empfinde!"

Frau Antonie zauderte noch; aber ihr Gatte erfaßte sie am Arm und zog sie mit sanfter Gewalt von der Thür hinweg.

„Komm, liebes Kind!" sagte er. „Unsere theure Gerda scheint in der That sehr aufgeregt, und es wird sich hoffentlich später eine günstigere Gelegenheit finden, das Mißverständniß aufzuklären, welches hier obwalten muß."

Eine Minute später waren Beide verschwunden, und Gerda wandte sich tief aufathmend an ihre Besucherin: „Ich habe Sie um Verzeihung zu bitten, sowohl wegen meiner Fassungslosigkeit, als auch wegen der häßlichen Scene, zu deren Zeugin Sie soeben gegen Ihren Willen gemacht wurden. Und ich habe Ihnen vor Allem zu

danken, von ganzem Herzen zu danken für die edle Aufrichtigkeit, mit der Sie ohne Rücksicht auf sich selbst für die Ehre eines schmählich Verleumdeten eintraten. Ich hoffe, Ihnen den Beweis zu liefern, daß Ihr hochherziges Beispiel mich nicht umsonst beschämt haben soll."

Sie bückte sich nach dem Hute, der ihr vorhin vom Haupte geglitten war, und befestigte ihn wieder auf ihrem reichen Haar. Es war kein Zweifel, daß sie sofort auszugehen dachte, und Melanie sah ihrem Beginnen darum nicht ohne Besorgniß zu.

„Wenn ich mir in dieser Stunde wirklich einen kleinen Anspruch auf Ihre Erkenntlichkeit und Ihr Vertrauen erworben habe, liebes Fräulein," sagte sie endlich, „so lassen Sie mich erfahren, was Sie jetzt zu unternehmen gedenken. Es geschieht sicherlich nicht aus bloßer Neugierde, daß ich Sie darnach frage."

„Ich will ein begangenes Unrecht wieder gut machen, soweit ich noch die Macht dazu besitze. Ich habe dem Doktor Platenius eine schwere Beleidigung zugefügt, und ich will zu ihm gehen, um ihm Abbitte dafür zu leisten."

Sie hatte die Hand bereits auf den Thürgriff gelegt, aber die kleine Verwachsene hielt sie durch einen bittenden Blick der großen sanften Augen zurück.

„Ihre Absicht entspringt gewiß aus den besten und löblichsten Beweggründen," sagte sie, „aber Sie thun vielleicht dennoch besser, ihre Ausführung bis zu einer ruhigeren Stunde zu verschieben. Gegen einen Besuch, wie Sie ihn da vorhaben, könnten doch mit Recht allerlei Bedenken geltend gemacht werden, und es könnten Ihnen später Unannehmlichkeiten daraus erwachsen, deren Bedeutung Sie jetzt vielleicht unterschätzen."

Die altjüngferliche Zimperlichkeit, mit der diese Einwendungen vorgebracht wurden, konnte nicht gerade dazu beitragen, ihren überzeugenden Eindruck auf Gerda zu

vermehren. Ruhig hatte das junge Mädchen die Warnerin angehört, nun aber schüttelte es um so entschiedener das Köpfchen.

„Es darf in diesem Fall für mich keine Bedenken und keine Furcht vor späteren Unannehmlichkeiten geben. Ich habe einfach eine Pflicht zu erfüllen, und jede Viertelstunde unnützen Aufschubes kann nur die Pein der Vorwürfe vergrößern, welche ich mir zu machen habe. Seien Sie versichert, daß Alles, was mich etwa künftig infolge meiner jetzigen Handlungsweise treffen könnte, geringfügig und unbedeutend ist im Vergleich zu dieser Pein."

Fräulein Melanie mochte wohl einsehen, daß angesichts einer so unbeugsamen Entschlossenheit ein nochmaliges Zureden überflüssig und zwecklos sein würde, und statt aller weiteren derartigen Versuche erklärte sie darum mit überraschender Bestimmtheit: „Nun wohl, wenn es einmal Ihr fester und unabänderlicher Wille ist, den Doktor in seiner Wohnung aufzusuchen, so werden Sie mir wenigstens gestatten, Sie dahin zu begleiten. Schon um der Aufregung willen, in der Sie sich befinden, könnte ich es nicht vor meinem Gewissen verantworten, Sie jetzt zu verlassen."

Gerührt erfaßte Gerda die Hand des alternden Mädchens.

„Ich werde Ihnen die unverdiente Güte, welche Sie mir heute erzeigt haben, niemals vergessen, Fräulein Melanie! Das Opfer aber, welches Sie mir da bringen wollen, ist denn doch wohl zu groß, als daß ich es annehmen dürfte. War es doch sicherlich bis zu diesem Augenblick ihr Wunsch, dem Doktor Platenius nie wieder gegenüber zu treten."

„Und wenn es auch so gewesen wäre, was ist am Ende daran gelegen! Ich habe inzwischen gelernt, den ungestümen Schlag meines alten rebellischen Herzens in ein

Tempo zu bringen, das meinen Jahren besser ansteht, und wenn Platenius wirklich etwas wie Verachtung für mich empfinden sollte, so wird er doch wohl großmüthig genug sein, es mich nicht fühlen zu lassen."

Gerda wehrte sich nicht länger gegen das Erbieten der unter so seltsamen Umständen gewonnenen Freundin, und so fuhren sie, ohne beim Verlassen des Hauses dem Ehepaar Leuendorf noch einmal zu begegnen, nach der Wohnung des Doktors, deren Lage Melanie glücklicherweise bekannt war.

Vor der Thür derselben machte die Tochter des Kommerzienraths noch einen schüchternen Versuch, ihre Begleiterin zur Umkehr zu bewegen; aber die Zurückweisung, welche sie erfuhr, war auch diesmal trotz aller Freundlichkeit so bestimmt, daß sie sich seufzend fügte und mit Todesverachtung die Glocke zog.

Eine ältliche, etwas mürrisch aussehende Frau öffnete ihnen die Thür, und auf die Frage nach dem Doktor Platenius schüttelte sie unwirsch den Kopf.

„Es ist ein wahres Kreuz, daß mein Mann noch immer versäumt hat, das Schild mit dem Namen des Doktors abzunehmen," sagte sie, „denn wenn er es gethan hätte, würde man nicht fortwährend von Leuten überlaufen werden, die nach ihm fragen. Es sind ja nun schon beinahe acht Tage, daß der Doktor nicht mehr bei uns wohnt."

„Aber Sie werden uns doch wohl angeben können, liebe Frau, wohin er gezogen ist?" fragte Melanie, die es als ihre Pflicht ansehen mochte, für Gerda das Wort zu führen.

Ein klägliches Kindergeschrei, das in demselben Augenblick aus dem Innern der Wohnung vernehmlich wurde, veranlaßte die Frau, ihre Antwort ziemlich kurz und unhöflich abzufassen.

„Nein, ich weiß es nicht!" sagte sie. „Wie ich glaube,

ist er nach Indien gegangen, und wenn Sie da nach ihm fragen wollen, können Sie vielleicht seine genaue Adresse erfahren."

Sie schlug den beiden Damen die Thür vor der Nase zu und man vernahm noch eine Minute lang ihr verdrießliches Gebrumme.

„Welch' ein garstiges Weib!" sagte Melanie entrüstet. „Um eine solche Wirthin ist Doktor Platenius wahrlich nicht zu beneiden gewesen. Was sie da von einer Reise nach Indien sagte, war natürlich nur ein grober Scherz oder vielleicht ein Ausdruck des Aergers über den Verlust ihres Miethers. Wenn Sie noch immer darauf bestehen, Platenius zu sprechen, so denke ich, wir thun am besten, zu seinem Freunde, dem Doktor Gildemeister, zu fahren. Der vermag uns sicherlich zu sagen, wo wir ihn finden können."

„Ja, ja, lassen Sie uns eilen, diesen Herrn aufzusuchen!" drängte Gerda. „Und Sie glauben wirklich, daß die Frau nur ihren Scherz habe mit uns treiben wollen?"

„Ich bin davon überzeugt; denn was hätte Platenius wohl veranlassen können, nach Indien zu gehen?"

Gerda athmete auf. Die letzten Worte der Wirthin mußten ihr mit Centnerlast auf die Seele gefallen sein, und wenn auch die Zuversicht ihrer Begleiterin nun einigermaßen beruhigend auf sie wirkte, so trug ihr blasses Gesicht doch noch sehr deutlich das Gepräge hochgradiger nervöser Erregung, als sie eine Viertelstunde später an Fräulein Melanie's Seite im Wartezimmer des Doktors Gildemeister stand.

Ein günstiger Zufall hatte es gefügt, daß sie gerade zum Schluß der Sprechstunde gekommen waren und nach kurzem Warten vorgelassen werden konnten. Freundlich empfing sie der viel beschäftigte Arzt, der wohl um zehn Jahre älter sein mochte als Platenius. Als er aus Me-

lanie's Munde das Anliegen der beiden Damen vernommen hatte, bewegte er mit einer Miene des Bedauerns das Haupt.

„Sie würden eine weite Reise machen müssen, mein gnädiges Fräulein, wenn Sie ihn aufsuchen wollten, und es wäre auch dann noch sehr fraglich, ob Sie ihn fänden. Mein Freund befindet sich seit sieben Tagen auf dem Wege nach Indien, wohin ihn ein ehrenvoller und bedeutsamer Auftrag des preußischen Kultusministeriums sendet."

Erschrocken hatte Melanie sich nach ihrer jungen Begleiterin umgewendet; aber ihre Besorgniß, daß Gerda angesichts der niederschmetternden Kunde die Fassung verlieren würde, erwies sich diesmal als unbegründet. Wohl war es wie fieberisches Erschauern über den Leib des jungen Mädchens gegangen, ihre Augen hatten sich weit geöffnet, und ihre Linke war unwillkürlich nach dem Herzen gefahren, als ob sie dort einen heftigen körperlichen Schmerz empfände; aber alle diese Anzeichen eines namenlosen seelischen Wehs waren so wenig auffällig, und es gelang ihr so schnell, ihre volle Selbstbeherrschung wieder zu gewinnen, daß Melanie dadurch fast in Verwunderung versetzt wurde, und daß der Arzt jedenfalls nicht das Geringste davon bemerkte. Auch ihre Stimme klang fest und ruhig, als sie nun, zum ersten Male das Wort nehmend, fragte: „Und von welcher Art ist dieser ehrenvolle Auftrag, Herr Doktor? Oder handelt es sich um ein Staatsgeheimniß und ist es nicht gestattet, darnach zu fragen?"

„Nein, mein Fräulein, es ist durchaus kein Geheimniß dabei, außer demjenigen, zu dessen Erforschung mein Freund mit zwei anderen Gelehrten eben ausgesandt worden ist. Die drei deutschen Aerzte und Naturforscher, die sich da nach Niederbengalen auf den Weg gemacht haben, wollen in Kalkutta, dem ständigen Herde der asiatischen Cholera, eingehende Untersuchungen über die Natur und die Ur-

sachen dieser fürchterlichen Seuche anstellen. Doktor Platenius' ausgezeichnete Schrift über parasitische Krankheitserreger hatte die Aufmerksamkeit der Fachkreise und des Ministers in so lebhafter Weise auf ihn gelenkt, daß ihm schon vor etwa drei Monaten in der schmeichelhaftesten Form die Theilnahme an jener hochwichtigen wissenschaftlichen Expedition angetragen wurde. Damals antwortete er auf den Wunsch seiner betagten Eltern mit einer Ablehnung; wenige Wochen später aber nahm er aus Gründen, über die er sich selbst mir gegenüber niemals ausgesprochen hat, die aber wohl von sehr triftiger Art gewesen sein müssen, in einem Schreiben an den Minister die ehrenvolle Einladung dennoch an, und vor einer Woche — wie ich bereits erwähnte — hat er in Gemeinschaft mit den beiden anderen Herren seine weite Reise angetreten."

„Und — und ist bei dieser Expedition die Gefahr für die Theilnehmer nicht viel größer als die Ehre, Herr Doktor? Haben die drei Herren etwa ein Schutzmittel mitgenommen, das sie davor bewahrt, selbst von der Seuche ergriffen und hinweggerafft zu werden?"

Der Doktor machte ein ernstes Gesicht.

„Die Reise meines Freundes wäre überflüssig gewesen, wenn es heute schon ein solches Schutzmittel gäbe, mein Fräulein. Wer sich einer Aufgabe unterzieht, wie es diese hier ist, der stellt sein eigenes Leben muthig in den Dienst der Wissenschaft, und er fragt so wenig nach der Gefahr, wie der Soldat auf dem Schlachtfelde oder der Forschungsreisende in den Fiebersümpfen eines unbekannten Erdstriches. Wer auf solchem Pfade fällt, der stirbt einen ehrenwerthen und rühmlichen Tod — einen Tod, auf welchen gerade wir Aerzte jederzeit gefaßt sein müssen. Aber ich hoffe zuversichtlich, daß es mir binnen Jahresfrist vergönnt sein wird, meinen Freund Platenius gesund und rüstig wiederzusehen. Es ist zwar nicht seine Art, sich zu schonen;

aber er hat eine eiserne Gesundheit, und ich meine außerdem, er müßte um seines seltenen Charakters willen bei der Weltregierung wesentlich besser angeschrieben sein, als wir Durchschnittssterbliche."

Zu den letzten, trostreicher klingenden Sätzen hatte ihn doch vielleicht in erster Linie die Rücksicht auf Gerda's erschreckende Blässe veranlaßt, denn er beobachtete sie jetzt sehr aufmerksam und folgte ihr mit ziemlich besorgtem Blick, als die beiden Damen sich nun mit einigen Dankesworten empfahlen.

Stumm waren Melanie und Gerda die Treppen hinabgestiegen, doch als sie nun unten auf der Straße standen, sagte Gerda, indem sie der kleinen Verwachsenen ihre Hand darreichte: „Es hat nicht sein sollen, und ich leide jetzt, was ich zu leiden verdient habe. Nehmen Sie noch einmal meinen herzlichen, innigen Dank, und vergönnen Sie es mir, mich um Ihre Freundschaft zu bewerben, wenn ich überwunden haben werde, was man eben nur allein überwinden kann."

Fräulein Melanie zauderte, ob sie ihre junge Bekannte wirklich jetzt schon sich selbst überlassen dürfe; aber die Verabschiedung war in einer so klaren und unzweideutigen Form ausgesprochen worden, daß sie fürchtete, aufdringlich und überlästig zu erscheinen, wenn sie noch weiter darauf beharrte, an Gerda's Seite zu bleiben. Auch war die Haltung der jungen Dame jetzt eine so sichere und ruhige geworden, daß für die Fortsetzung einer Beschützerrolle eigentlich keine Veranlassung mehr vorlag. So nahm sie denn die dargebotene Hand und trennte sich von der neugewonnenen Freundin mit einigen freundlichen Worten, die ihr ersichtlich aus dem innersten Herzen kamen. Ihre Wege gingen nach verschiedenen Richtungen auseinander; aber Fräulein Melanie Petermann konnte sich's nicht versagen, hinter einen auf die Straße vorspringenden Keller-

hals zu schlüpfen und von diesem Versteck so lange nach der davonschreitenden Gerda auszulugen, als die Umrisse der feinen, zierlichen Gestalt ihren Augen noch erkennbar blieben.

Siebentes Kapitel.

Wohl Keiner von denen, die in Walter Jasmund's Gesellschaft die Eisenbahnfahrt nach Berlin zurücklegten, hätte sich's in den Sinn kommen lassen, daß es ein glücklicher Bräutigam sei, der dem freudigsten Ereigniß und dem höchsten Festtage seines ganzen Lebens entgegenfuhr. Schweigsam und ernsten, beinahe finsteren Antlitzes hatte der Bankier sich in eine Ecke des Coupé's gedrückt, und sein Blick war unverwandt auf die reizlose, unter regenschwerem Himmel in öder Einförmigkeit daliegende Landschaft gerichtet, die der ächzende und schnaubende Eisenbahnzug durchsauste.

Ob diese Trübseligkeit der Gegend oder ob ein gewisses körperliches Unbehagen, von dem er schon seit mehreren Tagen belästigt wurde, die Schuld daran trug — seine Gemüthsstimmung war düster und verbittert, wie wenn es nicht zu einer Hochzeit, sondern zu einer Leichenfeier ginge. Und doch hatte er sich selber schon wiederholt gesagt, daß er nicht die geringste Ursache habe, verdrießlich zu sein und mit dem Geschick zu hadern.

Die geschäftlichen Verlegenheiten, die ihn noch vor wenig Wochen bis an den Abgrund der wildesten Verzweiflung gedrängt hatten, waren vorläufig beseitigt, Dank dem Kredit, welchen die Nachricht von seiner Verlobung mit Gerda Hornstein ihm überall eröffnet hatte; die heiß ersehnte Erwerbung von Kliffborn war zur vollendeten Thatsache geworden, und wenn nur zu einem kleinen Theil die Hoffnungen in Erfüllung gingen, die sich an diese Erwerbung geknüpft, so brauchte er in Wahrheit nicht

für einen einzigen Tag der Schuldner seiner Gattin zu werden.

Gerade in diesem letzten Gedanken hatte von vornherein etwas mächtig Verlockendes für ihn gelegen, und es hatte ihm darum in Berlin nicht Ruhe gelassen, bis er seinen neuen Besitz besichtigt und die einleitenden Vorbereitungen für seine künftige Ausbeutung getroffen hatte. Da er selber von der Landwirthschaft sehr wenig und von der Petroleumgewinnung ganz und gar nichts verstand, so wäre es natürlich vollkommen zwecklos gewesen, sich ohne einen erfahrenen Berather auf die Reise zu machen, und Walter Jasmund hatte es als einen besonders dankenswerthen Freundschaftsdienst begrüßt, daß Paul Leuendorf seine persönliche Bekanntschaft mit dem pensionirten Oberbergrath Doktor Starcke, dem Verfasser jenes bedeutsamen Gutachtens über die verborgenen Schätze von Kliffborn, vermittelt hatte. Es würde der Anregung durch seinen Freund kaum bedurft haben, um ihm die dauernde Gewinnung dieses Mannes, den seine ehemalige hohe Stellung ja ohne Weiteres als geschickt und sachverständig empfahl, von höchster Bedeutung erscheinen zu lassen.

Aber der Rath, ein überaus jovialer und liebenswürdiger alter Herr, war anfänglich trotz glänzender Anerbietungen wenig geneigt gewesen, seine goldene Freiheit noch einmal zu verkaufen.

„Ich habe eine zu gewaltsame Natur," hatte er gesagt, „wenn ich eine solche Aufgabe erst einmal angefaßt habe, dann finde ich keine ruhige Minute mehr, ehe sie nicht glänzend gelöst ist. Ich würde mich überarbeiten, würde vielleicht den schwachen Rest meiner Kräfte aufreiben, und Sie werden begreifen, daß man davor einige Besorgniß empfindet, wenn man, wie ich, dies irdische Jammerthal recht erträglich findet, und das sonnige Dasein, den Wein und die schönen Frauen noch immer von ganzem Herzen liebt."

Eine Zeitlang hatte es wirklich den Anschein gehabt, als ob alles Zureden erfolglos bleiben würde, dann aber war es den vereinten Bemühungen Leuendorf's und Jasmund's doch endlich gelungen, den lebenslustigen alten Herrn für die Wünsche des Besitzers von Kliffborn gefügig zu machen. Er hatte sich einen sehr vortheilhaften Vertrag ausbedungen und gleich in den ersten Paragraphen desselben die Bestimmung gesetzt, daß er vollkommen freie Hand behalten und namentlich über die Anwerbung von Ingenieuren und sonstigem Personal die alleinige Verfügung haben solle. Walter Jasmund, der in dem Schriftstück nirgends etwas Auffälliges fand, hatte ihm ohne Zaudern Alles zugestanden, auch einen ziemlich beträchtlichen Vorschuß, dessen der alte Herr zur Ablösung einiger Verbindlichkeiten bedurfte, mit Freuden bewilligt, und dann waren sie gemeinsam nach Kliffborn gereist, dessen Name, wie der Oberbergrath pathetisch versicherte, binnen Kurzem neben Pennsylvanien und Baku in der ganzen Welt genannt werden würde.

Der erste Eindruck, den Walter Jasmund von seiner Besitzung empfing, war dann freilich der einer gewaltigen Enttäuschung gewesen, und unwillkürlich waren ihm die geringschätzigen Worte in den Sinn gekommen, mit denen Thomas Rocholl davon gesprochen hatte. Das war in der That nichts weiter als ein Stück öden, unfruchtbaren Haidelandes, und man konnte sich kaum etwas Armseligeres und Hinfälligeres denken, als das Gutshaus und die dazu gehörigen Wirthschaftsgebäude mit ihrem jämmerlichen Inventar.

Der Oberbergrath, der dies Alles ja bereits kannte und dem der niederschlagende Eindruck einer so unerfreulichen Wirklichkeit auf Walter Jasmund unmöglich entgehen konnte, bemühte sich gar nicht, die Dinge rosiger erscheinen zu lassen, als sie es für jedes sehende Auge

waren. Ja, er gefiel sich im Gegentheil darin, über die klägliche Beschaffenheit von Klissborn nach seiner jovialen Art waidlich zu spotten.

„Wahrhaftig, hier müßten die Sperlinge während der Ernte verhungern," rief er, als sie am ersten Tage von einem längeren Spaziergang zurückkehrten. „Es ist, als ob die Erde im Bewußtsein der Reichthümer, die sie in ihrem Schoße birgt, zu stolz wäre, auch noch an der Oberfläche etwas Verwerthbares hervorzubringen. Haben Sie jemals ein so abgezehrtes und melancholisches Viehzeug gesehen, als es in Martin Billert's Ställen und auf diesen sogenannten Weiden sein kümmerliches Dasein fristet?"

Und sein heiteres, sorgloses Lachen hatte den Bankier wieder daran erinnert, daß es ja nicht die gegenwärtige Beschaffenheit und der landwirthschaftliche Werth des Gutes gewesen sei, der ihn zum Ankauf veranlaßt hatte. Aber einer gewissen innerlichen Unruhe vermochte er sich doch tagelang nicht zu erwehren, einer Unruhe, die immer von Neuem durch die sonderbaren Blicke und Grimassen wachgerufen wurde, mit welchen die Gutsleute — vom Inspektor bis herab zum letzten Tagelöhner — den neuen Herrn zu betrachten pflegten.

Walter Jasmund's Besorgnisse begannen erst zu schwinden, als er sah, daß der Oberbergrath dauernd bei vortrefflichster Laune blieb, und daß er sich nach wenig Ruhetagen seiner Aufgabe mit einem wahren Feuereifer anzunehmen begann. Eine ganze Schaar von Tagelöhnern wurde herbeigezogen, und statt der Feldbestellung, welche die Jahreszeit gefordert hätte, wurden umfangreiche Erdarbeiten in Angriff genommen, deren Zweck und Bestimmung Walter Jasmund zwar ebenso wenig begriff, als irgend ein Anderer, die aber nach Doktor Starcke's Erklärung als unerläßliche Vorbereitungen für das große Werk zu betrachten waren.

Auf dem Papier aber wurden diese Vorbereitungen noch ungleich emsiger betrieben, als mit Hacke und Spaten. Die besten Zimmer des baufälligen Gutshauses waren zu provisorischen Wohn- und Arbeitsräumen für den Obergrath hergerichtet worden; ein Feldmesser und ein Ingenieur, zwei Herren, deren etwas herabgekommenes Aussehen und wenig weltmännisches Gebahren Jasmund anfänglich in einige Verwunderung versetzt hatte, waren von Doktor Starcke aus Berlin verschrieben worden, und nun wurde vom Morgen bis zum Abend auf das Eifrigste gezeichnet und vermessen. Daneben aber hatte der Obergrath noch Zeit genug, einen Voranschlag für die zunächst erforderlichen Ausgaben aufzustellen, und der junge Bankier war auf's Höchste betroffen, als sein jovialer Vertrauensmann ihm denselben eines Morgens überreichte.

Wohl hatte er sich von vornherein gesagt, daß erhebliche Aufwendungen nicht zu vermeiden sein würden; auf so beträchtliche Summen aber, wie sie hier verzeichnet standen, war er denn doch nicht vorbereitet gewesen. Als er in seiner ersten unangenehmen Ueberraschung dieser Empfindung Ausdruck gab, zuckte Doktor Starcke mit den Achseln und meinte gelassen: „Was wollen Sie, lieber Freund? Umsonst ist der Tod, und wer Millionen gewinnen will, der darf sich nicht gleich entsetzen, wenn es gilt, ein paar Hunderttausende aufzuwenden. Soll ich vielleicht mit einem billigen hölzernen Gestänge bei armseligem Handbetrieb Ihre unermeßlichen Reichthümer aus der Erde herausstochern? Nein, mein Bester, auf solche Pfuschereien lasse ich mich nicht ein, und wenn Sie etwas derartiges im Sinne haben, müssen Sie sich schon nach einer anderen Leitung umsehen. Ich brauche einige feste und dauerhafte Bohrthürme von mindestens fünfundzwanzig Meter Höhe, mit den besten maschinellen Einrichtungen und selbstverständlich mit Dampfbetrieb. Daneben aber

müssen vor Allem menschenwürdige Räume für mich und meine Beamten geschaffen, es müssen tüchtige Werkmeister und Arbeiter angeworben und für ihre Unterbringung muß in angemessener Weise Sorge getragen werden. Das sind die nächsten und unentbehrlichsten Ausgaben, von denen ich mir auch nicht einen Pfennig abhandeln lassen werde. Außerdem aber sollten Sie als ein spekulativer Kaufmann das Kapital wahrhaftig nicht schonen, wenn es sich bei richtiger Anlage binnen Kurzem verdoppeln und verdreifachen muß. Je vollständiger alle Betriebsmittel bereits vorhanden sind, desto höher wird Ihnen bei einem etwaigen späteren Verkaufe Kliffborn bezahlt werden müssen, und es wäre darum meiner Ueberzeugung nach nur klug und umsichtig gehandelt, wenn wir die Erbauung und Einrichtung der Raffinerie mit den immerhin zeitraubenden Bohrungen gleich Hand in Hand gehen ließen."

Aber wie willfährig sich Walter Jasmund sonst auch allen Vorschlägen seines Berathers gegenüber zeigte, in diesem einem Punkte gelang es dem Oberbergrath nicht, ihn seinen Wünschen gefügig zu machen. Die Beschaffung der kostspieligen Bohrthürme, der Maschinen, Werkzeuge und Lokomobilen, sowie die Herstellung der von Doktor Starcke für nothwendig erachteten Bauten zwar mußte er seufzend bewilligen; zur Errichtung von Anlagen aber, die erst nach der wirklich erfolgten Gewinnung von Petroleum einen Werth erhalten konnten, verweigerte er mit aller Entschiedenheit seine Zustimmung. Wohl erschienen ihm die Gründe des Oberbergraths einleuchtend genug, und er hätte sich ohne Zweifel sehr leicht dafür gewinnen lassen, wenn die Summen, deren es zur Verwirklichung aller Pläne bedurfte, aus seinem eigenen Vermögen geflossen wären. Aber er konnte keinen Augenblick vergessen, daß es der Besitz seiner Braut war, über den er hier

verfügte, und in einer Anwandlung von Niedergeschlagenheit hatte er sich's feierlich gelobt, nicht einen Pfennig mehr davon zu verausgaben, als die eiserne Nothwendigkeit es gebieterisch verlangte.

Schon nach der ersten Besprechung des Gegenstandes hatte Doktor Starcke erkannt, daß ein weiteres Zugeständniß hier vorläufig nicht zu erlangen sein würde, und er war viel zu klug, seinen für ihn so werthvollen Einfluß auf den Bankier durch eigensinniges Beharren bei der einmal abgewiesenen Forderung zu gefährden.

„Kommt Zeit, kommt Rath," dachte er, und der Brief, welchen er noch am nämlichen Abend an die Gebrüder Tobias nach Berlin absandte, mußte wohl einen ziemlich verheißungsvollen Inhalt haben, da sonst wohl schwerlich schon zwei Tage später eine nicht unbeträchtliche Geldsendung an den Herrn Oberbergrath in Kliffborn eingegangen sein würde.

Walter Jasmund's Anwesenheit auf seinem neuen Besitz wäre nach der Erledigung dieser Vorarbeiten durchaus nicht weiter erforderlich gewesen, und Doktor Starcke hätte sicherlich am wenigsten etwas gegen seine Abreise einzuwenden gehabt. Aber der Bankier verlängerte seinen Aufenthalt nichtsdestoweniger ohne jeden sichtlichen Grund von einem Tage zum andern, und seine Stimmung verschlechterte sich zusehends immer mehr, je mehr der Zeitpunkt heranrückte, über welchen hinaus an ein längeres Verweilen nicht mehr zu denken war. In kurzen Zwischenräumen hatte er pflichtgemäß an Gerda geschrieben, und es war ihm sehr willkommen gewesen, daß sich in der Schilderung der Kliffborner Arbeiten ein fast unerschöpflicher Stoff für seine Briefe darbot. Was er diesen Schilderungen an Ausdrücken der Liebe und Zärtlichkeit hinzufügen zu müssen geglaubt, hatte ihn oft unsägliche Mühe gekostet, und wenn die betreffenden Sätze nach vielem

Kopfzerbrechen endlich auf dem Papier standen, erschienen sie ihm selber so nichtssagend, phrasenhaft und gezwungen, daß er einen solchen Brief zuweilen einen ganzen Tag lang mit sich herum trug, ehe er sich endlich entschloß, ihn abzusenden. Daß auch Gerda's kurze Antworten jeden warmen Herzenston vermissen ließen, konnte ihn darnach kaum Wunder nehmen, und Walter Jasmund maß nur sich allein die Schuld bei, wenn ihre kleinen Billets immer kühler und förmlicher wurden, je mehr die Zeit zusammenschrumpfte, die sie noch von dem Tage ihrer dauernden Vereinigung trennte.

Nun endlich — kaum vierundzwanzig Stunden vor der Trauung — hatte er sich zur Abreise entschließen müssen, und mißgestimmt, fröstelnd, von körperlichem Unbehagen gequält, war er auf der Kliffborn zunächst gelegenen Station in den Eisenbahnzug gestiegen. Es verbesserte seine Laune nicht, daß er an die zuversichtliche, siegesfrohe Miene und an die verheißungsvollen Worte dachte, mit denen der Oberbergrath ihm beim Abschied die Hand geschüttelt hatte, und es verscheuchte die Wolken nicht von seiner Stirn, daß er Gerda's Bild in seiner Phantasie hervorzuzaubern versuchte, und daß er sich einmal über das andere sagte, wie namenlos glücklich mancher Andere in seiner gegenwärtigen Lage sein würde.

Nie war ihm eine Eisenbahnfahrt so endlos lang erschienen, als diese, und als der Zug endlich mit dumpfem Dröhnen und Poltern in die Berliner Bahnhofshalle einfuhr, zauderte er doch, seinen Platz zu verlassen, weil er annahm, daß Gerda gekommen sei, ihn schon hier zu begrüßen. Aber seine Vermuthung erwies sich als ein Irrthum. Unter der Menschenmenge, die sich da auf dem Bahnsteig drängte, war nicht ein einziges bekanntes Gesicht, und Keinem fiel es ein, sich um Walter Jasmund zu kümmern.

Als der Bankier langsam der Ausgangspforte zuschritt, drängten sich ihm noch neue Ankömmlinge, die wohl den nächsten abfahrenden Zug benutzen wollten, entgegen. Gleichgiltig streifte sein Auge die verschiedenartigen, bunt durcheinander gemischten Gestalten; doch mit einem Male that er aus dem Gewühl einen hastigen Schritt zur Seite, um einer hochgewachsenen jungen Dame, auf deren schönes, in Anmuth und Lebensfrische strahlendes Antlitz sein Blick gefallen war, Raum zum Vorüberschreiten zu gewähren.

Er sah diese Dame nicht zum ersten Male, und mit vollster Deutlichkeit stand plötzlich wieder das Bild vor ihm, wie sie mit sonnigem Lächeln auf Thomas Rocholl zugeeilt war und sich voll vertraulicher Hingebung an seinen Arm gehängt hatte. War schon damals die Wirkung, die ihre blühende Schönheit auf ihn hervorgebracht, eine mächtige und nachhaltige gewesen, so fühlte er sich jetzt, wo er die reinen, regelmäßigen Züge und das herrliche Ebenmaß der zugleich kraftvollen und geschmeidigen Gestalt aus unmittelbarer Nähe hatte betrachten dürfen, wie von einem feurigen Trunke berauscht.

Schon nach wenig Sekunden hatten sich fremde, gleichgiltige Menschen rücksichtslos zwischen ihn und den Gegenstand seiner Bewunderung geschoben; aber Walter Jasmund war nicht gewillt, die herrliche Erscheinung abermals wie ein Phantom spurlos in Nichts zerfließen zu sehen. Durch einen kurzen Zuruf übertrug er einem der Bahnbediensteten die Sorge für sein Handgepäck und eilte dann ohne Zaudern auf den Bahnsteig zurück, wo er die Unbekannte ja wiederfinden mußte. Es kam ihm keinen Augenblick in den Sinn, daß seine Handlungsweise einem Bräutigam am Tage vor der Hochzeit kaum sonderlich gut anstand; er war ganz geblendet und verwirrt, und er würde dem lockenden Sterne vielleicht auch gefolgt sein,

wenn er sich unter den Augen seiner Braut befunden hätte. Es war sein fester Entschluß, die junge Dame auf jede Gefahr hin anzureden, und da sie ja nothwendig in irgend welcher nahen Beziehung zu Thomas Rocholl stehen mußte, so zweifelte er nicht, daß sich mühelos eine Anknüpfung für die Unterhaltung finden würde. Aber als er sie endlich nach längerem, fast verzweifeltem Suchen in dem Gedränge wiederfand, mußte er wohl erkennen, daß seine Hoffnung eine vergebliche gewesen sei. Ein Herr und eine Dame, augenscheinlich ein älteres Ehepaar, waren jetzt in der Gesellschaft der schönen Unbekannten, und es wäre Wahnwitz gewesen, sich unter solchen Umständen an sie heranzudrängen.

Ebenso wenig aber dachte Walter an einen sofortigen Rückzug. Das unaufhörlich auf und nieder wogende Menschengewühl, das einem Berliner Bahnhof zu jeder Tageszeit eigenthümlich ist, gewährte ihm die Möglichkeit, sich unauffällig ganz in der Nähe der kleinen Gruppe zu halten, und es durchschauerte seine Seele wie der Wohllaut einer auserlesenen Musik, als er nun auch die glockenhelle, fröhliche Stimme des jungen Mädchens an sein Ohr schlagen hörte. Er verstand nicht, was sie sprach, und es war weniger die Entfernung, als das erregte Hämmern seines Blutes, welches ihn daran verhinderte; aber es genügte ihm ja auch, den reinen, frischen Klang dieser Stimme zu vernehmen, die so vortrefflich mit der gesammten Erscheinung der Unbekannten harmonirte.

Und nun wurde das zweite Glockenzeichen gegeben und die Schaffner mahnten zum Einsteigen. Die junge Dame schwang sich leichtfüßig auf das Trittbrett, die beiden Anderen aber blieben zurück. Alle Vorsicht vergessend, drängte sich Walter Jasmund jetzt heran, und er hörte, wie die ältere Dame sagte: „Vergiß nicht, Deinem Vater unsere herzlichsten Grüße zu bringen, Elfriede, und sorge

dafür, daß man unser auf Mellenthin zuweilen freundlich gedenkt!"

Die Wagenthüren fielen geräuschvoll zu, der Zugführer ließ seinen Blick prüfend noch einmal an der Wagenreihe entlang gleiten und hob die kleine Signalpfeife zum Munde. Da erfaßte es Walter Jasmund wie eine tolle Eingebung des Wahnsinns, und es war, als ob eine gebieterische Stimme ihm zuriefe: „Warum zögerst Du, ihr zu folgen? Schwinge Dich zu ihr in den Wagen, ehe sie Deinen Blicken abermals entschwunden ist, und fahre an ihrer Seite in die Welt hinaus, unbekümmert um Alles, was später folgen möge."

Und schon hatte er wirklich die Hand nach der Griffstange neben der Wagenthür ausgestreckt, als er sich am Arm erfaßt und zurückgehalten fühlte. Eine wohlbekannte Stimme, die Stimme seines Freundes Leuendorf, schlug an sein Ohr: „Na, das nenne ich einen glücklichen Zufall! Ich hatte mich um eine Viertelstunde verspätet und hoffte kaum noch, Deiner auf dem Bahnhof habhaft zu werden. Wie steht's mit den Schätzen von Kliffborn, alter Junge?"

Unwillkürlich hatte Walter Jasmund zwar seinen Arm von dem Griff des Anderen befreit, aber er war durch seine Anrede doch so weit zum Bewußtsein der Wirklichkeit zurückgerufen worden, daß er wie im grellen Licht eines jäh aufzuckenden Blitzes die Unausführbarkeit seines tollen Vorhabens erkannte. Ohne sich im Mindesten um Leuendorf zu kümmern, den Blick unverwandt auf dasselbe Coupéfenster gerichtet, folgte er dem langsam davonrollenden Zuge mit den Augen, bis eine scharfe Biegung des Geleises ihn den Nachschauenden entschwinden machte.

Jetzt kehrte der junge Bankier sich mit heftiger Bewegung dem Anderen zu, und ohne ihm auf seinen Gruß oder auf seine letzte scherzende Bemerkung zu antworten,

fragte er: „Da Du Thomas Rocholl's Tochter in ihrer Kindheit kanntest, wirst Du Dich auch ihres Namens noch erinnern — hieß sie Elfriede?"

Paul Leuendorf maß ihn mit einem höchst erstaunten Blick.

„Höre einmal, mein Bester, dies ist nun schon das zweite Mal, daß Du Dich bei mir nach der Tochter Thomas Rocholl's erkundigst. Und heute thust Du es obendrein mit einem Gesicht, das Einen denn doch auf sehr sonderbare Gedanken bringen könnte. Ob das liebliche Geschöpf Elfriede hieß, weiß ich natürlich nicht mehr genau, wenn ich auch beinahe annehmen möchte, daß sie so gerufen wurde; aber was — in des Teufels Namen — kann Dich das interessiren? Du weißt, ich bin kein Duckmäuser und Tugendbold, mein lieber Junge, aber es gibt denn doch gewisse Dinge, in Bezug auf die selbst bei mir die Gemüthlichkeit aufhört. Wenn man unmittelbar vor seiner Verheirathung steht, soll man nicht an andere Mädchen denken, um so weniger, wenn es wie in Deinem Fall vielleicht ohnedies eines ganz besonderen Aufgebots von Zärtlichkeit und Liebenswürdigkeit bedürfen wird, um ein großes Unglück zu verhüten."

Walter Jasmund, der nur mit halbem Ohr zugehört und lediglich den letzten, mit großem Nachdruck gesprochenen Satz in voller Klarheit erfaßt hatte, sah ihn verständnißlos an.

„Ein großes Unglück? Was für ein Unglück ist es, von dem Du redest?"

„Gerda ist nicht mehr in unserem Hause. Sie ist davongelaufen, ohne daß wir sie zu halten vermochten. Sie hat vollständig mit uns gebrochen, und ich müßte mich sehr täuschen, wenn sie nicht große Lust hätte, mit Dir ein Gleiches zu thun."

Das war freilich deutlich und gewichtig genug, um

endlich Jasmund's ganze Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen.

„Sie ist fort?“ wiederholte er bestürzt und zweifelnd. „Und Du hältst es für denkbar, daß sie gewillt sei, unser Verlöbniß aufzuheben — jetzt, am Tage vor der Hochzeit? Ja, um Gottes willen, wie soll ich mir denn das Alles erklären? Welchen Anlaß hätte ich ihr für eine solche Handlungsweise gegeben?“

„Mir scheint, es wird am besten sein, wenn Du Dich bei ihr selbst darnach erkundigst, mein Lieber. Was ich Dir über die ganze Angelegenheit zu berichten vermöchte, ist so dürftig, daß es kaum der Mühe werth ist, viel Athem daran zu verschwenden.“

„Aber es muß ihrer Entfernung aus eurem Hause doch irgend etwas voraufgegangen sein, ein Mißverständniß, ein Streit oder dergleichen. Ich denke, es ist mein gutes Recht, darüber volle Aufklärung zu verlangen.“

Paul Leuendorf zuckte anscheinend gleichmüthig mit den Achseln; aber seinem ganzen Wesen war es doch anzumerken, daß er sich nicht recht behaglich fühlte.

„Was gibt es da aufzuklären. Weibertratsch und Weiberklatsch — nichts weiter! Gerda erhielt gestern den Besuch einer anderen Dame, der verwachsenen Tochter des alten Schwätzers Petermann, dessen Du Dich ja vom Klub her erinnern wirst, und der Himmel allein weiß, was diese giftige alte Schachtel ihr in die Ohren geblasen haben mag. Meine Frau und ich, wir fanden sie in der höchsten Aufregung; unsere theilnehmenden Fragen wurden sehr kurz und unhöflich zurückgewiesen, und da wir nun der Meinung waren, daß es mit Rücksicht auf ihren exaltirten Zustand am besten sein würde, sie vorläufig ganz unbehelligt zu lassen, bemerkten wir nicht, wie sie ein paar Stunden später in großer Eile ihre Vorbereitungen zum Verlassen unseres Hauses traf. Erst als ein

Dienstmann und ein Droschkenkutscher erschienen, um ihre Koffer hinunter zu tragen, wurden wir aufmerksam, und Du kannst Dir wohl denken, daß wir jetzt unsere ganze Beredtsamkeit aufboten, um sie zurückzuhalten oder doch wenigstens die Beweggründe ihres unbegreiflichen Benehmens zu erfahren. Aber man hätte ebensowohl einen Felsen zum Reden bringen können, als sie. Sie könne nicht eine Stunde länger unter unserem Dache verweilen — das war die einzige Erklärung, auf welche sie sich einließ, und als ich dann Deinen Namen nannte, weil ich mir von der Berufung auf Dich doch wohl einige Wirkung versprechen mußte, antwortete sie vollends nur mit einem hoheitsvollen Blick, in welchem alles Mögliche, nur nichts Gutes zu lesen war. Das ist das Lange und das Kurze von der Sache; nun ist es an Dir, das launenhafte Köpfchen wieder zurechtzurücken und zu verhindern, daß die Sache wirklich in einen Skandal auslaufe."

Sie standen noch immer auf dem Bahnsteig, und Walter Jasmund, der während der Erzählung des Anderen finster vor sich hin geblickt hatte, wandte plötzlich den Kopf nach der Richtung, in welcher vorhin der Zug mit der schönen Elfriede verschwunden war.

„Warum sollte ich versuchen, sie zu halten, wenn es sie darnach verlangt, ihre Freiheit zurück zu gewinnen?" sagte er, anscheinend mehr zu sich selbst, als zu seinem Freunde.

Dieser aber packte ihn derb an der Schulter, und indem er seine Lippen dem Ohre Jasmund's ganz nahe brachte, flüsterte er: „Weil Du ein verlorener Mann und ein Bettler — nein, weniger als ein Bettler sein würdest, wenn diese Heirath jetzt noch zurückginge. Wahrhaftig, Du mußt den letzten Rest Deines Verstandes da unten in der Lüneburger Haide gelassen haben, da ich genöthigt bin, Dir das in Gedächtniß zurückzurufen."

Der Bankier bedeckte für einen Moment die Augen mit der Hand, dann antwortete er mit klangloser Stimme: „Du hast Recht, ich bin ein willenloser Sklave der Verhältnisse, und ich darf meine Freiheit ebenso wenig zurückfordern, als ich Gerda die ihrige wiederzugeben vermag. Sage mir nur, was ich jetzt thun muß, um Alles in das rechte Geleise zu bringen. Ich muß mich da ein wenig auf Deinen Beistand verlassen, denn mein Kopf ist so wüst und wirr; ich glaube fast, es sind die Vorboten einer ernstlichen Krankheit, welche sich da melden.".

„Thorheit, das Hochzeitsfieber ist es! Nach einigen Tagen wirst Du frisch und munter sein wie ein Fisch im Wasser. Mein Rath aber ist der: Du begibst Dich ohne langes Zaudern, am besten so, wie Du gehst und stehst, nach dem Gasthofe, in welchem Gerda vorläufig Wohnung genommen hat. Es hat mich den ganzen heutigen Vormittag gekostet, den Namen desselben zu erfahren; aber es ist nun einmal von jeher meine Schwäche gewesen, mich für meine Freunde aufzuopfern. Natürlich stellst Du Dich Gerda gegenüber höchst erstaunt, verlangst mit Entschiedenheit eine Erklärung und weisest jede Zumuthung, welche eine Auflösung eures Verlöbnisses in sich schließt, in edler Entrüstung von Dir. Wie ich das Mädel kenne, wird es bei ihrer Entschließung ganz auf Deine Haltung ankommen. Nur kein schwächlicher Gleichmuth, damit wäre zweifellos Alles verloren! Zeige ihr den feurigen Liebhaber, und wenn Du siehst, daß Du damit nicht zum Ziele kommst, so zeige ihr den Mann, den unbeugsamen, eisenfesten Mann, der seine Ehre nicht zum Spielball in den Händen eines launenhaften Weibes werden läßt. Du kannst dabei gern eine dramatische Scene heraufbeschwören, und es schadet durchaus nichts, wenn Du einige kräftige Ausdrücke anwendest. Man wird mit den eigensinnigen Frauen am ehesten fertig, wenn man ihnen einen gelinden

Schrecken einflößt, und keinen Mann pflegen sie so zärtlich zu lieben, als denjenigen, vor dem sie insgeheim erzittern."

Walter Jasmund traf die erforderlichen Anordnungen in Bezug auf sein Gepäck, und gemeinsam verließen die beiden Freunde den Bahnhof.

„Ich werde Dich bis in die Nähe des Gasthofs begleiten," meinte Leuendorf, „und ich werde Dich dann in der Josty'schen Konditorei erwarten, da es mich natürlich einigermaßen interessirt, das Ergebniß eurer Unterhaltung zu erfahren."

Jasmund sagte sein Kommen zu; aber als Leuendorf Miene machte, sich von ihm zu verabschieden, hatte er doch noch eine Frage: „Ich kann nicht daran glauben, Paul, daß Du ohne jede Vermuthung hinsichtlich der Beweggründe Gerda's seiest, und ich halte es für wenig freundschaftlich, daß Du mich völlig im Dunklen darüber lässest. Gib mir wenigstens irgend einen Anhalt oder eine Andeutung, damit ich davor bewahrt bleibe, etwa später in der ersten Ueberraschung eine Unvorsichtigkeit zu begehen."

Diese letztere Besorgniß mußte etwas Einleuchtendes für Paul Leuendorf haben, denn nach kurzem Zaudern erwiederte er: „Gerda hat, wie ich vermuthe, einmal vorübergehend eine kleine Schwäche für den Doktor Platenius, unseren Hausarzt, gehabt — eine ganz harmlose, unbedeutende Schwärmerei natürlich, die sofort ein Ende hatte, als ich mich eines Tages veranlaßt sah, ihr über den wahren Charakter dieses Herrn ein wenig die Augen zu öffnen. Ich möchte nun beinahe vermuthen, daß Fräulein Petermann, die auch einmal in den geistreichen Doktor verschossen gewesen ist, ihr gestern ein überschwängliches Loblied auf ihn gesungen und sie in den Glauben versetzt hat, wir hätten den seltenen Mann in böswilliger Ab-

sicht und mit irgend welchen arglistigen Hintergedanken bei ihr verleumdet. Dergleichen wirkt auf die Gemüther junger Mädchen oft ganz gewaltig ein, und die Sache war diesmal um so gefährlicher, als Doktor Platenius inzwischen nach Indien gegangen ist, um die Cholera an der Quelle zu studiren. Diese Thatsache umgibt sein Haupt selbstverständlich mit einer neuen Strahlenkrone und macht den Abwesenden ungleich interessanter, als der Anwesende es jemals war. Aber bei alledem ist diese Schwärmerei meines Bäschens ohne Zweifel sehr viel harmloser, als die Deinige für Fräulein Elfriede Rocholl, und Du hast wahrlich nicht die geringste Ursache, Anstoß daran zu nehmen. Etwas eifersüchtig magst Du Dich ja immerhin stellen, wenn etwa der Name des Doktors im Laufe des Gesprächs erwähnt werden sollte — aber wenn es möglich wäre, seine Person ganz aus dem Spiel zu lassen, so würde ich das noch für ungleich rathsamer halten. Und nun genug des Geschwätzes! Da drüben liegt das Hotel, und jede Minute ist kostbar. Denke daran, daß Du diesen Trotzkopf unter allen Umständen beugen mußt, wenn Du nicht in einen viel tieferen Abgrund stürzen willst, als es derjenige war, an dessen Rande Du vor sechs Wochen gestanden."

Er schüttelte dem Anderen die Hand und ging rasch die Straße hinab. Walter Jasmund aber brauchte eine sehr lange Zeit, um die kleine Anzahl von Schritten bis zum Eingange des Hotels zurückzulegen.

Achtes Kapitel.

Das Stubenmädchen, welches der Pförtner mit Jasmund's Karte auf das Zimmer des Fräuleins Hornstein geschickt hatte, kam mit dem Bescheide zurück, die Dame sei bereit, den gemeldeten Besuch zu empfangen. Wenige

Minuten später stand der Bankier in dem kahlen, nüchternen Hotelgemache seiner Braut gegenüber, und die Befangenheit, welche auf Beiden lastete, ließ fast das Wort der Begrüßung auf ihren Lippen ersterben.

„Ich bin sehr erstaunt, liebe Gerda —“ begann Jasmund mit unsicherer Stimme; aber sie schnitt ihm durch eine mehr befehlende als bittende Handbewegung die Weiterrede ab und deutete auf einen Stuhl.

„Laß uns ruhig und ohne zwecklose Aufregung miteinander sprechen, Walter,“ sagte sie, sich zu einer Festigkeit und Gelassenheit zwingend, die ersichtlich nicht ganz natürlich waren. „Wärest Du jetzt nicht zu mir gekommen, so würde ich in einer Stunde bei Dir gewesen sein, denn was wir zu verhandeln haben, muß ja erledigt sein, ehe dieser Tag zu Ende geht.“

Der Ton der Einleitung kündigte deutlich genug an, was weiter folgen würde, und nun mit einem Male erfaßte den Bankier eine namenlose Angst vor diesem unausbleiblichen schrecklichen Wort. Das warnende Bild, mit dem Paul Leuendorf sich von ihm verabschiedet hatte, stand plötzlich in grellen Farben mit entsetzlicher Deutlichkeit vor seiner Seele. Die Vorstellung, daß es in die Hand dieses Mädchens gegeben sei, ihn in Verzweiflung und Schande zurückfallen zu lassen, wie sie ihn vor wenig Wochen großmüthig daraus errettet hatte, die Vorstellung, daß er heute wie damals nur ein Spielzeug ihrer wechselnden Laune sei, stachelte seine Selbstliebe und seinen Trotz, sich aufzulehnen gegen eine so unwürdige Behandlung. Nicht der kluge Rath seines Freundes, den er längst vergessen hatte, sondern eigenste Eingebung war es, was ihn mit sprühendem Blick und stolz erhobenem Haupte vor Gerda hintreten und sprechen ließ: „Was wir zu verhandeln haben? Ich sollte meinen, der Ausdruck sei nicht ganz glücklich gewählt. Ich erwarte von Dir allerdings

eine Aufklärung über Deine plötzliche Entfernung aus dem Hause Deiner Verwandten, und Du darfst versichert sein, daß ich Dir jede wünschenswerthe Genugthuung verschaffen werde, wenn man es dort gewagt haben sollte, Dich zu beleidigen oder zu kränken. Was es sonst aber zwischen uns zu verhandeln geben sollte, ist mir unverständlich, da ich an Deinem Bruch mit Paul Leuendorf keinen Antheil habe und mich keines Unrechts gegen Dich zu erinnern vermag. Ich habe Dir durch mein Verhalten keinen Anlaß zu einem so kühlen und sonderbaren Empfang gegeben, und Du wirst es verstehen, daß ich mich deshalb um so empfindlicher verletzt fühlen muß."

Paul Leuendorf mußte ein guter Kenner des weiblichen Herzens gewesen sein, da er seinem Freunde so nachdrücklich zu einem entschiedenen Auftreten gerathen, denn es war unverkennbar, daß Walter Jasmund's vorwurfsvolle Worte eine ganz besondere einschüchternde Wirkung auf Gerda übten. Sie schaute mit gesenktem Köpfchen auf die gefalteten Hände nieder, und als sie endlich die Augen zu ihrem Verlobten erhob, da war auf ihrem Grunde ein feuchter Glanz wie von aufsteigenden Thränen. Ihr Blick war nicht mehr stolz und abweisend, sondern voll schüchternen, innigen Flehens.

„Vergib mir, Walter, wenn ich Dir wider meinen Willen wehe gethan habe," sagte sie leise. „Gott weiß, wie wenig es in meiner Absicht gelegen, das zu thun. Es ist wahr: nicht von Verhandlungen zwischen uns hätte ich sprechen sollen, sondern nur von einer Bitte, welche ich an Dich zu richten habe. Die Lage, in der ich mich befinde, läßt es vielleicht entschuldbar erscheinen, wenn ich meine Worte nicht ganz geschickt zu wählen vermag, und wie ich in der Hauptsache ganz auf Deine Großmuth angewiesen bin, so hoffe ich auf Deine Nachsicht auch in Bezug auf diese verhältnißmäßig geringfügigen Aeußerlichkeiten."

„Ich verstehe Dich nicht, Gerda,“ erwiederte der Bankier mit einer Härte des Tones, die nur zu deutlich verrieth, daß er sie gut genug verstand. „Ich weiß nicht, inwiefern Du auf meine Großmuth angewiesen sein könntest.“

„Ich bin in einem verhängnißvollen Irrthum gewesen, als ich glaubte, mich Dir für immer zu eigen geben zu dürfen, ich habe geglaubt, daß meine Freundschaft für Dich ein Wunder bewirken würde, aber ich habe mich getäuscht und schweren Herzens muß ich Dir nun bekennen, Walter, daß ich Dein Weib nicht werden kann, ohne Dich und mich namenlos unglücklich zu machen.“

Es war also doch vergeblich gewesen, sie an dem vernichtenden Ausspruch hindern zu wollen. Das verhängnißvolle Wort war gefallen, und der junge Bankier war lange genug darauf vorbereitet worden, um sich nun seiner ganzen Tragweite mit grausamer Deutlichkeit bewußt zu sein. Er sah seinen Untergang, den schimpflichsten, der sich erdenken ließ, in voller Klarheit vor Augen, und er war sich bewußt, daß es jetzt gelte, gegen dieses Mädchen einen Kampf zu führen, einen Verzweiflungskampf um seine bürgerliche Existenz. Sein eben noch so heiß aufgeloderter Zorn war völlig verraucht, denn er sah wohl, daß es mehr als eine bloße Laune sein müsse, was Gerda's Handlungsweise bestimmte. Er sah, wie sie litt, und er konnte um so eher einer Regung des Mitleids für sie in seinem Innern Raum geben, als sein Herz ja keinen Antheil hatte an der Furcht, sie zu verlieren.

Aber es war ihm nicht vergönnt, dieser Regung des Mitleids zu folgen. Er durfte ihr nicht zurufen: „Sei frei, denn Dein Irrthum ist ja auch der meinige gewesen!“ Er mußte vielmehr zu einer leeren Schauspielerei seine Zuflucht nehmen, die ihm selber so elend und erbärmlich dünkte, daß er niemals tieferen Groll und herbere Ver-

achtung über sein eigenes Thun empfunden hatte, als in diesen Augenblicken.

Mit gerunzelter Stirn und düster zusammengezogenen Brauen sagte er nach einem wohlberechneten Schweigen: „Du wirst begreifen, Gerda, daß diese Absage für mich denn doch zu überraschend ist, als daß ich mich ihr ohne Weiteres fügen könnte. Die Veranlassung wenigstens für Deine plötzliche Sinnesänderung wirst Du mir nicht vorenthalten wollen.“

„Die Veranlassung?“ fragte sie schmerzlich. „Muß es denn immer eine bestimmte greifbare Veranlassung geben für solche Erkenntniß, die aus dem innersten Herzen quillt, ohne daß wir sie gerufen haben und ohne daß wir im Stande sind, ihr zu entfliehen? Und wenn sich wirklich eine solche Ursache entdecken ließe, kann es noch einen Nutzen für uns haben, nach ihr zu forschen, da wir an dem traurigen Stande der Dinge damit doch nichts mehr zu ändern vermöchten?“

„Es scheint also, als wenn Dir meine Ansicht über diesen Stand der Dinge von vornherein ohne Bedeutung wäre. Du bist die Herrin, die zu beschließen, und ich der Sklave, der sich zu unterwerfen hat! Aber Du vergissest, daß es sich für mich nicht nur um einen einfachen Verzicht handelt auf das Glück, Dich zu besitzen, sondern daß auch meine Ehre im Spiele ist, und daß kein rechtschaffener Mann großmüthig sein darf auf die Gefahr hin, sich ehrlos zu machen. Es ist mir überaus peinlich, Dich daran erinnern zu müssen; aber angesichts Deiner eben abgegebenen Erklärung bin ich leider gezwungen, es auszusprechen, daß nicht ich es gewesen bin, der das Zustandekommen unseres Verlöbnisses veranlaßt hat. Ich habe weder versucht, Dich durch süße Schmeichelreden zu bethören, noch habe ich Dich durch irgend welche List oder durch einen leidenschaftlichen Ansturm überrumpelt. Was

Du mir gabst, gewährtest Du aus freier Entschließung und ohne jeden Zwang, und darum bestreite ich Dir das Recht, Dein Geschenk — das Geschenk Deiner eigenen Person — zurückzunehmen, so lange Du mir nicht einen Grund dafür anzugeben vermagst, den ich selber als überzeugend anerkennen muß und der mir beweist, daß nicht ein leichtfertiges und frevelhaftes Spiel mit meiner Ehre getrieben worden ist!"

Sicherlich war Gerda auf einen Widerstand, wie er ihr in seinen Worten entgegentrat, nicht vorbereitet gewesen. Ihre schönen Augen waren mit großem, erstauntem Blick auf den Sprechenden geheftet, und eine von Sekunde zu Sekunde wachsende Seelenangst spiegelte sich auf ihrem Gesicht.

„Ich weiß nicht, was dies Alles mit Deiner Ehre zu schaffen haben kann, Walter, und ich würde Dich bitten müssen, Dich darüber deutlicher zu erklären, denn man hat mir allerdings einmal gesagt, daß die Ansichten der Männer über den Begriff der Ehre von anderer Art seien, als die Vorstellung, welche wir Frauen uns davon zu machen pflegen. Du sollst durch mich nicht ehrlos gemacht werden, nein, gewiß nicht! Aber wie könnte mein Bekenntniß, daß ich Dich nicht zu lieben vermag, wie das Weib den Gatten lieben soll, wohl eine solche Wirkung haben?"

„Freilich ist es nicht dies unter vier Augen abgelegte Bekenntniß, das mich ehrlos macht, sondern der öffentliche Skandal — die Aufhebung unserer Verlobung am Tage der Hochzeit! Welche Erklärung sollten wir den Leuten dafür geben? Wie sollten wir die stets bereite Bosheit verhindern, zu glauben, daß ich durch irgend eine Schändlichkeit den Anlaß gegeben habe zu diesem geradezu beispiellosen Vorgehen einer Braut?"

„Wie wir dies hindern sollten, Walter? Ich denke

auf die einfachste und natürlichste Weise, indem wir den Leuten die volle Wahrheit sagen."

„Welch' ein trefflicher Ausweg!" höhnte er. „Meinst Du wirklich, daß die große Welt heutzutage noch romantisch genug veranlagt sei, an eine so unwahrscheinliche Wahrheit zu glauben? Man wird Dir oder mir — nach der Lage der Dinge aber jedenfalls viel eher mir — irgend eine Niederträchtigkeit andichten, um für das Unerhörte eine einleuchtende Erklärung zu haben; und Du weißt gut genug, Gerda, daß man bei der Natur meiner geschäftlichen Verhältnisse um die Entdeckung einer solchen Niederträchtigkeit nicht lange in Verlegenheit sein wird."

„Aber das wäre ja schrecklich!" stieß Gerda hervor, indem sie verzweiflungsvoll die Hände zusammenpreßte. „Man sollte nicht daran glauben, daß zwei Verlobte sich ohne ein bestimmtes Verschulden des Einen oder des Anderen trennen, nur weil sie erkannt haben, daß ihre Liebe doch nicht die rechte gewesen sei?"

„Nein! Du darfst versichert sein, daß das in der kaufmännischen Welt Berlins, die für mich doch allein von Bedeutung ist, unter Tausend nicht Einer für möglich halten wird. Denn man ist hier nicht gewohnt, diese sogenannte ‚rechte' Liebe, von der die Primaner und die Backfische schwärmen, als eine so unerläßliche Vorbedingung für eine glückliche Ehe anzusehen. Man hat aus hunderttausend überzeugenden Beispielen gelernt, daß eine freundschaftliche Empfindung oder daß selbst gegenseitige Achtung zwei Menschen in der Ehe schließlich viel fester und inniger miteinander verbindet, als das rasch verflackerte Strohfeuer einer himmelan lodernden Leidenschaft. Ich bin bereit, Dich hier in zahlreiche geachtete Häuser zu führen und Dir die schönsten Bilder glücklichen Zusammenlebens gerade in solchen Familien zu zeigen, in denen nicht Gott Amor, sondern Gott Merkur die Hoch-

zeitsfackel angezündet hatte. Auch da sind vielleicht der Braut oder dem Bräutigam vor der Hochzeit mancherlei ängstliche Bedenken und zagende Zweifel gekommen, wie es wohl unausbleiblich ist, wenn zwei Menschen, die einander doch im Grunde fast fremd sind, sich für das ganze künftige Leben verbinden sollen; aber es ist darum doch Keinem von ihnen eingefallen, einen öffentlichen Skandal herbeizuführen und sich selbst oder den Anderen zum Gegenstand boshaften Gespöttes und hämischen Geredes zu machen. Sie vertrauten darauf, daß die Liebe kommen würde, und sie täuschten sich nicht, denn in einer vom Geiste der Achtung und der gegenseitigen Rücksichtnahme getragenen Ehe kommt die Liebe immer, sofern man ihr nicht geflissentlich Thür und Thor verschließt."

Still hatte ihm Gerda zugehört, in einer rührend demüthigen Haltung, welche Walter Jasmund mehr als einmal mächtig in Versuchung geführt hatte, der unwürdigen Komödie, die er da spielte, ohne Rücksicht auf alles Künftige ein schnelles Ende zu machen. Aber bei seinen letzten Worten blitzte es wieder in ihren Augen auf, und im Tone einer aus dem tiefsten Herzen quellenden Ueberzeugung sagte sie: „Nein, Walter, niemals würde in unserer Ehe diese ersehnte Liebe kommen! Mag das, was Du mir da schilderst, für hundert Andere Geltung haben — wir Beide, das fühle ich mit vollster Gewißheit, wir könnten nur grenzenlos unglücklich miteinander werden."

„Eine schmeichelhafte Aufrichtigkeit, wahrhaftig!" rief er, nun doch wieder in seiner Eitelkeit verletzt. „Und zu dieser Gewißheit solltest Du ohne jeden äußeren Anlaß auf dem einfachen Wege des Nachdenkens gekommen sein? Das magst Du einem Anderen glauben machen, als mich! Und da es Dir augenscheinlich so schwer wird, es auszusprechen, so will ich Dir zu Hilfe kommen und Dir selber die Ursache nennen für den Wechsel Deiner Gesin=

nung. Du meinst an meiner Seite unglücklich werden zu müssen, weil — nun, weil Du inzwischen einem Anderen Deine Liebe zugewendet hast und einem Anderen anzugehören wünschest!"

Bestürzt und entsetzt starrte sie ihn an; aber ihre Betroffenheit währte doch nicht länger als für die Dauer weniger Herzschläge. Dann war es, als ob vor ihrem geistigen Auge plötzlich ein strahlendes Licht der Hoffnung aufgegangen sei; denn ihre Züge nahmen einen völlig veränderten, fast fröhlichen Ausdruck an, und nach einem tiefen Athemzuge sagte sie: „Da Du ein Recht darauf hast, die ganze Wahrheit zu erfahren, Walter: ja, es ist die Liebe für einen Anderen, die mir die Gewißheit gibt, daß wir nimmermehr glücklich werden könnten."

„Und dieser Auserwählte — er nennt sich Reimar Platenius?"

Gerda zauderte, aber nur eine Sekunde lang, dann sagte sie mit erhobenem Haupte und mit leuchtenden Augen: „Ja!"

Walter Jasmund preßte die Zähne in die Unterlippe, denn wieder trat ihm das Demüthigende seiner Lage beschämend vor die Seele. Gerda's freudige Zuversicht bewies ja zur Genüge, daß sie nach solchem Geständniß einen weiteren Widerstand von seiner Seite nicht mehr für möglich hielt, und wenn er nun dennoch auch jetzt noch auf seinem Schein bestand — wie sollte er es anfangen, ihr die wahren Beweggründe für eine so würdelose Haltung zu verheimlichen? Aber er durfte ja nicht nachgeben, und vielleicht gelang es ihm, die fast Verlorene zurückzugewinnen, wenn er den eifersüchtigen Liebhaber zu spielen versuchte.

„Und Du glaubst, daß mit diesem einfachen Ja nun Alles zwischen uns abgethan und zu Ende sein müsse?" fragte er finster. „Du hältst mich für den großmüthigen

Narren, der ohne Weiteres bereit ist, zu Gunsten eines beliebigen Anderen auf sein unantastbares Recht und auf das Glück seines Lebens zu verzichten? Ich kann Dich freilich nicht zwingen, mir Dein Gelöbniß zu halten, wenn Du entschlossen bist, es zu brechen; aber ich schwöre Dir, daß Keines von euch Beiden Freude daran haben wird — Du so wenig als dieser Doktor Platenius!"

Es mußte ihm trefflich gelungen sein, einen unheimlich drohenden Ausdruck in seine Worte zu legen, denn Gerda trat sichtlich geängstigt auf ihn zu und erhob wie bittend die Hände.

„Du siehst so wild aus, Walter, Deine Miene erschreckt mich! Sage mir, was beabsichtigst Du zu thun?"

„Was schon so mancher andere schmählich betrogene Liebhaber vor mir gethan hat — ich werde ihn tödten oder ihn zwingen, mir diese Wohlthat zu erweisen."

„Du bist außer Dir, Walter! Es ist nicht Dein Herz, das Dir einen so schrecklichen Gedanken eingeben kann. Ich schwöre Dir, daß alles Verschulden an dieser Wendung der Dinge nur mich allein trifft, und daß Doktor Platenius keinen Antheil daran hat. Ich habe ihn seit dem Abend unserer Verlobung nicht wiedergesehen, und es ist seitdem weder ein gesprochenes noch ein geschriebenes Wort zwischen uns gewechselt worden. Er ahnt nichts von dem, was ich Dir soeben eingestanden habe, und er wird nie etwas davon erfahren, selbst wenn er jemals von dem schrecklichen Seuchenherde zurückkehren sollte, an den er sich seiner Wissenschaft zu Liebe begeben hat."

(Fortsetzung folgt.)

Die Damenverschwörung.

Zeitgeschichtliche Novelle

von

L. v. Sacher-Masoch.

Erstes Kapitel.

Es war im Januar 1861. Kaiser Napoleon III., welcher damals auf der Höhe seiner Macht und seines Einflusses in Europa stand, befand sich allein in seinem Arbeitskabinet, mit verschiedenen Depeschen beschäftigt, die eingelaufen waren.

Bei der Kaiserin Eugenie, der schönsten Frau in der Weltstadt an der Seine, war zu gleicher Zeit in einem kleinen Saale der Tuilerien ein intimer Kreis versammelt. Die anwesenden Personen gehörten durchaus zu den Lieblingen und Vertrauten der Monarchin. Die erste Rolle in diesem Kreise spielten in jenen Tagen der österreichische Gesandte Fürst Richard Metternich und seine Gemahlin.

Fürst Metternich hatte sich die Pariser Gesellschaftskreise, sowie den Tuilerienhof, insbesondere aber die Kaiserin, durch die vielen Gaben gewonnen, welche ihm die Natur so reichlich auf seinem Wege mitgegeben hatte. Er war schön, vornehm, elegant, geistreich und zu gleicher Zeit gutmüthig und heiter. Ein besonderes Talent war sein ausgezeichnetes Klavierspiel, durch das er den intimen Kreis der Kaiserin schon mehr als einmal entzückt hatte. Er

brachte insbesondere die reizenden Walzer von Strauß und echte Wiener Volkslieder zum Vortrag, und verstand es, in der anmuthigsten Weise auf den Tasten zu phantasiren.

Die Fürstin Metternich, seine Gemahlin, war kaum hübsch zu nennen, aber sie war eine kleine, niedliche, pikante Erscheinung und das Urbild weiblicher Eleganz. Sie beherrschte alle Pariser Kreise durch ihre Frische, ihre Lustigkeit, und entzückte die vornehme Welt durch ihre tollen Launen.

Heute erzählte man, daß sie als Lehrbursche verkleidet auf das Verdeck eines Omnibus gestiegen und, die Cigarette im Mund, mit ihrem Gatten durch die belebtesten Straßen von Paris gefahren sei. Ein anderes Mal hatte sie, um einer Armen zu helfen, die berühmte Linzer Torte in Paris eingeführt.

Eine arme Wittwe mit einem halben Dutzend Kinder war bei ihr als Bittstellerin erschienen. Die Fürstin hatte sie reichlich beschenkt, aber sich damit nicht begnügt. Sie gewann einen bekannten Konditor, ließ bei demselben nach ihrer eigenen Angabe und mit ihrer Hilfe Linzer Torten backen, annoncirte dieselben in den Zeitungen und machte dann selbst in dem Laden des Konditors die Verkäuferin.

Ganz Paris erschien in den nächsten Tagen bei dem Konditor, und alle Welt, der Kaiser Napoleon und die Kaiserin Eugenie an der Spitze, aßen dort Linzer Torten und bezahlten dieselben zu hohen Preisen. Die Einnahme kam der armen Wittwe zugute. —

Die Kaiserin Eugenie schien an diesem Abend durch eine kleine Sorge in Anspruch genommen zu sein. Die Fürstin Metternich bemerkte es und nahte ihr in ihrer ungenirten Weise.

„Was haben Sie, Majestät?“ frug sie, während sie vor der schönen goldblonden Kaiserin niederkniete und gleich einem muthwilligen Kinde zu ihr emporlachte. „Was

ist es, das die Elfenbeinstirne unserer Königin der Schönheit zu umdüstern vermag?"

Die Kaiserin lächelte. „Ich möchte etwas Neues auf dem Gebiete der Toilette entdecken," sagte sie, „und mir will absolut nichts einfallen. Haben Sie nicht irgend einen glücklichen Einfall, Prinzessin, der meinem Kummer ein Ende machen könnte?"

„Damit kann ich dienen," sagte die Fürstin, „es gibt noch etwas Großes und Glänzendes in Bezug auf die Damentoilette, das in Paris als Neuheit gelten könnte."

„Und das wäre?" entgegnete Eugenie.

„Der Pelz!" rief die Prinzessin Metternich.

„Sie haben Recht," meinte die Kaiserin. „Pelzwerk kann eine weibliche Erscheinung ausnehmend heben und verschönern, aber Sie kennen die Pariser zu wenig. Diese Tracht erscheint ihrem Geschmack zu schwer und zu anspruchsvoll."

„Ich weiß es," sagte die Fürstin Metternich. „Doch wäre trotzdem der Versuch zu machen. Sehen Sie doch, Majestät, wie kleidsam die holländische Pelzjacke ist auf den Genrebildern eines Dow oder Mieris, auch Marie Antoinette verstand es, den Reiz ihrer geschmackvollen Toilette durch Streifen köstlichen Pelzwerks zu erhöhen."

„Wir wollen das gleich sehen," sagte die Kaiserin. „Wir haben ja hier in den anstoßenden Gemächern eine Reihe kleiner Kabinetstücke berühmter holländischer Maler und eines der schönsten Porträts der unglücklichen Königin."

Eugenie erhob sich lebhaft und eilte mit der Fürstin in das anstoßende Gemach, in welchem sie sofort die reizende „Dame mit der Traube" von Mieris entdeckte.

„In der That sehr hübsch," sagte die Kaiserin, „aber ich glaube doch, daß diese weite Pelzjacke etwas plump macht und dem Pariser Geschmack nicht entspricht."

Die Damen gingen weiter und standen bald vor dem

lebensgroßen Bilde der Königin Marie Antoinette, auf dem sie sitzend mit gepudertem Haar in einer mit dunklem Zobel verbrämten Hongroise erscheint.

„Das gefällt mir schon um vieles besser," sagte Eugenie, „es macht nicht diesen schweren Eindruck, welcher nach Pariser Begriffen unelegant ist."

„Wozu wollen wir uns weiter vor diesen Bildern aufhalten," sagte die Prinzessin, „ich weiß ein besseres Mittel, Sie zu überzeugen, Majestät."

Die Prinzessin eilte hinaus und kehrte wenige Augenblicke später mit ihrem Pelzmantel zurück. Die beiden Damen zogen sich hierauf in das Garderobezimmer der Kaiserin zurück, und hier, vor dem großem Spiegel, bei der glänzendsten Beleuchtung zog die Kaiserin mit Hilfe der Prinzessin ihre Taille aus und den Pelzmantel an.

Ueberrascht lächelte die Kaiserin und nickte zustimmend mit dem Kopfe.

„Ja, das gefällt mir," murmelte sie, „es gefällt mir sogar ausnehmend, und ich will wirklich Ihrem Rathe folgen, Prinzessin, und auf dem nächsten Ball, der in den Tuilerien stattfindet, meine Robe nach dem Muster Marie Antoinette's mit Streifen dunklen Pelzwerks besetzen lassen."

Die Damen kehrten jetzt zu der Gesellschaft zurück, und Eugenie war wieder fröhlich und lebhaft, ja glücklich wie ein Kind. Ihre gute Laune brachte sie auf ein Thema, das sie mit Vorliebe besprach. Sie wollte um jeden Preis Oesterreich den Krieg von 1859 und den Verlust der Lombardei vergessen machen, es vollständig mit Frankreich versöhnen.

„Wenn man Menschen gefunden hat, die man so liebt, so liebt man auch ihr Land," sagte sie zu dem Fürsten und der Fürstin Metternich, und dann begann sie noch ganz besonders von dem Bruder Franz Joseph's, dem Erzherzog Maximilian, und dessen schöner, geistvoller Ge-

mahlin, der belgischen Prinzessin Charlotte, zu schwärmen. Fürst Metternich bestätigte vollständig die günstige, ja die begeisterte Meinung, welche die Kaiserin von dem Fürstenpaar hatte.

„Der Erzherzog Maximilian," sagte er unter Anderem, „ist in der That ein ganz ungewöhnlicher Mensch, ein Prinz von ritterlichem Charakter, dabei wahrhaft frei denkend, ein moderner Mensch im vollsten Sinne des Wortes, begeisterungsfähig, hoch erhaben über das Gewöhnliche und Alltägliche. Seine Gemahlin, die Erzherzogin Charlotte, ist ebenso geistvoll und hochgebildet, als schön. Ganz Oesterreich theilt die Sympathie Eurer Majestät."

Der ganze Kreis fuhr nun fort, über das interessante fürstliche Paar, über dessen feenhaftes Meeresschloß Miramar zu sprechen, bis man endlich auf Wien kam, und die Kaiserin Eugenie sich das dortige Leben von der Fürstin Metternich schildern ließ.

Als Illustration zu ihrer Erzählung erbot sich die Fürstin, ein paar echte Wiener Lieder vorzutragen, und der Vorschlag wurde mit allgemeinem Jubel aufgenommen. Fürst Metternich setzte sich an den Flügel, und die Fürstin Pauline, den Arm keck in die Seite gestemmt, begann jene lustige Weise zu singen, durch welche sich die Mansfeld in jenen Tagen zum Liebling des Wiener Publikums gemacht hatte.

* * *

Als ihre Vertrauten sie verlassen hatten, begab sich Kaiserin Eugenie in das Arbeitskabinet Napoleon's III. Sie fand ihn tief gebückt, in Gedanken versunken vor seinem großen, mit Papieren aller Art bedeckten Schreibtisch. Als sie eintrat, versuchte Napoleon zu lächeln, aber es gelang ihm nicht.

„Was hast Du?" fragte Eugenie, die sich auf dem

Ruhebette, das mitten im Kabinet nahe am Schreibtische stand, niedergelassen hatte.

„Ich bin voll Sorgen um die Zukunft," sprach der Kaiser, während seine Hand mit dem Papiermesser spielte, dessen Griff einen Zuaven darstellte. „Du kennst das französische Volk nicht, wie ich es kenne, mich erschreckt nicht die liberale Strömung, die sich mehr und mehr in Frankreich wieder geltend macht, der Drang nach Freiheit ist hier zu Land nicht so ernst, als man infolge manches gewaltsamen blutigen Ereignisses im übrigen Europa glaubt. Dagegen ist der Wunsch nach Ruhm und Ehre, nach dem Neuen in den Franzosen im höchsten Maße lebendig. Wir haben die Unzufriedenheit gedämpft durch den glücklichen italienischen Krieg, durch die Siege von Magenta und Solferino, durch die eroberten Fahnen und Kanonen, welche wir heimgebracht, aber wie lange? Das ist die Frage, auf die ich vorläufig keine Antwort finde. Auch nach außen ist unsere Lage keine beneidenswerthe, obwohl ich in Europa der erste Herrscher bin. Aber Niemand hat eine aufrichtige Sympathie für uns und unsere Regierung. Italien bedeutete eine persönliche Gefahr für mich, ich brauche Dich nicht an das Attentat Orsini's zu erinnern, die Gefahr ist beseitigt durch den italienischen Krieg. Aber auch in Italien haben wir keinen Dank geerntet, und statt uns einen Freund oder Verbündeten zu erobern, haben wir jetzt einen unbefriedigten und mißmuthigen Nachbar. Dafür ist Oesterreich heute unser erbitterter Feind, und Preußen beginnt Pläne zu verfolgen, welche uns in der Zukunft vielleicht noch ernstliche Gefahren bereiten werden."

„Wir müssen also vor Allem Oesterreich zu gewinnen suchen," sagte Eugenie.

„Dein Lieblingsgedanke," erwiederte Napoleon III. „Ich bin nicht abgeneigt, ihn auch zu dem meinen zu

machen, ich denke daran, zwei Gegner, die wir heute haben, mit einem Schlage in zwei Freunde und Bundesgenossen zu verwandeln. Es wäre möglich, Oesterreich und Rußland zu gleicher Zeit zu befriedigen und zu versöhnen, wenn wir die Türkei ihrem Schicksale preisgeben und die orientalische Frage definitiv lösen würden."

„Du denkst an eine Theilung des osmanischen Reichs?"

„Ja," gab Napoleon zur Antwort. „Griechenland, Rußland und Oesterreich müßten die Erbschaft antreten und sich dagegen verpflichten, unsere Politik in Europa, Afrika und Asien, unter Umständen auch in Amerika zu unterstützen. Wir könnten dann an den Preußen und Engländern ebenso Revanche nehmen, wie wir es bereits Rußland und Oesterreich gegenüber gethan haben, und den Sturz Napoleon's I. an seinen Feinden vollends rächen."

„Ein großer Plan," sagte Eugenie, „aber ein gewagter. Du sprachst indeß auch von Amerika. Denkst Du vielleicht an Mexiko?"

„Allerdings," antwortete Napoleon. „Die Dinge scheinen dort eine Wendung zu nehmen, welche ein Einschreiten der europäischen Mächte früher oder später nothwendig machen dürfte."

Die Kaiserin lächelte, wie im Traum stieg es vor ihr auf, eine Verheißung für die Zukunft. Ihre lebhafte Phantasie hatte sofort einen Plan fertig, der ihr volle Erfüllung ihres Wunsches verhieß, aber sie behielt vorläufig ihre Gedanken für sich.

„Wir werden sehen," fuhr der Kaiser fort, „es ist noch viel zu überlegen, ehe wir handeln dürfen, aber mit Dir, meine Schöne, will ich nicht von Politik, nicht von meinen Sorgen sprechen, Du bist die Poesie, die Sonne in meinem Leben, von Dir erwarte ich vor Allem Heiterkeit und Glück für mich selbst. Deine Hand ist's, die mir allein die Sorgen von der Stirne zu scheuchen vermag."

Napoleon erhob sich, ließ sich an der Seite seiner Gemahlin nieder und schlang den Arm um sie.

„Du bist also noch immer in mich verliebt?" rief Eugenie lächelnd. „Das macht mir Spaß."

Der Kaiser küßte sie und sah ihr dann mit seinen halbgeschlossenen müden Augen forschend in das schöne Antlitz.

„Wie gefällt Dir eigentlich der Fürst Metternich?" fragte er.

„Ganz gut," erwiederte Eugenie. „Weißt Du auch, daß ich mir jetzt von ihm den Hof machen lasse? Ich muß immer einen Anbeter haben."

Napoleon lächelte.

„Weißt Du was," sagte er, „ich möchte Dich wieder einmal tanzen sehen, einen Deiner spanischen Nationaltänze, bei denen Du so viele Leidenschaft und Anmuth zu zeigen verstehst."

„Warum nicht," sagte Eugenie, „wenn es Dir Vergnügen macht."

„Du fragst noch?"

Eugenie erhob sich, schürzte ihr Kleid auf und begann auf dem Teppich, der vor dem Ruhebette lag, zu tanzen.

Während sie die anmuthigsten Bewegungen ausführte, bald den Kopf, bald den Oberkörper zurückwarf und mit den Augen kokett spielte, saß der Kaiser vor ihr wie entzückt und konnte sich nicht satt sehen an der Schönheit des geliebten Weibes. Zuletzt sprang er auf, zog sie auf seine Kniee und bedeckte ihre Hände und ihr Antlitz mit heißen Küssen, während ihr silberhelles Lachen durch das Gemach tönte.

* *
*

Ein Ball in den Tuilerien. —

Die beiden herrlichen reichgeschmückten Säle waren mit der glänzenden Gesellschaft des damaligen Paris ge-

füllt, und als die Kaiserin am Arme Napoleon III. eintrat, ging ein Flüstern des Neides und der Bewunderung durch die Reihen der Gäste.

Ja, sie war noch immer die schönste Frau ihres Reiches, die blonde Spanierin, und wie sie jetzt an dem Arme ihres Gatten daher kam, hoch und schlank, mit dem feinen, edlen Gesicht, das von weichen Flechten umrahmt war, in einer hellen Ballrobe von schwerer Seide, die nach dem Vorbild Marie Antoinette's mit schmalen Streifen dunklen Pelzwerks besetzt war, konnte sie in der That als die Königin der Schönheit gelten.

Unter den Ersten, an welchen die Kaiserin das Wort richtete, befand sich die Fürstin Pauline Metternich. Nachdem sie einige gewöhnliche Phrasen gewechselt hatten, begann die Fürstin die Toilette der Kaiserin zu bewundern.

„Ja, ich glaube, daß die Robe wirklich schön ist," sagte Eugenie lächelnd, „und das habe ich Ihnen zu danken, denn es war Ihre Idee, die hier ausgeführt worden ist. Aber diese Pracht hat etwas Lästiges an sich. Mir ist jetzt schon heiß, ich ersticke unter dem Pelzwerk, wie wird es erst später werden!"

„Alles kommt auf Gewohnheit an," sagte die Fürstin. „Wir Ausländerinnen sind längst daran gewöhnt, unseren Leib in weiche Felle zu hüllen, und Keine von uns hat sich noch je darüber beklagt, daß dieselben ihr zu warm machten."

Der Ball war eine Art Kostümfest. Niemand war gezwungen, maskirt oder kostümirt zu erscheinen, aber es war Jedem gestattet, und so hatte Alles, was jung und schön war, davon Gebrauch gemacht. Unter den zahlreichen Menschen, die im Hauptsaale auf und ab wogten, fielen vor Allen zwei Pierretten auf.

Es waren die beiden Schwestern Matamoros, Estrella und Maria della Gloria, Mexikanerinnen, welche seit

einiger Zeit in Paris weilten, reich und unabhängig waren und in der Gesellschaft eine große Rolle spielten. Die beiden jungen Damen boten einen reizvollen Kontrast.

Wenn Estrella, die Aeltere, eine mittelgroße, schlanke Erscheinung mit leicht gebräuntem Teint, dunklen, großen Gazellenaugen, nachtschwarzem Haar und blitzenden kleinen Zähnen, einer Haremsschönen glich, erschien Maria della Gloria neben ihr sanft und keusch wie eine Jungfrau der germanischen Heldensage. Auch sie war nicht groß, und ihre Gestalt zeigte feine, knospende Formen, doch hatte ihr Antlitz etwas Strenges, trotz der blühenden Frische ihrer Wangen, trotz den blauen ruhigen, sinnenden Augen und des goldblonden Haares, das ihre Madonnenstirne umrahmte.

Beide trugen dasselbe Kostüm, das sie dem bekannten Bilde eines spanischen Malers nachgeahmt hatten, hohe weiße Stiefelchen mit flockigem weißen Pelz besetzt, kurze Röcke und Jacken mit geschlitzten Aermeln, gleichfalls mit weißem Pelzwerk wie mit Schneeflocken verbrämt, und hohe, spitze, weiße Hüte.

Die beiden Damen waren von den Herren in auffallender Weise umschwärmt. Ihr Hofstaat bedurfte kaum einer Bereicherung, und doch wurde ihnen an dem Abend eine solche unerwartet zu Theil. Ein österreichischer Baron, Friedrich v. Stahlberg, welcher der Botschaft attachirt war, sah die beiden Mexikanerinnen zum ersten Male und fing auf der Stelle Feuer. Nicht Estrella war es mit ihren Gluthaugen, sondern die blonde Maria della Gloria, welche sein Herz gefangen nahm. Stahlberg ließ sich durch einen befreundeten Spanier den Damen vorstellen, und wich nun die ganze Nacht hindurch nicht mehr von der Seite Maria's.

Ein glücklicher Zufall begünstigte seine Schwärmerei. Estrella sah im Gedränge den mexikanischen Gesandten

Hidalgo, gab ihm einen koketten Wink mit ihrem Fächer, und als er herbeieilte, nahm sie seinen Arm und verlor sich mit ihm in eines der kleinen Kabinette, die ferne dem Tanzsaale dazu eingerichtet und geschaffen schienen, vertraulicher Zwiesprache jeder Art zu dienen.

Hier ließ sich die schöne Mexikanerin mit dem Diplomaten auf einen kleinen Divan im chinesischen Geschmack nieder und begann: „Was haben Sie für Neuigkeiten aus der Heimath, Excellenz?“

„Die besten, Madame,“ erwiederte Hidalgo, „es hat allen Anschein, daß Juarez das Staatsruder ergreift und sich zum Herrn von Mexiko macht. Dann ist Alles für uns gewonnen. Ich kenne ihn, er ist ein zügelloser Charakter, er wird von einer Gewaltthat zur anderen schreiten und die Rechte der Ausländer, die ohnehin schon wiederholt in Mexiko in Gefahr gekommen sind, in der brutalsten Weise verletzen. Das wird den europäischen Regierungen Anlaß geben erst zu Beschwerden und dann vielleicht zu einem Einschreiten. Wenn wir den Augenblick zu benützen verstehen, so ist unsere Zeit gekommen.“

„So glaube auch ich,“ sagte Estrella, „und ich hoffe, daß Juarez Präsident wird und sich als solcher behauptet, denn nur dann kann ich erwarten, daß er uns Gelegenheit gibt, ihn um so tiefer herabzustürzen und für immer zu vernichten.“

„Was haben Sie eigentlich, schöne Doña,“ gab Hidalgo zur Antwort, „gegen diesen Juarez? Ich sehe in ihm nur einen Gegner, aber Sie, Sie hassen ihn wie den Satan selbst. Was hat er Ihnen gethan?“

„Nichts,“ sagte Estrella, während sie den mit weißen Federn besetzten Fächer vor das Gesicht hielt, scheinbar um sich Luft zuzufächeln, in Wahrheit aber, um den Botschafter zu hindern, in ihren Augen und in ihrem Antlitz zu lesen. „Ich hasse ihn, ja, ich gäbe etwas darum,

wenn ich seinen Kopf unter dem Beil des Henkers fallen sehen könnte. Es gibt keinen Menschen auf der weiten Erde, gegen den ich diesen Abscheu habe."

„Aber der Beweggrund, Señora?" sagte Hidalgo. „Sollte es wahr sein, daß Juarez einst um Ihre Hand warb und Sie dann, wie es diesem leichtsinnigen Menschen zuzutrauen ist, ohne jeden Grund verließ?"

Estrella ließ den Fächer fallen und sah Hidalgo ruhig und ernst in's Gesicht, während sie unter dem weichen Schnee ihres weißen Pelzwerks tief athmete.

„Ja denn, er war mein Verlobter. Um einer Anderen willen ließ er mich im Stich, und diese Andere opferte er wieder einer Dritten, und so fort. Ich hasse ihn und habe ihm Rache geschworen. Nun wissen Sie Alles."

Während Estrella mit Hidalgo weiter die mexikanischen Verhältnisse besprach, hatte Baron Stahlberg Maria della Gloria, der die Hitze in dem Saal unerträglich geworden war, gleichfalls in ein Nebengemach geführt, wo Beide in einer Art Laube von Palmen und anderen exotischen Gewächsen Luft schöpften. Stahlberg schwieg einige Augenblicke und begnügte sich damit, das schöne Mädchen mit seinen braunen lebhaften Augen zu verschlingen.

„Was haben Sie?" sagte Maria. „Sie staunen mich an wie ein Wunder."

„Das sind Sie auch, Doña Maria," erwiederte Stahlberg. „Sie machen mir den Eindruck einer Madonna Raphael's, die aus dem Rahmen gestiegen ist. Ich frage mich immer wieder, wie es möglich ist, daß Sie aus einer heißen Zone stammen, wo die Sonne Alles versengt und einen dunklen Teint erzeugt, ebenso gut wie heiße Herzen und wilde Leidenschaften. Sie scheinen mir so ruhig, so klug, so gut, daß ich gar nicht weiß, wie ich Sie mit Ihrer Abstammung in Einklang bringen soll."

„Das ist sehr einfach," sprach Maria. „Unsere Mutter

war eine Deutsche, ich bin ihr nachgerathen, meine Schwester Estrella ihrem Vater. Sie sehen, das Räthsel ist leicht zu lösen."

„Sie scheinen aber auch in Bezug auf Ihr Wesen und Ihre Gedankenrichtung von Ihrer Schwester sehr verschieden zu sein. Man sagt, daß diese trotz ihrer Jugend hier in Paris eine politische Rolle spielt und die Fäden der mexikanischen Angelegenheiten in ihren kleinen schönen Händen hält. Sie dagegen, Doña Maria, scheinen mir mehr nach innen gekehrt, mit sich selbst beschäftigt, wie wenn Sie den süßen Wundern nachspüren würden, welche die Natur in Ihrer reinen Seele verborgen hält."

„Wie poetisch Sie sind, Baron!" sagte Maria lächelnd. „Jetzt könnte ich Sie gleichfalls fragen, wie Sie zu diesen Anschauungen kommen, die man heute bei keinem Manne von Welt, am wenigsten aber bei einem Diplomaten erwarten darf?"

Stahlberg zuckte die Achseln.

„Es ist so, Señora, wie es eben ist. Ich war erst Offizier, nun bin ich Diplomat, wer weiß, was ich noch werde. Aber in allen Kreisen, in denen ich mich bewegt habe, in allen Ländern, wo ich mich aufhielt, habe ich mir stets mein Selbst bewahrt und bin nicht in dem Taumel der sogenannten feinen Gesellschaft untergegangen."

„Ich hoffe, daß Sie mir Gelegenheit geben werden, mehr von Ihnen zu hören," sagte Maria.

Dann reichte sie dem Baron ihre Hand, die er ehrerbietig an die Lippen führte, nahm seinen Arm und bat ihn, sie wieder in den Saal zurückzuführen.

Fast zu gleicher Zeit waren Estrella und der mexikanische Gesandte zu den Tanzenden zurückgekehrt, und Hidalgo stand jetzt allein an eine Säule gelehnt und betrachtete die schimmernden Wogen, die an ihm vorüberzogen.

Plötzlich traf ihn ein Fächerschlag auf die Schulter.

Er wendete sich um und erblickte zu seiner Ueberraschung die Kaiserin Eugenie, welche auf den Stufen hinter ihm stand und ihm mit den Augen einen Wink gab, ihr zu folgen. Sie zogen sich in eine Nische zurück und begannen von Mexiko und den dortigen verwickelten Verhältnissen zu sprechen. In diesem Lande gab es jederzeit Unruhen und Kämpfe, immer neue Regierungen, ein unglückliches Volk, das von jeder Seite geplündert und gebrandschatzt wurde.

„Wenn Juarez an das Ruder käme," meinte Eugenie, „würde die Lage noch bedenklicher werden."

„Gewiß," sagte Hidalgo. „Schon seit längerer Zeit gibt Mexiko den europäischen Mächten Anlaß zu ernsten Beschwerden. Ich brauche Eure Majestät nicht daran zu erinnern, daß 1838 mein Vaterland in Krieg mit Frankreich gerieth, weil französische Läden zerstört und zahlreiche Franzosen ermordet wurden. Zwanzig Jahre darnach wurde Spanien beleidigt, weil man die ihm bewilligten Vorrechte wieder für nichtig erklärte und mehrere Spanier getödtet hatte. Mexiko bot allerdings Genugthuung an und suchte die Vermittelung Englands und Frankreichs. Doch kaum war der Streit mit Spanien geschlichtet, beleidigte es alle europäischen Mächte durch eine Zwangsanleihe, welche durch Gewalt und Raub in's Werk gesetzt wurde. Unter Anderem ließ Miramon, der damalige Präsident, im Hotel des englischen Gesandten hunderttausend Dollars wegnehmen, die den englischen Staatsgläubigern gehörten. Ein anderer General raubte einen für das Ausland bestimmten Silbertransport von einer Million zweihunderttausend Dollars. Ich fürchte, daß es unter Juarez ähnliche Konflikte geben wird, und daß wir vor Allem mit Frankreich, England und Spanien in Streit gerathen werden."

Die Kaiserin Eugenie erhob jetzt die Augen langsam



zu dem Diplomaten und sprach: „Sagen Sie lieber, Sie wünschen es."

„Ja denn, Majestät, ich wünsche es in der That, denn ich liebe mein Vaterland und möchte, daß in demselben Ordnung und Recht zur Herrschaft gelangen. Das kann nach meiner innersten Ueberzeugung nur dann der Fall sein, wenn die europäischen Mächte sich des unglücklichen Landes annehmen. So, wie ich, denken viele mexikanische Patrioten."

„Um so besser," sagte Eugenie. „Wenn Sie aber mit diesen Anschauungen nicht allein stehen, so kann ich Ihnen heute schon gute Aussichten in die Zukunft eröffnen. Ich habe einen Plan. Ich will vorläufig noch den Kaiser sondiren, die Minister, und wenn die Sache reif ist, sollen Sie davon erfahren. Heute wäre es noch verfrüht."

„Ich bin glücklich, Majestät," erwiederte Hidalgo mit leuchtenden Augen, „daß Sie sich für mein armes Vaterland interessiren, und bitte Eure Majestät, mir recht bald eine Unterredung zu gewähren, in der ich Ihnen die Verhältnisse von Mexiko schildern kann, und die Aussichten, welche der Plan Eurer Majestät, den ich ahne, haben könnte."

Eugenie dachte nach. „Auch ich möchte Sie gerne sprechen in aller Stille, aber dies ist in den Tuilerien unmöglich. Ich bin in meinem eigenen Palaste am wenigsten Herrin meiner selbst. Auch könnte eine längere Unterredung mit Ihnen zu Mißdeutungen und Gerüchten Anlaß geben, die wir vorläufig vermeiden müssen. Ja, wenn ich einen Ort wüßte, wo wir im Geheimen zusammen kommen könnten."

„Sobald Eure Majestät mir vertrauen wollen," sagte Hidalgo, „werde ich für alles Weitere sorgen."

„Ich vertraue Ihnen," sagte die Kaiserin, „und ich glaube, daß Sie schon um Ihretwillen vorsichtig sein werden."

„Gewiß, Majestät, in meinem Interesse und im Interesse Mexiko's.“

Zweites Kapitel.

Hidalgo hatte gleich in den nächsten Tagen eine einsame Villa in der Nähe des Bois de Boulogne gemiethet und eingerichtet. Sein alter Diener Juan, dem er vollständig vertrauen durfte, hatte hier seine Wohnung aufgeschlagen, bewachte das Haus und empfing die Besucher, welche erschienen, um mit dem Gesandten zu konferiren. Ehe noch von der Kaiserin das erwartete Zeichen kam, hatte sich Hidalgo mit dem General Almonte und anderen in Paris weilenden vornehmen Mexikanern in Verbindung gesetzt.

Eines Abends bekam Hidalgo einen Brief, der nichts enthielt als die wenigen Worte: „In dieser Nacht um Elf vor der Madeleinekirche.“

Er verstand sofort, um was es sich handle, traf seine Anstalten und war einige Minuten vor der bezeichneten Stunde zur Stelle. Nicht lange darnach kam ein geschlossener Wagen, hielt vor dem Hauptthor der Kirche, und eine Dame, die einen Domino trug und eine schwarze Sammetlarve vor dem Gesicht, öffnete das Fenster und gab Hidalgo einen Wink mit dem Fächer. Dieser näherte sich dem Wagenschlag, und die Dame flüsterte ihm zu: „Lassen Sie Ihren Wagen voranfahren, ich werde folgen.“

Hidalgo gehorchte und hieß den Kutscher nach jener Villa fahren, welche er gemiethet hatte. Als der erste Wagen vor derselben anlangte, trat der alte Juan hervor und, nachdem er sich überzeugt hatte, daß es sein Herr war, öffnete er das Gitterthor der Villa und ließ den Kutscher in den Hof einfahren. Hidalgo stieg aus und hieß den Alten das Thor offen halten, den folgenden Wagen ebenfalls einlassen und dann das Gitter abschließen.

So geschah es auch. Der zweite Wagen kam heran. Demselben entstieg die Dame im Domino. Der alte Juan öffnete die Thüren des Hauses, und am Fuß der Treppe empfing Hidalgo den heißersehnten Besuch.

„Sie sind es, Majestät?“ begann er.

„Ja, mein Freund,“ erwiederte Eugenie.

Dann nahm sie seinen Arm und ließ sich von ihm die Treppe hinaufbegleiten. In einem kleinen Vorsaal warf sie Domino und Larve ab, ordnete ihr Haar vor dem Spiegel und trat in den kleinen Salon, in dem Hidalgo einige Erfrischungen für sie vorbereitet hatte.

„Zur Sache,“ sagte Eugenie, „ich habe nicht so viel Zeit, als Sie denken. Es ist nicht leicht für eine Kaiserin von Frankreich, in Paris unbeobachtet und unerkannt zu bleiben.“

Sie ließ sich in einen Sessel nieder, und auf ein Zeichen von ihr nahm Hidalgo in ihrer Nähe Platz.

„Ich wollte Ihnen heute schon von meinem Plan sprechen,“ sagte Eugenie, „denn ich glaube, daß ich Ihnen vollkommen vertrauen darf, daß Sie es mit Ihrem Vaterlande ebenso gut meinen, wie ich selbst. Aber wenn ich noch zögere, so ist es, weil ich vorläufig weder den Kaiser noch sonst einen unserer Staatsmänner über meine Idee ausforschen konnte. Wir sollen als gute Diplomaten immer nur mit Thatsachen kommen, nicht mit Projekten.“

„Ein gutes Projekt, Majestät, ist mehr werth, als eine schlechte Thatsache,“ erwiederte Hidalgo, indem er sich vor der Kaiserin verbeugte, „und ich bin überzeugt, daß der feine Geist Eurer Majestät das Richtige für uns getroffen hat.“

Eugenie sah ihn an, zögerte einen Augenblick und sagte: „Was haben Sie für Nachrichten aus Mexiko?“

„Die besten, Majestät,“ erwiederte Hidalgo. „Juarez ist Präsident geworden, und gleich die ersten Regierungs-

handlungen, die er vollzog, enthielten ebenso viele Kränkungen für die Ausländer, welche in Mexiko weilen, ja, für die europäischen Mächte selbst. Kaum war er in die Hauptstadt Mexiko eingezogen, wurden der spanische Gesandte und der päpstliche Nuntius auf seinen Befehl in brutalster Weise ausgewiesen. Beleidigungen der anderen fremden Diplomaten und Rechtsverletzungen folgten nun Tag für Tag. Europäische Konsuln wurden ohne jeden Rechtsgrund verhaftet, ja, Juarez wagte sogar, Europäer widerrechtlich und gewaltsam zum Kriegsdienste ausheben zu lassen."

„Sehr gut," sagte die Kaiserin, „das ist ja mehr, als wir hoffen durften. Juarez gibt so die beste Gelegenheit, unseren Plan rasch in Angriff zu nehmen. Diese Nachrichten, die der Kaiser wohl bereits hat, werden ihn gewiß verstimmen und seinen Groll erregen. Ich würde aber gerne, ehe ich Ihnen meinen Plan mittheile, noch andere Ihrer Freunde und Landsleute über die dortigen Verhältnisse hören."

„Ich habe daran gedacht, Majestät, und einen meiner Freunde, den General Almonte, hierher beschieden. Ich glaube, er wird eingetroffen sein, und wenn Majestät es befehlen, kann er sofort vor Ihnen erscheinen."

„Gewiß," rief Eugenie lebhaft, „ich will ihn sehen und zwar auf der Stelle."

Hidalgo klingelte und sofort erschien Juan.

„Ist der General hier?" fragte er den Alten.

„Zu Befehl, Excellenz," erwiederte dieser.

„Führen Sie ihn herein."

Juan gehorchte, und wenige Sekunden später trat der General ein und begrüßte die Kaiserin ehrerbietig.

Eugenie winkte ihm, Platz zu nehmen, und als er nun an Hidalgo's Seite ihr gegenüber saß, richtete sie auch an ihn verschiedene Fragen über die Verhältnisse Mexiko's,

und war erfreut, daß seine Antworten vollständig mit dem übereinstimmten, was ihr schon Hidalgo gesagt hatte.

„Und was ist Ihre Ansicht über Juarez?"

„Ich glaube, Majestät, daß es keine bessere Gelegenheit für die europäischen Mächte gibt, in Mexiko einzuschreiten, als gerade jetzt. Ich kenne Juarez, er wird einen Akt der Willkür an den anderen reihen, und sein Maß wird bald voll sein."

„Dann kann ich also daran denken, Ihnen meinen Plan zu entwickeln," fuhr die Kaiserin fort. „Ich bin gewiß, daß der Kaiser über die mexikanischen Nachrichten beleidigt sein wird, und daß ich ihn in der richtigen Stimmung finden werde, welche ich zu meinen Zwecken brauche. Das Erste, was wir zu Stande bringen müssen, ist eine Intervention der europäischen Mächte in Mexiko. Glauben Sie, General, daß wir auf Spanien rechnen dürfen? England ist uns ja gewiß."

„Offenheit gegen Offenheit, Majestät," sagte Almonte, „ich bin vor Kurzem erst aus Madrid zurückgekehrt und kann Eurer Majestät die Versicherung geben, daß dort unsere Sache so gut wie gewonnen ist."

„Das freut mich," sagte die Kaiserin, „ich habe es von meinem Vaterlande erwartet, daß es dem Ihren energisch Beistand leistet, um sich für immer von dem Joch, das auf ihm lastet, zu befreien."

„Und dieses Joch wäre?" fragte Hidalgo.

„Muß ich es Ihnen denn erst sagen?" entgegnete die Kaiserin vorsichtig.

„Majestät meinen die Republik?" sprach der General.

„So ist es," gab Eugenie zur Antwort. „Ich glaube nicht, daß in Mexiko Ruhe herrschen wird, so lange nicht die Monarchie dort wieder hergestellt ist. Ich kenne den spanischen Charakter, vor Allem jenen der amerikanischen Spanier. Sie sind noch lange nicht reif zur Freiheit.

Ebenso wie es unmöglich wäre, in Nordamerika eine Monarchie zu gründen, ebenso wenig paßt eine republikanische Staatsform für die unruhigen, leidenschaftlichen Bewohner Mittel- und Südamerika's. Ich denke also daran, erst eine Intervention Frankreichs, Englands und Spaniens eintreten zu lassen, und wenn Mexiko beruhigt ist, die Nation zu befragen, ob sie ihre Regierungsform noch beibehalten will. Ich bin überzeugt, daß, wenn wir Zeit haben, die Mexikaner vorzubereiten, der Vorschlag, eine neue Monarchie zu begründen, eine günstige Aufnahme finden wird."

„Gewiß, Majestät," sagte Hidalgo, „Alles kommt nur darauf an, wen Sie für den mexikanischen Thron in Aussicht genommen haben. Der Mexikaner wie der Spanier ist stolz. Wenn er einen Fürsten haben soll, so muß es einer sein, der seinem ritterlichen Geiste, seinen romantischen Anschauungen entspricht, kein gewöhnlicher Herrscher nach europäischem Zuschnitt."

„Ich weiß," sagte Eugenie, „und habe daran gedacht. Kennen Sie den Erzherzog Maximilian von Oesterreich, den Bruder des Kaisers Franz Joseph?"

„Gewiß," sagte General Almonte, „wer würde ihn nicht kennen? Wenn er es wäre, den Eure Majestät für den mexikanischen Thron im Auge haben, dann ist die Parthie so gut wie gewonnen. Der Prinz, welcher ebenso schön, ritterlich und freisinnig, als in seinen Anschauungen ideal ist, wäre gewiß der richtige Mann für uns. Aber die große Frage ist, ob er selbst geneigt sein wird, dieses Abenteuer zu wagen; und wenn ihn die Kaiserkrone reizen sollte, ob seine Familie und der Kaiser Franz Joseph ihm ihre Einwilligung zu einem solchen Wagniß nicht versagen werden."

„Das ist meine Sache," sagte Eugenie, „ich bin gewiß, daß ich durch den Fürsten Metternich und seine Ge-

mahlin, die zu meinen intimen Freunden gehören, an dem Wiener Hofe Alles erreichen werde, was wir nur wünschen können."

„Dann ist ja Alles gut, Majestät," sagte Hidalgo, „ich bin entzückt von Ihrem Plane und werde Alles aufbieten, meine Landsleute für denselben zu gewinnen."

„Auch ich," fügte General Almonte hinzu, „bin bereit, dem edlen Prinzen meinen Degen zu weihen, für ihn zu kämpfen und nöthigenfalls mein Blut zu vergießen."

Die Kaiserin blickte auf die kleine Uhr, welche sie trug, und stand auf.

„Wir sind jetzt einig," erwiederte sie, „für diesmal können wir also unsere Unterredung beenden. Ich möchte nicht zu lange hier weilen, damit meine Abwesenheit nicht bemerkt wird und nicht zu Auslegungen Anlaß gibt, welche unserem Plane hinderlich sein könnten. Leben Sie wohl, meine Herren, und vergessen Sie nicht, was ich Ihnen eröffnet habe. Suchen Sie Ihre Landsleute auszuforschen, ich übernehme es, den Kaiser zu gewinnen; und dann, wenn es an der Zeit ist, auch den österreichischen Hof."

Die Kaiserin verließ den Salon, hüllte sich mit Hilfe des Generals in ihren Domino, nahm ihre Sammetlarve vor und ging, von Hidalgo geführt und von Almonte gefolgt, die Stufen hinab.

Nachdem Hidalgo sie in den Wagen gehoben, Juan das Gitter geöffnet, und die Pferde sich in Bewegung gesetzt hatten, kehrten die beiden Herren in das Haus zurück.

„Alles geht gut, General," sagte Hidalgo.

„Ueber alles Erwarten," erwiederte Almonte. „Eine Monarchie unter dem Prinzen Maximilian von Oesterreich ist das Beste, was wir wünschen können. Es ist das Mittel, unser Vaterland zu beruhigen, geordnete

Verhältnisse zu schaffen und uns die Gewähr zu geben, daß wir uns in den Stellungen, die wir dabei erringen werden, auch für die Dauer behaupten können."

„Ich will sofort zu den Matamoros," sprach Hidalgo, „und mit ihnen den Plan der Kaiserin erörtern. Estrella ist eine wichtige Bundesgenossin. Sie haßt Juarez und besitzt die Schlauheit einer Schlange, wenn es gilt, ihre Absicht durchzuführen. Dieses berückend schöne Weib ist wie geschaffen, unsere Agentin in dieser Sache zu spielen."

„Also vorwärts," sprach Almonte.

Die Herren bestiegen ein Jeder seinen Wagen, nahmen Abschied und trennten sich an dem Ausgange der nächsten Allee. —

Bei Estrella war gerade ein kleiner Kreis von Freunden versammelt, als der mexikanische Gesandte ankam. Er trat nicht in den Salon, sondern wandte sich an die Zofe mit der Bitte, ihre Herrin allein sprechen zu dürfen. Estrella war eben im lebhaften Gespräch mit Baron Stahlberg und einigen ihrer mexikanischen Freunde, während Maria in dem Nebenzimmer am Flügel saß und phantasirte. Als die Zofe Estrella abrief, trat sie rasch in den Vorsaal, und als sie Hidalgo erblickte, reichte sie ihm die Hand und führte ihn in ein kleines Zimmer, das unmittelbar an jenes stieß, in welches Maria sich zurückgezogen hatte.

Während Hidalgo ihr nun den Plan der Kaiserin, den sie mit Begeisterung aufnahm, mittheilte, hatte sich Stahlberg erhoben und war unbemerkt in das Nebengemach getreten.

Maria della Gloria bemerkte ihn nicht gleich, da sie ganz in ihre musikalischen Träume versunken war. Erst als sie eine Pause machte, und er einen Schritt näher trat, blickte sie auf, und ein leichter Schreck erschütterte ihren schlanken Körper.

„Bin ich Ihnen so unangenehm," begann der Baron, „daß mein Erscheinen Sie zittern macht?"

„Nein, im Gegentheil," sagte Maria della Gloria, „Ihre Unterhaltung ist mir lieber als die aller Herren, die mir hier den Hof machen."

„Weshalb meiden Sie dann meine Nähe, Doña Maria?"

„Ich habe mich nur zurückgezogen, weil es für mich nichts Verhaßteres gibt, als die Politik. Ich liebe Mexiko, ja, und würde wünschen, daß es sich wieder aus seiner traurigen Versunkenheit hervorhebt, aber diese ewigen Intriguen, die gesponnen werden, diese Verschwörungen, die keinen Zweck haben, das Alles ermüdet mich und langweilt mich. Ich ziehe es vor, den Louvre zu besuchen, die Gemälde der alten Meister zu bewundern, im Theater Français den vortrefflichen Aufführungen zu lauschen oder in einem Konzert der herrlichen Musik unserer großen Meister."

„Sie haben Recht, Doña Maria, auch ich liebe die Politik nicht, ich bin stets bereit, meinem Vaterlande zu dienen, aber ich habe nicht den Ehrgeiz, eine Rolle dabei zu spielen."

„Das freut mich," sagte Maria, „ich gestehe Ihnen, daß es in mir eine Art Ekel erregt, wenn ich alle diese Herren sehe, die sich einbilden, daß sie das Weltrad in Bewegung setzen, und doch nur einen Tropfen im Meere auf dieser großen Erde bedeuten. Nichts ist eigentlich thörichter, als der Ehrgeiz. Eine Rolle spielen ist sehr schön, aber vor wem? Vor einem Publikum, das uns entweder auslacht oder verachtet. Sollen wir dafür das stille Glück opfern, das uns die Liebe, das uns die Familie bietet?"

„Sie überraschen mich, Doña Maria," sagte Stahlberg, „ich habe noch selten ein junges Mädchen so ernsthaft und so klug sprechen hören."

„Ist denn das wirklich etwas Besonderes, was ich sagte?" meinte Doña Maria, während sie die blauen Augen lächelnd zu Stahlberg aufschlug, „ich denke, das versteht sich Alles von selbst, und ich bin weder gescheidter noch besser, als alle Anderen."

„Doch, Doña Maria," rief Stahlberg, während er ihre Hände faßte und an sein Herz preßte. „Sie sind viel verständiger, viel edler, viel besser."

In diesem Augenblick wurden im Nebenzimmer die Stimmen Estrella's und Hidalgo's vernehmlich, und Maria machte sich los, um ihre Schwester aufzusuchen, während Stahlberg zu den Herren zurückkehrte, welche eben eine kleine Roulette aufgestellt hatten und zu spielen begannen.

* * *

Zwei Wochen nach der ersten Unterredung der Kaiserin mit Hidalgo und Almonte war bei dem Fürsten und der Fürstin Metternich ein kleiner Kreis von Oesterreichern versammelt, die theils in Paris wohnten, theils nur kurze Zeit dort weilten. Man hatte beschlossen, eine lustige Idee der Fürstin zur Ausführung zu bringen. Da man vollkommen unter sich war, so hinderte Niemand die Herren und Damen, sich ganz ihrer Gemüthlichkeit hinzugeben.

Der Verabredung gemäß waren die Herren als Wiener Fiaker in hellen Beinkleidern, farbigen Sammetwesten, schwarzen Sammetröcken und bunten Halstüchern erschienen, den Cylinder schief auf den Kopf gesetzt, das Haar in der Mitte getheilt und an den Schläfen den sogenannten Sechser bildend. Die Damen hatten das kleidsame Kostüm der Wiener Wäschermädchen angelegt: kurze, helle Röcke von Perkal, bauschende Hemden, Sammetmieder und kleine weiße Häubchen. Doch überall findet sich ein Verräther, und so war es auch hier wieder der Fall. Die Kaiserin Eugenie vernahm von der originellen Idee der Fürstin und beschloß, die Gesellschaft zu überraschen.

Man war eben dabei, den ersten Walzer zu beginnen, als die Kaiserin in einfacher Toilette unangemeldet hereintrat. Der ganze Kreis zog sich etwas verlegen in die Fenster und in die Ecken zurück, nur die Fürstin Pauline, die fescheste unter den Wäschermädchen, eilte, ihren hohen Gast zu begrüßen. Die Kaiserin forderte in der freundlichsten Weise die Anwesenden auf, sich durch sie durchaus nicht stören zu lassen. Sie sei nur gekommen, um einmal ein Stück Wiener Leben kennen zu lernen, und sie würde sich sofort entfernen, wenn man nur im Mindesten sich durch ihre Gegenwart beirren lasse.

Nachdem die Kaiserin Platz genommen hatte, setzte sich Fürst Metternich an das Piano, um einen Walzer von Strauß zu spielen, und die Herren und Damen begannen von Neuem zu tanzen. Die Kaiserin plauderte, und ihr Entzücken stieg auf das Höchste, als nach dem Tanz die Fürstin Pauline an das Piano trat und, von ihrem Manne begleitet, mit dem Grafen Batthyáni ein Duett sang, wie man es von den Wienern Volkssängern im Prater hören kann. Als die Pause kam, in der man zu Tische gehen sollte, blickten sich die Herren und Damen indeß doch ein wenig verlegen an. Die Fürstin Pauline fand jedoch sofort die richtigen Worte, um der Kaiserin Alles zu erklären.

„Ich wagte es nicht, Eure Majestät zu unserem Mahle einzuladen,“ sagte sie, „es ist ein ganz gemeines Essen, das ich zubereiten ließ, wie man es in Wien in den Vororten gewohnt ist, nämlich Geselchtes, Kraut und Knödel.“

„Was ist das?“ fragte Eugenie lächelnd, „Sauerkraut kenne ich wohl dem Namen nach, aber Knödel, Geselchtes, davon habe ich gar keine Ahnung. Es wird wohl das Beste sein, ich setze mich zu Ihnen, und Sie lassen mich ein wenig von Ihren echten Wiener Volksgerichten kosten.“

„Wenn Majestät es befehlen, aber ich bitte, mich nicht dafür entgelten zu lassen, wenn die vorgesetzten Speisen Ihren feinen Geschmack verletzen."

Man begab sich hierauf in den Speisesaal, und die Diener in österreichischer Bauerntracht trugen in verdeckten irdenen Schüsseln nach Landesart das herrliche dampfende Rauchfleisch, das Sauerkraut und die riesigen Klöße auf. Die Kaiserin kostete, schüttelte den Kopf, kostete wieder und sagte dann: „Eigentlich schmeckt das komisch."

„Uns Oesterreichern," erwiederte der Fürst Metternich, „erscheint es wie eine Götterspeise. Gerade uns Aristokraten bereitet es einen eigenen Reiz, manchmal diese echten Volksgerichte zu kosten, und wie wir heute unseren Tisch mit diesen groben österreichischen Speisen besetzt haben, so kenne ich einen Grafen Széchényi, der in Konstantinopel das Gulyasch, eine Speise der ungarischen Pferdehirten, sogar bei der Tafel des Sultans eingeführt hatte, und eine solche Vorliebe für den Scholeth der ungarischen Juden hat, daß ihn sein erster Gang, wenn er nach Budapest kommt, in ein jüdisches Restaurant führt, wo er sich dieses Gericht, gekochte Bohnen mit Gänsefleisch und sehr viel Paprika, vorsetzen läßt."

Während nun Alle tapfer zugriffen, flüsterte die Kaiserin der Fürstin Metternich ein paar Worte in das Ohr, und die beiden Damen verließen leise die Tafel, um sich in das nächste Zimmer zurückzuziehen. Hier auf einem kleinen Divan begann Eugenie ihrer Freundin ihren Plan zu entwickeln. Die Fürstin Pauline hörte ihr mit steigender Theilnahme zu, und als die Kaiserin endlich den Erzherzog Maximilian von Oesterreich als ihren Kandidaten für den mexikanischen Thron bezeichnete, ergriff die Fürstin begeistert die Hand der Kaiserin und küßte dieselbe wiederholt.

„Dies Alles im tiefsten Vertrauen, liebe Prinzessin,"

sagte die Kaiserin, „vorläufig muß noch Alles geheim bleiben. Es ist eine Art Verschwörung, die ich anstiften will, und nur wenn wir vorsichtig vorgehen, können wir an das gewünschte Ziel gelangen. Hidalgo hat eine Villa weit draußen im Bois de Boulogne, wo wir zusammen kommen wollen, gemiethet. Auch Sie sollen nächstens dort erscheinen."

„Das ist ja köstlich!" rief die Fürstin Pauline, „ich habe noch nie an einer Verschwörung theilgenommen. Ich denke, daß das sehr interessant sein muß."

„Wir werden bei unserer nächsten Zusammenkunft," fuhr die Kaiserin fort, „die Rollen vertheilen. Ich übernehme den Kaiser."

„Und ich den österreichischen Hof und den Erzherzog Maximilian," sagte die Prinzessin Metternich.

„Glauben Sie, daß es leicht sein wird, von dem Kaiser Franz Joseph die Einwilligung zu erlangen?"

„Nicht leicht," sagte die Fürstin, „aber ich kenne die Wege am Wiener Hofe, welche ich wählen muß, um die Bedenken des Kaisers, die ohne Zweifel bestehen werden, zu besiegen. Was den Erzherzog Maximilian selbst anbelangt, so bin ich seiner sicher. Er ist eine durchaus ideale Natur, welche zur Schwärmerei neigt. Zu einem unthätigen Leben verurtheilt, zu einem Leben, in dem kein Raum für seine Ideen und Hoffnungen ist, von dem Triebe erfüllt, der Menschheit zu nützen, wird er die Gelegenheit, ein unglückliches Volk aus dem Elend zur Macht und Größe zu erheben, mit Freude, vielleicht sogar mit Begeisterung ergreifen, und dann haben wir noch seine Gemahlin, die Erzherzogin Charlotte. Diese schöne Frau ist ehrgeizig, wie alle geistreichen Frauen. Sie möchte herrschen, den Hermelin um ihre schönen Schultern legen, und hat keine andere Aussicht, als die, ihr ganzes Leben, sei es in den engen Kreisen des Wiener

Hofes, sei es in ihrem zwar schönen, aber einsamen Meeresschloß von Miramar zu verbringen. Sie wird diese Idee mit Leidenschaft ergreifen und Alles aufbieten, um sich einen Thron zu erringen."

„Aber sind Sie ihres Einflusses auf den Erzherzog sicher?" warf die Kaiserin ein.

„Welche schöne und geistvolle Frau hätte nicht Gewalt über den Mann, den sie liebt?" antwortete die Fürstin. „Und Erzherzog Maximilian betet seine Gemahlin an. Ja, es gibt viele Oesterreicher, welche behaupten, daß sie es war, welche ihm seine liberalen Ideen, seine idealen Anschauungen eingeimpft hat."

„Also steht ja Alles bis jetzt gut," schloß die Kaiserin. „Wir wollen sehen, was mein Gemahl von den mexikanischen Angelegenheiten denkt und wie er meine Vorschläge aufnehmen wird."

Sie erhob sich, und nachdem sie sich bei der lustigen Gesellschaft verabschiedet hatte, verließ sie das Hotel der Fürstin.

Als die Tafel aufgehoben war, und Herren und Damen sich in ungezwungener Unterhaltung in den Sälen des Hotels bewegten, verließ Baron Stahlberg, der auch zu den Gästen des fürstlichen Paares gehörte, das Haus in aller Stille, wie es in Paris bei solchen Gelegenheiten üblich ist, und begab sich zu den Damen Matamoros, wo auch an diesem Abend Gesellschaft war.

Er fand die Freunde Estrella's in Gruppen in den verschiedenen Salons zerstreut. Sie selbst saß, von einem kleinen Hofstaat umgeben, in einem kleinen Zimmer, das einen seltsamen exotischen Charakter hatte. Die Wände waren mit mexikanischen Waffen und Geräthen reich geschmückt, kleine Divans standen auf Tiger- und Löwenfellen, und die Kissen derselben waren gleichfalls mit prächtigen Raubthierfellen bedeckt. Pflanzen der heißen Zone vollendeten das zauberhafte, fremdartige Bild.

Estrella selbst lag halb hingegossen auf einem der kleinen Divans, so daß ihre schlanke Gestalt das Fell eines Tigers, über ihrem reizvollen Kopf das Haupt desselben mit den gefletschten Zähnen und den grünen drohenden Augen als Hintergrund hatte. Mit der linken Hand hielt sie die kleine Cigarette, die sie von Zeit zu Zeit an die schönen Lippen führte, während ihre Rechte mit dem Fächer spielte und kokettirte. Um sie waren Hidalgo, Almonte und andere Mexikaner.

In einem anderen kleinen Gemach war Maria della Gloria in ein ernstes Gespräch mit einem französischen Gelehrten und einem russischen Maler vertieft. Als Stahlberg sich ihr näherte, bot sie ihm zum ersten Male die kleine Hand und erwiederte ohne Bedenken den Druck der seinen. Ihre Blicke begegneten sich und sprachen aus, was sie mit Worten sich noch nicht sagen konnten, noch nicht sagen durften. Stahlberg hatte das Gespräch unterbrochen, und so wurde es Maria möglich, sich mit ihm von den Anderen abzusondern.

Während sie auf einem Sessel in der Nähe der Thür saß, lehnte er an dem Thürpfosten und neigte sich zu ihr herab, mit stillem Entzücken in die blauen Augen blickend, die sie kindlich und klug zu ihm aufgeschlagen hatte.

„Was geht hier vor?" sagte Stahlberg, „es sieht fast nach einer kleinen Verschwörung aus."

„Erstaunen Sie darüber?" versetzte Maria della Gloria. „Ich würde ganz verwundert sein, wenn es einmal anders wäre. Die spanische Rasse ist eine unruhige. Was bei anderen Völkern das Ungewöhnliche, ist bei dieser Tagesordnung. Sie kann nicht existiren ohne Intriguen, ohne Kampf, ohne Konspirationen und Revolutionen. Noch schlimmer als auf der pyrenäischen Halbinsel ist es in den mittel- und südamerikanischen Freistaaten. Ein Europäer, wie Sie, kann sich von unseren Verhältnissen gar keine

Vorstellung machen, und eben deshalb weile ich trotz der Liebe, die ich zu meiner Heimath habe, gern fern derselben in einem Lande, wo die Herrschaft der Gesetze Sicherheit und Schutz verleiht. Was diese Herren hier vorhaben, was meine Schwester in ihrem kleinen ehrgeizigen Kopfe ausbrütet, kümmert mich wenig."

„Sie sind also eigentlich eine schlechte Patriotin," sagte Stahlberg.

„Nein," erwiederte Maria, „gewiß nicht, ich könnte mein Leben opfern für die Ehre und das Glück meines Vaterlandes. Aber es müßte eine große Zeit hereinbrechen, die mich mitreißt gleich allen Anderen, zur Verschwörerin bin ich nicht geboren."

„Alles, was ich von Ihnen höre, Doña Maria, erfüllt mich mit Freude und Hoffnung. Ich gestehe es Ihnen, Sie haben mir einen tiefen Eindruck gemacht, gleich bei unserer ersten Begegnung, und ich wäre glücklich, wenn auch ich etwas in Ihrem Leben bedeuten könnte. Gerade deshalb freut es mich, daß Sie den ehrgeizigen Plänen Doña Estrella's ferne stehen, daß nichts an Ihnen ist, was eine Schranke zwischen uns bilden könnte. Die Frage ist nur, ob Sie meine Sympathie ein wenig erwiedern."

„Gewiß," versetzte Doña Maria ruhig, mit einem liebenswürdigen Lächeln, „Sie sind mir heute schon lieb geworden. Sie gefallen mir ungleich besser als alle Männer, die ich bis jetzt kennen gelernt habe, und das ist nicht wenig, denn meine Schwester hat dafür gesorgt, daß bereits halb Paris in unserem Salon an mir vorüber gezogen ist."

„Sie geben mir also Hoffnung," sagte Stahlberg, während er ihre Hand gefaßt hatte.

„Ja," sagte sie, „wozu sollte ich mich zieren? Aber übereilen Sie nichts, lassen Sie mir Zeit, Sie kennen zu lernen, um mit mir selbst in's Reine zu kommen."

„Alles, was Sie wollen, Doña Maria," rief Stahlberg entzückt, „aber glauben Sie mir nur das Eine, daß Sie mir heute schon über Alles theuer sind, und daß ich den Gedanken nicht mehr zu fassen vermag, ohne Sie zu sein, ohne Sie zu leben."

Sie drückte seine Hand an ihr Herz und sah ihn an, stumm zwar, aber mit einem Blick, der mehr sagte, als es jede Beredtsamkeit vermocht hätte.

Drittes Kapitel.

Es war im Frühling 1861, als eines Abends der mexikanische Gesandte Hidalgo in der Villa erschien, welche er als Versammlungsort für die Verschwörung gemiethet hatte. Sein vertrauter Diener Juan empfing ihn an der Pforte, und Hidalgo ertheilte demselben die nöthigen Weisungen. Jeder Wagen, der ankam, sollte durch das Gitterthor in den Garten eingelassen, und das Thor sofort wieder geschlossen werden. Die Ankommenden sollte dann der Alte in das Haus und in den Saal im Erdgeschoß führen. Die Fensterladen waren hier geschlossen, so daß man von außen nicht entdecken konnte, wer sich in demselben befand, ja daß nicht einmal ein Lichtschimmer hinausdrang. Uebrigens war die Gegend einsam und abgelegen, und um diese Zeit verirrte sich nur hier und da ein Strolch oder ein Polizist in diese Gegend.

Die Ersten, welche erschienen, waren General Almonte und zwei angesehene Mexikaner, Diaz Mirales und Alfonso Gonzalez de Castillos. Hidalgo theilte den beiden Letzteren den Stand der Angelegenheit mit, und dieselben erklärten sich mit Allem, was geschehen, vollständig einverstanden.

Während sie noch in lebhaftem Gespräche waren, er=

schien Estrella Matamoros. Obwohl sie absichtlich eine einfache, weniger auffallende Toilette gemacht hatte, sah sie doch gerade an diesem Abend wunderbar schön aus. Ihr reiches schwarzes Haar war einfach gescheitelt und in einen großen Knoten geschlungen, in dem mehrere silberne Nadeln nach spanischer Art steckten. Sie trug ein einfach gemachtes dunkelrothes Sammetkleid, und ihre Hand spielte wie gewöhnlich mit dem Fächer.

Nachdem sie mitten unter den Herren Platz genommen hatte, begann sie Briefe hervorzuziehen, welche sie aus Mexiko bekommen hatte, und welche alle voll waren von Klagen über die Willkür und die Gewaltakte des neuen Präsidenten Juarez.

„An Ihnen, Doña Estrella," rief Almonte, „hat Juarez sich die fürchterlichste Zuchtruthe gebunden. Der Haß von zehn Männern hält jenem einer Frau noch lange nicht die Wagschale. Wenn Sie von Juarez sprechen, haben Sie das Ansehen einer Rachegöttin, die über seinem unglücklichen Haupte schwebt, jeden Augenblick bereit, ihn zu verderben."

„Ja," rief Estrella, „Sie haben Recht, ich hasse ihn und werde nicht ruhen, ehe ich ihn nicht in den Staub gezwungen habe."

„Ihr Recht soll Ihnen werden," bemerkte Hidalgo, „wir versprachen Ihnen das Schauspiel, das Ihr Herz verlangt. Sie sollen Zeuge sein, wie der Kopf des Juarez fällt."

„Das ist es nicht, was ich wünsche," warf Estrella ein, „der Tod wäre für ihn viel zu wenig. Ich werde erst dann zufrieden sein, wenn ich ihn in Ketten sehe auf der Galeere, für sein ganzes Leben zu schwerer Arbeit verurtheilt, als Sklave, jeden Augenblick vor der Peitsche des Aufsehers zitternd."

„Wie Sie wünschen, schöne Doña," erwiederte der

General, „wir haben Jeder neben dem Wunsche, Mexiko zu befreien, es groß und glücklich zu machen, auch unser persönliches Interesse. Das Ihre heißt Juarez. Sie sollen ihn haben, er gehört Ihnen, Sie selbst sollen über sein Schicksal entscheiden."

„Das läßt sich hören," sagte Estrella, „unter diesen Bedingungen können Sie doppelt auf mich rechnen."

Inzwischen waren Madame d'Arco und mit ihr der Fürst und die Fürstin Metternich eingetroffen. Alle Ankommenden hatten die Vorsicht gebraucht, sich möglichst unkenntlich zu machen. Die Damen trugen lange Mäntel, deren Kapuzen sie über den Kopf gezogen hatten, während die Herren falsche Bärte und blaue Brillen trugen, und Kleider gewählt hatten, welche man sonst nicht an ihnen sah. Fürst Metternich erzählte, daß er bereits die ersten Schritte in Wien gethan, allerdings mit der größten Vorsicht, denn er glaube, daß nach dem unglücklichen Krieg von 1859 und angesichts der Verfassung, die der Kaiser Franz Joseph freiwillig seinen Völkern gegeben hatte, der Kaiser ein neues und vor Allem so gewagtes Unternehmen nur mit der größten Vorsicht aufnehmen werde. Während man die Aussichten, die sich darboten, weiter besprach, erschien endlich die Kaiserin Eugenie im Domino, mit schwarzer Sammetlarve vor dem Gesicht. Sie wurde von den Verschworenen auf das Ehrerbietigste empfangen und nahm mitten unter denselben Platz, während die Damen auf ihren Wink sich um sie herumsetzten, und die Herren hinter denselben stehend einen Kreis bildeten.

Von der Kaiserin hierzu aufgefordert, nahm der mexikanische Gesandte Hidalgo zuerst das Wort. Er zweifelte nicht, daß Juarez recht bald Anlaß zum Einschreiten der europäischen Mächte geben werde. Er hatte in Mexiko bereits eine Partei gegen den neuen Präsidenten organisirt und erhielt von derselben die zuverlässigste Nachricht. Das

Volk war unzufrieden, die reichen Klassen fürchteten das Schlimmste, die Ausländer zitterten vor einer Regierung, welche Recht und Gesetz mit Füßen trat.

Almonte machte seine Ansicht dahin geltend, daß vor Allem eine Intervention der drei großen Mächte Frankreich, England und Spanien einzutreten hätte, dieses müßte der erste Schachzug sein. Die Gegner des Juarez hatten bereits ihre Fühler an den Höfen von London und Madrid ausgestreckt und die Stimmung ihrer Absicht günstig gefunden. Sie agitirten außerdem in der Presse und in England auch unter den Mitgliedern des Parlaments, um Stimmung für ihre Pläne zu machen.

Die Kaiserin begann nun ihre Ideen zu entwickeln. Sie sprach mit Wärme zu Gunsten der Errichtung einer neuen Monarchie in Mexiko. Nur mit Hilfe derselben sei es möglich, Mexiko zu erhalten und in die Reihe der civilisirten Staaten zu stellen. Nachdem die anwesenden Mexikaner sich Alle zustimmend ausgesprochen hatten, lenkte Eugenie die Blicke derselben auf den ritterlichen Erzherzog Maximilian von Oesterreich und dessen schöne, geistvolle Gemahlin Charlotte. Ihre Absicht, dieses in ganz Europa populäre Paar auf den Thron von Mexiko zu erheben, erregte bei allen Anwesenden Begeisterung.

„Wir müssen noch Jemand haben, der außer mir den Kaiser Napoleon beeinflußt,“ sagte jetzt die Kaiserin. „Ich habe nachgedacht und glaube, daß Niemand geeigneter hierzu ist, als der General Forey. Gerade weil Forey kein Diplomat, weil er sich nicht im Mindesten um Politik bekümmert, weil er nur als Soldat denkt und fühlt, zu gleicher Zeit aber das besondere Vertrauen des Kaisers genießt, würde seine Stimme mehr als jede andere vernommen werden. Seine Mitwirkung wäre vielleicht allein im Stande, den Kaiser zu bestimmen, daß er unseren Plan zu dem seinigen macht. Wer aber soll ihn ge-

winnen? Man könnte ihm ja in Aussicht stellen, daß er der Chef der Expedition würde, welche wir nach Mexiko entsenden wollen, um dem Erzherzog Maximilian die Wege zu ebnen und die Neuordnung der Regierungsverhältnisse durchzuführen. Hidalgo kann es in seiner amtlichen Stellung nicht wagen, mit dem General Forey darüber zu sprechen. Wie wäre es, wenn Fürst Metternich einen Versuch wagen würde?"

„Vergebung, Majestät," sagte der österreichische Botschafter, „jeder noch so unbedeutende Schritt von meiner Seite könnte zu falscher Auslegung Veranlassung geben. Wir werden ohnehin Mühe genug haben, in Wien den Hof unserer Absicht geneigt zu machen. Aber General Almonte, als Kamerad Forey's, wäre wohl der geeignetste Mann, diese Aufgabe zu übernehmen."

„In Paris," warf Hidalgo ein, „spielt immer die Frau die erste Rolle. - Wir müssen einen weiblichen Diplomaten finden, der es übernimmt, den General Forey für unsere Absicht zu gewinnen."

„Wer könnte geeigneter sein, den General in einem Zaubernetz zu fangen," sagte die Kaiserin Eugenie lächelnd, „als unsere schöne Doña Estrella Matamoros, ja, ich glaube, mich nicht zu irren, daß Forey sie lange schon bewundert, freilich nach seiner Art, aus der Ferne; denn wenn er auch zu den ersten unserer Offiziere gehört, so fehlt es ihm doch an Muth einer schönen Frau gegenüber. Er wird keinen Augenblick zögern, sich einer feindlichen Batterie entgegenzuwerfen, unbekümmert um den fürchterlichsten Kartätschenhagel, aber ein paar schöne Augen sind im Stande, ihn sofort aus dem Sattel zu heben."

Estrella lächelte geschmeichelt und spielte kokett mit ihrem Fächer. „Wenn Majestät es wünschen," sagte sie, „und wenn ich meinem Vaterlande einen Dienst damit zu leisten vermag, bin ich bereit, dem General die Schlinge

zu legen, die ihn zu meinem Gefangenen und zu unserem Verbündeten machen soll, ja, es ist dies ein hübscher Zeitvertreib, den ich entbehrt habe. Die Jagd war von jeher meine Leidenschaft, und da man hier in Paris so wenig Gelegenheit hat, dieser Passion zu fröhnen, so will ich mir für die nächste Zeit den General Forey als Wild auserſehen."

Man besprach noch weiter die Verhältnisse in Mexiko, sowie jene am österreichischen Hofe, dann entfernten sich die Verschworenen genau so, wie sie gekommen waren. Zuletzt blieben nur noch Hidalgo und Estrella zurück.

„Eigentlich dauert mich der arme Forey," sagte Hidalgo, als sie allein waren, „er wird sich in Sie wie toll verlieben, und Sie werden nur ein grausames Spiel mit ihm treiben."

„Wer sagt Ihnen das?" entgegnete Estrella, während sie ihre goldene Cigarettenbüchse hervorholte und eine kleine Cigarette an einer Kerze des silbernen Armleuchters, der auf dem Tische stand, anzündete. „Forey ist ein interessanter Mann, er hat schon lange meine Aufmerksamkeit erregt, und ich weiß sogar, daß ich ihn mehr interessire, als alle Damen am Tuilerienhofe. Wenn es mir gelingt, ihn zu meinem Sklaven zu machen, so soll er eine gnädige Gebieterin an mir finden. Warum sollte ich ihm nicht meine Hand reichen? Wenn er Chef der französichen Expedition in Mexiko wird, und ich an seiner Seite dort erscheine, werde ich für den ersten Augenblick die wichtigste Rolle spielen und meine Stellung auch dann behaupten, wenn Erzherzog Maximilian Kaiser von Mexiko geworden ist. Forey kann ja in mexikanische Dienste übertreten und das Kommando unserer Armee übernehmen. Ich bin also ganz entschlossen, den General Forey nicht nur in mein Netz zu ziehen, sondern ihm auch meine Hand zu reichen, doch nur unter einer Bedingung."

„Daß er Juarez viertheilen läßt?“ fragte Hidalgo spöttisch.

„Nein,“ rief Estrella, „ich habe Ihnen schon einmal gesagt, daß der Tod zu wenig Strafe für ihn wäre. Das Verbrechen, die schönste Frau Mexiko's verrathen zu haben, kann nicht schwer genug gebüßt werden. Wenn General Forey mein Gatte wird, muß er mir den gefangenen Juarez als Morgengabe in Ketten zu Füßen legen. Unter dieser Bedingung gehört ihm meine Hand, mein Vermögen, meinen Einfluß, Alles, was ich bin, Alles, was ich vermag, und Sie wissen, Señor Hidalgo, daß das nicht wenig ist.“

* * *

Der Beginn der heißen Jahreszeit hatte den kaiserlichen Hof nach dem schönen St. Cloud geführt. Kaiser Napoleon III. und Eugenie liebten es, in dem alten mit Kunstwerken angefüllten Schlosse die Sommertage zu verbringen, da sich hier auf der Höhe ein frischer Luftzug regte, und die dichten, schattigen Gehege des alten Parkes, der sich ringsum ausbreitete, reichlich Schutz vor der Sonne und der Hitze boten.

Die Kaiserin weilte besonders gern an einer Stelle des Gartens, nahe der Terrasse, von wo sich ein weiter Blick über das schöne Land an der Seine bot.

Eines Morgens, zu einer Stunde, wo die Kaiserin sonst noch hinter den dunklen Vorhängen ihres Schlafgemaches in ihrem Himmelbett zu träumen pflegte, wandelte Napoleon III. im Parke und blieb überrascht stehen, als die schlanke Gestalt seiner Gattin plötzlich vor ihm auftauchte. Eugenie, welche ein luftiges Gewand aus weißer Seide und Spitzen trug und einen leichten Strohhut, sah doppelt schön und verführerisch aus. Ihre Wangen waren leicht geröthet, ihr Auge blickte fröhlich, und ihr goldiges Haar schimmerte nixenhaft aus dem

weißen Rahmen wie aus spielendem Wellenschaum hervor. Sie bot dem Kaiser die Hand, die er zärtlich an seine Lippen führte, dann begannen Beide auf dem schmalen Kiesweg auf und ab zu gehen.

„Die Dinge in Mexiko," sagte der Kaiser, „beginnen sich zu verwickeln. Das muß Dich interessiren, denn als Spanierin kannst Du diesem Land nicht ganz gleichgiltig gegenüberstehen."

„Gewiß nicht," entgegnete die Kaiserin, „und ich hatte bereits die Absicht, Deine Aufmerksamkeit auf dieses unglückliche Land zu lenken."

„Mexiko könnte keinen liebenswürdigeren und schöneren Anwalt finden," versetzte Napoleon galant.

„Ich habe meine Pläne auch bereits fertig."

„Wahrscheinlich etwas Uebereiltes, meine Theuerste," sagte der Kaiser, „wie es immer Deine Art ist."

„Habe ich nicht immer noch Recht behalten?" wandte Eugenie ein.

„Mehr als einmal in der Sache," versetzte der Kaiser, „aber niemals in Bezug auf die Mittel. Dein südliches Temperament reißt Dich zu leicht fort, es hat oft Mühe genug gekostet, Dir gegenüber meine Besonnenheit zu bewahren."

„Diesmal aber mußt Du mir schon nachgeben, denn hier handelt es sich um eine Sache, an der mein Herz hängt, welche meine leidenschaftlichste Theilnahme in Anspruch nimmt."

„Laß also hören," sprach der Kaiser, indem er sich auf der Gartenbank niederließ und die Hand auf den Stock stützte, mit dem er bisher Kreise gezogen hatte.

Eugenie stand vor ihm, die Arme auf der Brust gekreuzt und lächelte.

„Versprich mir vor Allem, daß Du mir dieses Mal unbedingt folgen wirst."

„Vor Allem Deinen Plan," sagte der Kaiser lächelnd.

„Es sei," fuhr die Kaiserin fort, „Du wirst wohl nicht leugnen können, daß in kurzer Zeit Verwickelungen in Mexiko eintreten werden, welche uns zwingen, unsere Rechte dort zu vertheidigen. Vorerst wird eine Intervention nothwendig werden, am besten im Verein mit England und Spanien."

„Das gebe ich zu."

„Doch damit ist noch nichts erreicht. Nehmen wir an, daß es uns gelingt, in Mexiko die Ordnung herzustellen, daß wir Genugthuung erhalten, daß uns die Kosten der Expedition bezahlt werden, was wäre dadurch erzielt? Ein ruhmreicher, blutiger Krieg mehr wäre in die französische Kriegsgeschichte eingefügt; das wäre aber auch Alles. Sobald unsere Truppen den Boden Mexiko's verlassen hätten, würden dort die Wirren, die Parteikämpfe von Neuem beginnen. Ob der Präsident Juarez heißt oder Miramon, die Sache bleibt immer dieselbe. Frankreich wird so lange in Mexiko beleidigt und verhöhnt werden, so lange nicht dort Verhältnisse eingeführt worden sind, welche eine gewisse Dauer verbürgen, sowie die Herrschaft der Gesetze.

„Du denkst also ernstlich daran, die Republik in Mexiko zu stürzen und eine Monarchie einzuführen?"

„Ja, in der That. Die Monarchie allein kann dem unglücklichen Lande jene Ruhe und Ordnung zurückgeben, welche es zum Heile führen und Europa, vor Allem Frankreich, jene Bürgschaft für die Sicherheit seiner Interessen und seiner Bürger bieten können, welche wir beanspruchen müssen."

„Und wen hast Du als Monarchen für Mexiko ausersehen?" bemerkte Napoleon. „Denkst Du vielleicht an den Prinzen Napoleon?"

„Nicht im Mindesten," sagte Eugenie, welche sich jetzt

an der Seite des Kaisers niederließ und den schönen Arm leicht auf dessen Schulter legte, „erinnere Dich der Sorgen, die Dir Preußen bereitet. Suchen wir vor Allem Oesterreich wieder für uns zu gewinnen und für die Niederlage von 1859 zu trösten. Hier ist beides mit einem Schlage zu erreichen. Maximilian von Oesterreich, der Bruder des Kaisers Franz Joseph, besteigt den mexikanischen Thron, Oesterreich ist gewonnen und zu gleicher Zeit Mexiko unter unseren dauernden Einfluß gestellt."

„Das läßt sich hören," sagte Napoleon III., „aber es ist für meinen Geschmack zu viel Romantik dabei. Mexiko liegt allzusehr in der Ferne, es ist nicht so leicht für uns, dort eine Armee zu erhalten. Wie sollen wir dieselbe verproviantiren, ihr immer rechtzeitig die nothwendigen Verstärkungen nachsenden? Dann ist die Eifersucht der anderen Staaten zu berücksichtigen. England vor Allem wird es nicht gern sehen, daß Frankreich in Amerika so entscheidenden Einfluß erhält. Noch gefährlicher erscheinen mir die Vereinigten Staaten von Nordamerika. Diesen ist schon das brasilianische Kaiserreich unangenehm. Ich glaube nicht, daß sie die Errichtung eines zweiten Thrones ruhig mit ansehen werden. ‚Amerika für die Amerikaner!' lautet die Losung der Yankees, welche ihre Berechtigung hat. Diese Losung bedeutet aber zugleich Amerika für die Republik. Ich glaube nicht, daß die Vereinigten Staaten so nahe ihrer Grenze die Errichtung einer Monarchie zugeben werden. Was den Erzherzog Maximilian anbelangt, so hat er meine volle Sympathie. Aber wird er geneigt sein, seine Sicherheit, die Idylle von Miramar mit dem gefährlichen Posten jenseits des Oceans zu vertauschen, vollends aber der österreichische Hof?"

„Du billigst also meine Pläne nicht?" unterbrach Eugenie ihren Gemahl lebhaft.

„Ich sage weder ja, noch nein,“ schloß der Kaiser die Unterredung, „wir wollen vor Allem abwarten, was die nächsten Wochen bringen und dann von Fall zu Fall mit aller Vorsicht handeln.“ —

Eugenie war mit dem Ausgang des Gespräches zufrieden, sie hatte für den Augenblick Alles erreicht, was nach ihrer Ansicht zu erreichen war.

Als der Kaiser sich an diesem Nachmittag nach Paris begab, um einige wichtige politische Akte vorzunehmen, folgte sie ihm eine Viertelstunde später auf der Yacht, welche stets zu ihrer Verfügung bereit war, begab sich jedoch, in Paris angelangt, nicht nach den Tuilerien, sondern zu der Fürstin Metternich und sandte dann sofort Botschaft an Hidalgo, er möge sie bei Anbruch der Nacht in jener Villa am Rande des Bois de Boulogne erwarten, wo sie bereits zweimal mit ihm zusammengetroffen war.

Unter dem Schutze der Dunkelheit traf die Kaiserin auch diesmal unbemerkt dort ein und fand Hidalgo und den General Almonte ihrer harrend. Nachdem sie ihnen den Erfolg ihrer Unterredung mit Napoleon mitgetheilt hatte, kam sie auf eine frühere Idee zurück, es sei nun an der Zeit, vor Allem den General Forey für ihre Absicht zu gewinnen und ihm das Kommando der französischen Expedition, die in Mexiko interveniren sollte, zu übertragen.

Auf den Wunsch der Kaiserin versprach Almonte, die Schwestern Matamoros aufzusuchen und sodann den General Forey unter einem plausiblen Vorwande bei der schönen, gefährlichen Mexikanerin einzuführen.

Die beiden Schwestern Matamoros bewohnten für den Sommer ein kleines Landhaus in Asnières, das mitten in einem englischen Park lag, dessen Baumgruppen mit anmuthigen Wiesen freundlich abwechselten. Als General Almonte am nächsten Morgen hier eintraf, war Estrella

noch mit ihrer Toilette beschäftigt, trotzdem wurde der General eingelassen. Er fand die schöne Mexikanerin in einem mit Spitzen besetzten Frisirmantel vor dem Spiegel sitzend, während ihre Zofe eben ihr dunkles Haar kämmte, das gleich einem schwarzen Mantel über ihre Schultern bis zur Erde herabfiel.

„O, wie schön sind Sie, Doña Estrella," rief der General aus.

„Zur Sache, General," sagte Estrella, „denn Sie sind doch nicht gekommen, um mir Schmeicheleien über meine Schönheit zu sagen."

„In der That nicht," sagte der General. „Ich wollte fragen: wie weit sind Sie mit dem General Forey?"

„Noch gar nicht weit," erwiederte Estrella lächelnd, „ich habe noch nicht einmal seine Bekanntschaft gemacht."

„Es ist jedoch dringend nothwendig, daß Sie ihn gewinnen, und zwar heute noch."

„Gut, dann bringen Sie ihn mir, das andere ist meine Sache."

Der General empfahl sich und begab sich nach Paris zurück, um noch denselben Abend einen Klub aufzusuchen, in welchem Forey zu speisen und dann einige Parthien zu spielen pflegte. Almonte näherte sich ihm in unbefangener Weise, sprach zuerst von den interessanten Ereignissen des Tages und brachte dann vorsichtig und harmlos das Gespräch auf Doña Estrella.

Forey gestand, daß sie ihm gut gefalle, und daß er sehr gern ihre Bekanntschaft machen würde.

„Nichts leichter als das," sagte Almonte, „die schöne Doña schwärmt für Sie und hat sich mehr als einmal bitter darüber beklagt, daß Sie sich ihr in so auffallender Weise fern halten."

„Das ist ein Mißverständniß," sagte Forey rasch, „im Gegentheil interessire ich mich sehr lebhaft für die Dame

und werde Ihnen dankbar sein, wenn Sie mich ihr bei nächster Gelegenheit vorstellen wollen."

„Das soll noch heute geschehen, General," entgegnete Almonte. „Heute Morgen sprach Doña Estrella Matamoros wieder von Ihnen und von einem kleinen Gartenfest, das heute Abend in ihrem Landhause in Asnières stattfinden soll. Mir ist die angenehme Aufgabe zu Theil geworden, Sie im Namen der Señora einzuladen. Wollen Sie also mitkommen?"

„Gewiß," sagte der General, „es ist mir ein großes Vergnügen." —

Es war schon dunkel geworden, als General Forey mit seinem Führer im Parke der mexikanischen Damen erschien. Sie fanden den ganzen Park durch venetianische Ballons glänzend erleuchtet, und die Gesellschaft, welche Estrella an diesem Abend um sich versammelt hatte, auf einer kleinen Wiese vereint beim Federballspiel.

Nachdem Almonte den General Forey der schönen Mexikanerin vorgestellt hatte, nahm diese den Arm des Letzteren und verließ unter dem Vorwande, ihm ihren Park zeigen zu wollen, die Gesellschaft. Während sie einen stillen, entfernten Laubgang durchschritten, sagte Estrella plötzlich zu Forey: „Was haben Sie eigentlich gegen mich, General? Sie weichen mir mit Absicht aus, hassen Sie mich so sehr?"

„Wer könnte Sie hassen?" entgegnete Forey rasch, „warum nehmen Sie nicht lieber an, daß ich Sie fürchte?"

Die Mexikanerin gab Forey einen leichten Schlag mit dem Fächer.

„Ein tapferer Soldat, wie Sie, fürchtet nichts in der Welt."

„Nichts," sagte der General, „als Ihre Augen."

„Sie sind sehr galant, General, ich sehe, ich habe mich vollständig getäuscht."

„Ich hoffe, Señora, Sie werden mir noch Gelegenheit geben, Sie weiter davon zu überzeugen, daß Sie einen Feind dort vermutheten, wo Sie vielleicht Ihren glühendsten Verehrer zu suchen hätten."

„Das ist mir lieb," gab Estrella mit einem fast zärtlichen Blick zur Antwort, „denn Sie interessiren mich schon lange, General, und ich habe mit Sehnsucht den Augenblick erwartet, wo der Mann mir gegenüber stehen sollte, von dessen ritterlicher Tapferkeit ich so lange schon geschwärmt habe."

Als Forey und Estrella wieder zur Gesellschaft zurückgekehrt waren, rief Almonte laut: „Da sind Sie ja, Señora. Nun kann ich Ihnen sofort die Bitte der Gesellschaft vortragen, welche mich zu Ihrem Anwalt und Fürsprecher ernannt hat. Geben Sie uns doch einmal Gelegenheit, Sie und Ihre Schwester als Tänzerinnen zu bewundern. Führen Sie uns einen jener spanischen Tänze vor, welche zugleich unsere Nationaltänze sind."

Estrella ließ sich nicht lange bitten. Sie wechselte einige Worte mit ihrer Schwester Maria, und diese eilte dann sogleich in das Haus, um zwei Paar Kastagnetten zu holen, von denen sie das eine Estrella reichte.

Während die Anderen einen weiten Kreis bildeten, nahmen die beiden Schwestern die Mitte des kurzgeschnittenen großen Rasenplatzes ein und begannen hier, wie auf einem Teppich von geschorenem grünen Sammet, beim Klange der Kastagnetten einen anmuthigen spanischen Nationaltanz aufzuführen.

Bewundernd hingen alle Blicke an den schlanken, geschmeidigen Gestalten, an den schönen, kontrastirenden Köpfen der beiden Damen, deren Augen nach allen Seiten hin Liebespfeile zu versenden schienen.

General Forey stand im Hintergrunde, den linken Arm um den Ast einer jungen Platane geschlungen, und folgte

gespannt dem fremdartigen berauschenden Schauspiel. Als der letzte Ton der Kastagnetten verklungen war, war der Zauber gelungen, und Forey der Gefangene der schönen Estrella.

* * *

In den nächsten Wochen begannen die Verschwörer in Paris ihre Minen zu legen. Die Kaiserin Eugenie beeinflußte die Minister im Sinne ihrer Pläne; die mexikanischen Verschwörer, Hidalgo, Almonte und Estrella Matamoros waren nicht minder thätig. Insbesondere war es die schöne Estrella, welche überall, wo sich nur die Gelegenheit dazu bot, sei es in Paris, sei es bei Gartenfesten auf dem Lande oder in den Seebädern, die Staatsmänner ihrer Absicht geneigt zu machen suchte. Sie flog von einem Orte zum anderen, und verstand es, die Bedenken, die ihr entgegentraten, durch ihre Beredtsamkeit und die stumme, eindringliche Sprache ihrer dunklen Gluthaugen zu widerlegen.

Zu gleicher Zeit thaten Fürst Metternich und seine Gemahlin, Prinzessin Pauline, die ersten Schritte in Wien und Miramar. Er und seine Gemahlin bedienten sich ihrer mächtigen Verbindungen, ihrer einflußreichen Verwandten in Wien, um dort für die mexikanische Sache Stimmung zu machen. In Miramar, an dem Hofe des Erzherzogs Maximilian, waren die Wiener Einflüsse weniger maßgebend, denn der Erzherzog und die Prinzessin Charlotte gingen gern ihre eigenen Wege. Nach Miramar wurde also ein Verwandter der Fürstin Metternich geschickt, welcher in vertraulicher Weise dem fürstlichen Paar die Pläne der Kaiserin Eugenie vortrug.

In Oesterreich schien es in der ersten Zeit, als wollte der Hof absolut nichts von dieser Sache wissen. Oesterreich hatte die Niederlage von 1859, den Verlust einer der schönsten Provinzen noch nicht verwunden und wollte

überhaupt nicht auf dem politischen Schauplatze erscheinen. Am wenigsten hatte man aber in der Wiener Hofburg Lust, seinen Ehrgeiz auf ein fremdes Land zu richten, wo die Aussichten eines Erfolges so zweifelhaft erscheinen mußten.

Nicht anders dachte man in Miramar. Der Erzherzog Maximilian, welcher wenig Aussicht hatte, den österreichischen Thron zu besteigen, wurde allerdings durch den Gedanken, eine Kaiserkrone auf sein Haupt setzen zu können, angenehm berührt; aber sollte er sein schönes Asyl an der blauen Adria verlassen, alle Brücken hinter sich abbrechen, um sich vielleicht eine Niederlage, eine Demüthigung zu holen in einem fremden Lande, unter einem fremden Volke, dessen Sache im Grunde nicht seine Sache war? Er konnte sich nicht so leicht entschließen, sein Schicksal und das seiner Gemahlin auf diese fast muthwillige Art auf das Spiel zu setzen.

Der Gesandte des Fürsten Metternich kehrte also vorerst ziemlich enttäuscht nach Wien zurück und berichtete von hier aus über den Mißerfolg seiner Sendung, während zugleich aus der Wiener Hofburg gleich ungünstige Nachrichten einliefen.

— — — — — — — — — — — —

Während dies vorging, kam Baron Stahlberg immer öfter nach Asnières und fuhr fort, Maria della Gloria zu huldigen. Da Estrella immerfort mit ihren Intriguen beschäftigt war, und von dem Rachegedanken, von dem sie beseelt war, vorwärts getrieben, alles Andere zurücksetzte, so geschah es, daß Stahlberg Maria della Gloria wiederholt allein fand, und daß sich ihr Verhältniß immer inniger und vertraulicher gestaltete. Als sie wieder einmal, von Niemand gestört und beobachtet, das Boot besteigen konnten, welches Estrella gekauft hatte, um kleine Ausflüge zu unternehmen, begann Stahlberg, welcher

ruderte, während Maria am Steuer saß, wieder von seinen Hoffnungen zu sprechen.

„Weshalb vertrösten Sie mich immer auf die Zukunft, Señora?" sagte er. „Ist nicht die Gegenwart das Beste und Schönste, das wir haben? Sie sagen mir bei jeder Gelegenheit, daß Sie mir geneigt sind, weshalb wollen Sie sich nicht entscheiden, mir Herz und Hand für immer zu geben?"

„Weil die Lage meines Vaterlandes eine so unglückliche ist, daß wir durch ernstere Dinge vollständig in Anspruch genommen werden. Sie wissen, daß ich die Politik nicht liebe, aber jetzt ist der Augenblick gekommen, wo auch ich von der Bewegung, welche alle Patrioten ergriffen hat, fortgerissen werde. Eine Heirath mit einem Ausländer würde mich meiner Heimath entfremden."

„Niemals," sagte der Baron, „im Gegentheil, wenn es wahr ist, was man sich zuflüstert, daß Erzherzog Maximilian von Oesterreich Kaiser von Mexiko werden soll, dann schwöre ich Ihnen, daß ich einer der Ersten sein werde, der in seine Dienste tritt und der mexikanischen Fahne folgt."

Maria della Gloria reichte ihm lebhaft die Hand und sagte: „Das ist brav von Ihnen, auf das hin können wir weiter sprechen. Wenn Sie mit mir nach Mexiko ziehen wollen, so ist der Abgrund, der uns bis jetzt getrennt hat, überbrückt, und ich darf als mexikanische Patriotin an eine Verbindung mit Ihnen denken."

„Sie machen mich zu dem Glücklichsten der Sterblichen," rief der Baron, und vom Rausche des Augenblickes ergriffen, schloß er die bebende Schöne in seine Arme und küßte sie leidenschaftlich auf den Mund.

Maria machte sich los und reichte ihm die Hand.

„Sie wollen mich zur Frau haben?" sagte sie. „Hier, ich bin die Ihre, wir können morgen der Pariser Gesellschaft unsere Verlobung ankündigen."

„Ach, wie glücklich haben Sie mich gemacht, Doña Maria!" sagte Stahlberg. „Nun verfügen Sie über mich, über meinen Arm und meinen Degen, ich werde mit Begeisterung für die Sache Ihres Vaterlandes kämpfen." —

Am nächsten Tage wurde die Pariser Gesellschaft in Erstaunen gesetzt. Die erste Nachricht war jene der Verlobung der holden Schönen, Maria della Gloria, mit dem Baron Stahlberg, die zweite eine Depesche, welche meldete, daß am 17. Juli der mexikanische Kongreß auf Antrag des Präsidenten Juarez mit zwölf gegen vier Stimmen beschlossen habe, daß alle Zahlungen an das Ausland auf zwei Jahre aufgehoben seien.

Die Vertreter der europäischen Mächte konnten ein solches Vorgehen unmöglich ruhig hinnehmen. Das Maß war voll. Die Depesche meldete weiter, daß die Gesandten von England und Frankreich sofort allen Verkehr mit der mexikanischen Regierung abgebrochen hätten. Auch aus Madrid kamen alarmirende Nachrichten. Marschall O'Donnell erklärte, daß er sich ein solches Vorgehen von Seiten der mexikanischen Regierung nicht gefallen lassen könne und drohte mit energischen Repressalien.

Auf diese Nachricht, welche eine allgemeine Verwickelung in Aussicht stellte, war Napoleon in große Erregung gerathen und hatte sofort seine Minister nach St. Cloud berufen. Sie kamen ziemlich kleinlaut, und die Kaiserin, welche dem Ministerrathe beiwohnte, triumphirte jetzt über das Zögern und die Bedenklichkeiten der vorsichtigen Rathgeber ihres kaiserlichen Gemahls. Nach langer Debatte wurde beschlossen, den Vertretern Frankreichs in Mexiko weitgehende und energische Instruktionen zu senden, und zugleich wurden in aller Stille die ersten Maßnahmen getroffen, um eine Intervention mit bewaffneter Hand vorzubereiten und eine Expedition auszurüsten.

Die Kaiserin fuhr Abends nach Paris und hatte mit

den mexikanischen Verschwörern und der Fürstin Metternich eine kurze Zusammenkunft. Alle, die an dem Komplott theilnahmen, sprachen unverhohlen ihre Freude über das Ereigniß aus, das ihren Plan so sehr begünstigte. Die Fürstin Metternich übernahm es jetzt, heimlich nach Wien zu fahren, um dort den Hof auf die weiteren Ereignisse vorzubereiten und dann in Miramar einen zweiten Versuch zu machen, um den Erzherzog zur Annahme der mexikanischen Kaiserkrone zu bestimmen. Almonte sandte sofort seine Agenten nach Mexiko, wo dieselben eine energische Agitation gegen Juaraz zu Gunsten einer Einmischung Frankreichs und der Errichtung einer Monarchie entwickeln sollten.

Auch in Madrid und London wurde fleißig gewühlt, und der Erfolg aller dieser Machinationen blieb nicht aus. Schon im September zeigte Marschall O'Donnell dem englischen Gesandten in Madrid an, daß Spanien entschlossen sei, zum Schutze seiner Bürger in Mexiko mit aller Energie einzugreifen. Der Marschall wünschte ein Zusammengehen mit England und Frankreich, und da England Bedenken äußerte, so erklärte er, daß von einer dauernden Einmischung in die mexikanischen Verhältnisse nicht die Rede sei. Inzwischen hatte sich auch Frankreich mit England in's Einvernehmen gesetzt. Beide Staaten einigten sich leicht über die Nothwendigkeit einer bewaffneten Intervention, aber es befremdete in England, daß Frankreich bereits am 23. September durch seinen Botschafter in London dem Minister Russel bedeuten ließ, daß mit einer Intervention allein nicht alles gethan sei, sondern daß auch an die intervenirenden Mächte die Forderung herantreten würde, die politischen Verhältnisse Mexiko's neu und dauernd zu gestalten. Lord Russel wich diesem Ansinnen aus und ließ nicht lange darauf dem Tuilerienhofe erklären, daß England nur bis zu einer

bestimmten Grenze die französische Forderung unterstützen könne. England müsse sich darauf beschränken, von Mexiko Garantie für die Sicherheit der englischen Unterthanen, sowie die genaue Erfüllung jener Verpflichtungen zu verlangen, welche Mexiko gegenüber den europäischen Mächten eingegangen sei. Zu diesem Zwecke wolle sich England mit Frankreich und Spanien verbünden und die nöthige bewaffnete Macht zur Verfügung stellen.

Napoleon III. zog es vor, seinen Plan, welcher sich jetzt mehr und mehr mit jenem seiner Gemahlin zu decken begann, vorläufig verborgen zu halten, und schloß auf der von Lord Russel angedeuteten Basis am 31. Oktober in London mit Spanien und England einen Vertrag zu gemeinsamer bewaffneter Intervention in Mexiko. In diesem Vertrag verpflichtete sich England, zwei Linienschiffe, vier Fregatten und 700 Seesoldaten zu stellen. Spanien sollte von Cuba aus 6000 Mann nach Mexiko senden, Frankreich rüstete 2500 Mann aus, denen in kurzer Zeit 4000 Mann nachfolgen sollten. Vorsichtig, wie immer, lud Napoleon auch die Vereinigten Staaten von Nordamerika zur Theilnahme an dieser Intervention, sowie an dem bewaffneten Einschreiten ein. Da aber gerade der Bürgerkrieg in Nordamerika wüthete, so sah sich die Regierung in Washington gezwungen, dieses Anerbieten abzulehnen.

Die drei Mächte begannen hierauf ihre Expeditionen auszurüsten.

Viertes Kapitel.

Anfang November fand wieder eine Sitzung der Verschworenen in der Villa Hidalgo's statt. Fast Alle, die an dem Komplott theilnahmen, waren anwesend, Hidalgo, General Almonte, die schöne Estrella, Fürst und Fürstin Metternich, Madame d'Arco und mehrere vornehme Mexikaner.

Die Fürstin Metternich hatte erreicht, daß der Wiener Hof sich endlich geneigt zeigte, die Sache ernstlich in Erwägung zu ziehen, aber es waren vor Allem zwei Bedenken, gegen die sie bisher nichts hatte ausrichten können. Das erste richtete sich gegen die Haltung der Vereinigten Staaten von Nordamerika. Man machte nicht mit Unrecht geltend, daß dieselben wohl nur so lange einer Einmischung der europäischen Mächte in Mittelamerika ruhig zusehen würden, als sie selbst im eigenen Lande durch den Bürgerkrieg lahm gelegt waren. Was aber sollte die Zukunft bringen? Wenn die Vereinigten Staaten von Nordamerika eine neue Monarchie in der Nähe ihrer Grenze nicht dulden wollten, so besaßen sie auch die Macht, die Errichtung derselben zu hindern.

Das zweite Bedenken betraf die künftige Stellung des Erzherzogs Maximilian zum Kaiserhause. Der Thronbesteigung in Mexiko mußte unbedingt eine Verzichtleistung auf seine Rechte, betreffend die österreichische Krone, vorangehen. Wie aber, wenn der mexikanische Thron wieder zusammenbrach? Es war auch ein Punkt, über den man nicht so leicht hinweggehen konnte.

Während man darüber noch sprach, erschien die Kaiserin.

„Ich bringe eine gute Nachricht," begann sie, nachdem sie der Fürstin Metternich die Hand gereicht hatte. „Die Vertreter Englands und Frankreichs werden in diesen Tagen der mexikanischen Regierung ein Ultimatum überreichen und wenn, wie vorauszusehen ist, keine befriedigende Erklärung erfolgt, so werden wir sofort mit den Waffen einschreiten."

Alle Anwesenden sprachen ihre laute Freude darüber aus, daß ihre Pläne sich so rasch und so glücklich zu verwirklichen versprachen. Die Kaiserin erzählte, daß Napoleon III. und seine Minister sich mehr und mehr ihrer Ansicht zuneigten, und man in Mexiko das beste Kompensationsobjekt für Oesterreich gewinnen könne.

Eugenie hielt sich nur kurze Zeit in dem Kreise ihrer Vertrauten auf, denn sie fürchtete noch immer eine Entdeckung ihrer Zusammenkünfte, welche dem Kaiser mißfallen konnten. Napoleon III. liebte es nicht, der Welt zu offenbaren, daß er durch seine Frau und ihre Günstlinge geleitet wurde und suchte dies diplomatisch zu verbergen.

Nachdem die Uebrigen die Villa verlassen hatten, blieben Hidalgo und Estrella noch einige Minuten zurück.

„Wie stehen Sie mit dem General Forey?" fragte Hidalgo.

„Ich habe mit ihm noch nicht von Politik gesprochen," erwiederte die schöne Mexikanerin, mit ihrem Fächer spielend.

„Wovon denn?" fragte Hidalgo ernsthaft.

Estrella sah ihn an und begann laut zu lachen.

„Worüber spricht ein Mann mit einer Frau, die nicht häßlich ist, wenn er in sie verliebt ist?"

„Es wäre aber Zeit," versetzte Hidalgo ärgerlich, „endlich auch von anderen Dingen mit dem General zu sprechen, als von Ihrer Schönheit und seiner Liebe."

„Ich denke, wir haben noch nichts verloren. Ich will ihn noch heute Abend sprechen, und wenn ich will, habe ich Alles, was zu erreichen nöthig ist, in einer Viertelstunde durchgesetzt."

„Sind Sie dieser Macht so sicher, schöne Estrella?" warf Hidalgo lächelnd ein.

„Natürlich, mein Bester. Ich versichere Sie, daß ich mit ihm machen kann, was ich nur will. Ueberhaupt gibt es kein Volk, bei dem das Weib eine solche Rolle spielte, wie in Frankreich. Der ernsthafteste Mann hier wird zum Kinde, sobald man ihm nur ein schönes Spielzeug zeigt, eine Puppe, welche Frauenkleider trägt. Hier in Paris ist das Weib der Herr und nicht der Mann."

Estrella fuhr nach Hause, um Maria della Gloria ab-

zuholen, und begab sich dann mit ihr in die Oper. Hier gab man an diesem Abend „Don Juan". Nach dem ersten Akte erschien Stahlberg in der Loge der beiden Damen, und der General Forey folgte ihm auf dem Fuße.

Während Stahlberg den Stuhl hinter Maria einnahm und mit ihr plauderte, hatte der General sich auf das Bänkchen gesetzt, das hinter dem Sessel der schönen Estrella stand. Seine Blicke, die Art, wie er sprach, verrieth jedem Unbefangenen deutlich, daß er bereits ganz und gar dieser schönen Zauberin verfallen war. Sie hatte nicht zuviel gesagt, als sie Hidalgo versprochen hatte, in einer Viertelstunde Alles, was sie nur wollte, bei ihm durchzusetzen. Gerade weil sie seinen Huldigungen einen immerwährenden Spott, eine liebenswürdige Kälte entgegensetzte, war sie seiner um so sicherer. Jede noch so kleine Gunst gewährte sie als eine Art hoher Gnade, und so war Forey immer tiefer in ihr Netz gerathen.

„Wie gefällt Ihnen Faure als Don Juan?" fragte Estrella.

„Sehr gut," erwiederte der General, „aber ich muß gestehen, ich interessire mich nicht für das, was auf der Bühne vorgeht, sobald Sie im Theater sind."

„Das verstehe ich nicht," sagte Estrella, „ich habe noch immer Zeit gefunden, zu bemerken, daß Faure heute glänzend aussieht und herrlich spielt und singt."

„Er gefällt Ihnen also?" fragte der General rasch.

„Ja gewiß, er gefällt mir sogar sehr gut," gab Estrella zur Antwort.

„Es scheint, daß die Künstler bei Ihnen mehr Glück haben, als die Soldaten."

„Was sind das für Einbildungen, General! Ich glaube, ich bin zu gut Ihnen gegenüber, Sie übernehmen sich, ich muß die Zügel wieder fester spannen."

„Wollen Sie mich zur Verzweiflung bringen, Estrella?"

flüsterte Forey erregt. „Sie wissen, wie sehr ich Sie liebe, wollen Sie nicht endlich meine Hoffnungen erfüllen und einwilligen, die Meine zu werden?"

„Sie stellen eine Frage an mich, die mir hier an diesem Orte doch zu ernst erscheint. Wir wollen ein anderes Mal darüber reden."

„Immer wieder dieser grausame Aufschub!"

„Nicht für lange. Diesmal, General, bin ich sogar sehr gnädig gesinnt und will Ihnen erlauben, mich heute Abend nach der Oper nach Hause zu begleiten."

Sie wandte sich hierauf an Stahlberg.

„Auch Sie, Baron, werden uns Gesellschaft leisten, nicht wahr? Wir wollen zusammen den Thee einnehmen, und während Sie dann Maria beim Piano Gesellschaft leisten, will ich mit dem General über die mexikanischen Händel sprechen, denn Sie wissen, daß für mich die Politik das wahre Lebenselement ist."

Als die Oper zu Ende war, schritten die beiden schönen Paare die berühmte Treppe der großen Oper langsam herab. Voran Stahlberg mit der holden Maria della Gloria, hinter ihnen der General, die schöne Estrella am Arme. —

Während die beiden Schwestern Matamoros, der General und Stahlberg den Thee einnahmen, bewegte sich das Gespräch ausschließlich in dem gewöhnlichen Geleise. Man unterhielt sich über die neuesten Moden, über die letzten Premièren in den Theatern, über ein neues Gemälde und über einen Roman, welcher einige Geheimnisse der Pariser Gesellschaft ziemlich rücksichtslos aufgedeckt hatte. Dann, als Estrella das Zeichen zum Aufbruch gab, zog sich Maria della Gloria in den Salon zurück, um sich an das Piano zu setzen, und Stahlberg nahm in ihrer Nähe auf einem Tabouret Platz. Estrella hatte ihm eine Cigarette angeboten, ebenso dem General und auch

sich selbst zuletzt eine solche angezündet. Die leichten Dampfwolken vor sich hinblasend, saß sie jetzt in der Nähe des Kamins, in dem ein kleines Feuer vertraulich prasselte, und hörte einige Zeit ruhig und lächelnd die Liebesschwüre an, welche ihr der General leidenschaftlich bewegt vorbrachte. Dann plötzlich, als die Cigarette zu Ende war und sie den Rest in den Kamin geworfen hatte, sprang Estrella auf und rief: „Genug davon, General, ich liebe es nicht, wenn man mich allzu sehr umschwärmt. Ich habe Ihnen gesagt, daß ich mich heute mit Ihnen ernsthaft über Ihren Wunsch aussprechen will. Ich kenne Ihre Hoffnungen genügend, Sie aber, Sie haben noch nie nach den meinen gefragt."

„Ich denke, wenn Sie geneigt sind, meine Werbung anzunehmen," meinte der General, „daß Ihre Wünsche zugleich mit den meinen erfüllt werden."

„Nicht so ganz, als Sie denken, General, ich bin ehrgeizig, und noch eines, ich bin rachsüchtig."

„Ich verstehe Sie nicht, Doña Estrella," sagte Forey, „aber ich gestehe, daß mich Ihre Aeußerungen frappiren. Die französischen Frauen besitzen gleichfalls Ehrgeiz, aber dieses Feuer, das jetzt in Ihren schönen Augen glüht, berührt mich an einem Weibe seltsam. Ich glaube nicht, daß es mehr als eine Aufwallung bei Ihnen ist."

„Sie irren sich, Graf!"

„Sollte in einem so schönen Körper in der That eine grausame Seele wohnen?"

„Warum nicht?" erwiederte Estrella lächelnd. „Sind es nicht gerade die Raubthiere, Löwen, Tiger, Panther, Leoparden, welche die schönsten Formen, das weichste Fell, die graziösesten Bewegungen haben? Vielleicht bin ich auch ein solch' schönes, anmuthiges Raubthier, und geben Sie Acht, daß ich Sie nicht bei der ersten besten Gelegenheit zerfleische."

„Sie scherzen," sagte Forey.

„Ich scherze nicht," gab Estrella zur Antwort. „Ich bin ehrgeizig vor Allem und verlange von Ihnen, daß Sie meinen Ehrgeiz befriedigen."

„In welcher Weise, Doña Estrella?"

„Ich will offen sein, General. Es bereiten sich große Dinge vor. Frankreich, England und Spanien wollen in Mexiko interveniren, und es besteht die Absicht, die französischen Truppen nicht sobald zurückzuziehen, sondern geordnete Verhältnisse in Mexiko zu schaffen. Sie sollen der Chef dieser französischen Expedition werden. Ich habe Sie dazu auserseheu, und die Kaiserin Eugenie ist geneigt, Sie mit dieser Aufgabe zu betrauen. Alles kommt jetzt auf den Kaiser an. Ihre Sache ist es, mit ihm zu sprechen, ihm die Pläne der Kaiserin an das Herz zu legen und von ihm die Gelegenheit zu erbitten, Ihren Namen in den Annalen Frankreichs für immer einzuzeichnen. Wenn Mexiko unterworfen ist, werden wir dort die Monarchie neu errichten, und Erzherzog Maximilian von Oesterreich soll unser Kaiser sein!"

„Ihr Plan hat viel für sich, Doña Estrella," sagte Forey, an seinem Schnurrbart drehend.

„Wenn erst Maximilian Kaiser von Mexiko ist," fuhr Estrella fort, „dann entsagen Sie dem französischen Dienste und werden Kommandant unserer Armee. Wir Beide, Sie, der ritterliche Held, und ich — wie sie mich nun nennen wollen, die Schlange oder die Tigerin — wir beherrschen dann vereint Mexiko."

„Das läßt sich hören," sagte Forey, „obwohl es eigentlich meinen Neigungen widerspricht. Sie glauben nicht, wie schwer ein Franzose sich entschließt, sein Vaterland für immer zu verlassen, sein Schicksal an das eines anderen Volkes zu knüpfen. So revolutionär wir im eigenen Lande sind, so konservativ sind wir nach Außen hin. Es siedeln

sich auch von keinem anderen Volke so wenig Angehörige in fremden Ländern an, wie von dem französischen."

„Das ist richtig, aber hier handelt es sich um eine große Stellung, um eine unumschränkte Macht, die uns Beiden winkt, und ein solches Spiel ist wohl ein Entsagen werth, wie ich es von Ihnen verlange. Entscheiden Sie sich also, und von Ihrer Entscheidung wird dann die meine abhängen."

Der General reichte ihr die Hand. „Wohlan denn, ich bin ganz der Ihre, verfügen Sie über mich."

„Sie werden also morgen noch mit dem Kaiser sprechen und all' Ihren Einfluß aufbieten, um ihn für die Errichtung der Monarchie in Mexiko und für den Erzherzog Maximilian zu gewinnen?"

„Mein Wort darauf," sagte der General.

„Dann werden Sie von dem Kaiser ausdrücklich verlangen, daß er Sie zum Chef der Expedition macht, die nach Mexiko abgeschickt wird."

„Auch das!"

„Damit wäre mein Ehrgeiz befriedigt, und nun sprechen wir von meiner Rachsucht."

„Sie scherzen, Doña Estrella!"

„Ich scherze nicht, mein Freund, es ist mir furchtbar ernst zu Muthe. Ich hasse Juarez, den heutigen Präsidenten von Mexiko, und ich will Ihnen offen sagen, warum: er war einst mein Verlobter und hat mich in schurkischer Weise hintergangen. Verstehen Sie nun, daß ich als Spanierin nach seinem Blut verlange?"

„Ich kann es verstehen, obwohl mir eine solche Regung bei einem Weibe zum ersten Male in so glühender Weise entgegentritt. Unsere Frauen in Frankreich sind lebhaft, ja, sie sind einer momentanen Aufwallung des Zornes oder der Rache fähig, aber dann siegt wieder ihre Gutmüthigkeit, und sie verzeihen ebenso leicht, als sie vergessen."

„Ich aber habe ein gutes Gedächtniß,“ fuhr Estrella fort, „ich verzeihe nie und vergesse niemals. Ich habe Ihnen zu wenig gesagt, wenn ich von Ihnen den Kopf dieses elenden Verräthers verlangt habe. Ich will ihn nicht todt sehen, ich will ihn in meiner Gewalt haben, ihn demüthigen, ihn für sein ganzes Leben an der Kette sehen, als Sklaven. Wollen Sie mir also versprechen, ihn mir zu liefern?“

„Alles, was Sie wollen, schöne Estrella,“ sagte der General nicht ohne versteckte Ironie. „Aber noch haben wir Juarez nicht, und Sie stellen sich das Spiel, das wir in Mexiko wagen, leichter vor, als es ist.“

„Ich kenne die Verhältnisse besser als Sie, General. Der Mexikaner ergreift alles Neue mit Begeisterung, der Sieg wird uns leicht werden. Das Schwierigste wird nur sein, den Thron, den wir errichten wollen, auch dauernd zu befestigen. Doch hoffe ich, daß auch dies mit Hilfe unserer Freunde und Anhänger gelingen wird. Und nun, General, sprechen wir von Ihnen und Ihren Hoffnungen. Was kann ich für Sie thun?“

„Ich habe nur den einen Wunsch, Sie als meine Frau an meiner Seite zu sehen.“

„Es sei,“ sagte Estrella, indem sie ihm die Hände reichte. „Ich will die Ihre sein für immer, aber erst, wenn Sie als Sieger in der Hauptstadt eingezogen sind. Auf diese Bedingung hin wollen wir den Bund auf ewig schließen.“

Forey stand auf, und sie trat auf ihn zu und legte die vollen schönen Arme auf seine Schultern. Während sie noch immer lächelnd zu ihm emporblickte, zog er sie langsam an sich, und ein Kuß besiegelte das Bündniß. Dann machte sich Estrella los und hieß Forey gehen.

„Jetzt schicken Sie mich fort, gerade jetzt, wo Sie mich glücklich gemacht haben?“

„Eben deshalb," sagte Estrella. „Eine Französin würde vielleicht anders handeln, aber ich bin eine Mexikanerin und vergesse niemals, daß Stolz und Ehrgeiz die Hauptzüge meines Charakters sind."

„Und die Rachsucht," sagte Forey lächelnd.

„Auch diese!" rief Estrella. „Sie kennen mich nun und wissen, wie Sie mich zu behandeln haben. Ich bin zu stolz, um zu heucheln und mich anders zu zeigen, als ich bin. Offenheit gegen Offenheit, das ist der beste Weg, mein Vertrauen zu gewinnen und meine Liebe zu erhalten."

Mit einem zweiten Kusse schieden sie, und General Forey verließ die Wohnung Estrella's, erfüllt mit schönen Hoffnungen der Liebe und des Ehrgeizes. —

Am folgenden Tage wurde der General zufällig zum Kaiser berufen. Er benützte die Gelegenheit, um Napoleon, der selbst von den Verhandlungen in Mexiko und den begonnenen Rüstungen zu sprechen begann, in dem Sinne Estrella's und der Kaiserin Eugenie zu beeinflussen, und da Napoleon keine Ahnung davon hatte, daß Forey nur der Dolmetscher der Wünsche zweier intriganter Frauen war, so verfehlten die Worte des Generals nicht ihre Wirkung. Als Forey von ihm schied, war Napoleon III. ganz für die Pläne Eugeniens gewonnen.

Noch denselben Abend konnte die Kaiserin den Verschworenen, die sich wieder in der Villa Hidalgo's versammelt hatten, den vollständigen Sieg ihrer Politik melden.

* * *

Endlich hatten sich Napoleon und seine Minister für eine vorsichtige und geheime Aktion in Mexiko zu Gunsten der Monarchie entschlossen, sowie die Idee, den mexikanischen Kaiserthron dem Erzherzog Maximilian von Oesterreich anzubieten, zu der ihren gemacht.

Das Ultimatum der drei Mächte an Mexiko vom 24. Oktober wurde von Juarez nicht beantwortet. Hier=

auf begann die längst vorbereitete Aktion. Spanien schickte bereits am 8. Dezember 6000 Mann von der Insel Cuba aus nach Mexiko und besetzte am 18. Dezember den Hafen von Veracruz. Juarez erklärte in einer Proklamation, er sei bereit, den Mächten die gewünschte Genugthuung zu geben, werde aber eine Einmischung in die inneren Angelegenheiten Mexiko's mit bewaffneter Hand zurückweisen. Hierauf verließen der englische und französische Gesandte Mexiko und begaben sich in das spanische Lager nach Veracruz.

Erst im Januar 1862 erschienen die englischen und französischen Truppen. Anfangs konnten die Verbündeten nichts erreichen. Es fehlte an Allem, besonders an Lebensmitteln, und die ganze Bevölkerung zeigte sich feindselig. Es begannen Unterhandlungen mit Juarez, und der spanische General Prim, sowie die Gesandten Englands und Frankreichs kamen mit dem mexikanischen Minister Doblada im Dorfe Soledad zusammen. Das Ergebniß war, daß den Verbündeten die Städte Cordova, Orizaba und Tehuaca eingeräumt wurden, während die Verhandlungen fortgesetzt werden sollten. Alles schien eine friedliche Wendung zu nehmen. Da erschienen wenige Tage vor dem Abschluß die Generäle Lorencez und Almonte in Veracruz, und sofort erklärten die Franzosen, sie wollten auf Mexiko marschiren und dort den Frieden diktiren. Es kam zum völligen Bruch. Die Spanier und Engländer zogen ihre Truppen zurück, und die Franzosen hatten jetzt freie Hand. Ein erster Versuch, Puebla, eine wichtige Stadt auf dem Wege nach Mexiko zu nehmen, mißlang. Die Folge war, daß nun ganz Frankreich, das früher gegen die Expedition gewesen war, sich für eine energische Fortsetzung des Kampfes aussprach. Nachdem ein Angriff der Mexikaner auf die Franzosen in Orizaba gleichfalls mißlungen war, beschloß Kaiser Napoleon, 20,000 Mann nach Mexiko zu

schicken und dem General Forey das Kommando der ganzen Expedition zu übertragen. Nun wurde auch von der französischen Regierung die Begründung einer Monarchie in Mexiko offen als das Ziel der Intervention dargestellt.

Am 21. Juli verließ General Forey Frankreich. In seinem Gefolge befanden sich Estrella, welche erst nach dem glücklichem Ausgang des Feldzugs dem General ihre Hand reichen wollte, Baron Stahlberg und Maria della Gloria, welch' Letztere sich inzwischen vermählt hatten.

Die Vereinigten Staaten von Nordamerika protestirten zwar gegen die französische Einmischung, aber man scheute sich nicht vor derselben. Forey landete am 22. August in Veracruz, wo jetzt 45,000 Mann zu seiner Verfügung waren. Vorläufig beschäftigte er sich damit, Lebensmittel und Maulthiere zu sammeln. Im Februar 1863 begann er den Vormarsch, am 16. März stand er vor Puebla, konnte diese Stadt aber erst nach ungefähr zwei Monaten zur Uebergabe zwingen. Doch jetzt war der Sieg so gut wie entschieden. Juarez verließ die Hauptstadt und zog sich mit dem Reste seines Heeres nach San Luis zurück. Forey hielt am 10. Juni an der Spitze eines großen Theiles seiner Armee seinen Einzug in Mexiko. An seiner Seite ritt Estrella in mexikanischer Tracht, bewaffnet, den Lasso am Sattelknopf. Die Amazone wurde, ebenso wie der General, von dem Volke mit lautem Jubel begrüßt.

Forey berief eine Notablenversammlung, welche nach kurzer Berathung am 11. Juli einstimmig die Einführung der Monarchie beschloß und den Erzherzog Maximilian von Oesterreich zum Kaiser erwählte. Eine Abordnung wurde entsendet, um ihm die Krone anzubieten.

Plötzlich wurde Forey abberufen. Irgend eine Hofintrigue hatte sich geltend gemacht, und sein Scheiden führte zu gleicher Zeit den Bruch mit Estrella herbei.

Sie hatte erreicht, was sie wollte, und dachte nicht daran, dem General, der in sein Vaterland zurückkehren mußte, zu folgen. Sie wollte weiter kämpfen und in ihrem Vaterlande eine Rolle spielen. Außerdem belebte sie der Haß gegen Juarez; sie dachte nicht daran, zu ruhen, ehe sie denselben nicht vernichtet oder womöglich in ihrer Gewalt sah. Sie warb jetzt selbst Guerillabanden, und führte die stattlichste derselben in eigener Person an.

Indessen hatte Bazaine das Kommando der Franzosen übernommen. Ein großer Theil von Mexiko befand sich jetzt in den Händen derselben, doch war an eine völlige Unterwerfung nicht zu denken, da die Beschaffenheit des Landes den Guerillakrieg unterstützte, und die Franzosen diesen ewigen Scharmützeln und Ueberfällen nicht gewachsen waren.

Zum Glück für Napoleon III. entschied sich endlich Erzherzog Maximilian, die Kaiserkrone anzunehmen, und landete am 29. Mai 1864 mit seiner Gemahlin Charlotte in Veracruz. Viele Oesterreicher waren in seine Dienste getreten; auch Baron Stahlberg wurde jetzt Offizier bei einer jener Husarenschwadronen, welche gleichsam die Leibgarde des neuen Kaisers bildeten.

Indessen gestalteten sich die Verhältnisse in Mexiko immer ungünstiger. Maximilian war nur dort Herr, wo die Franzosen ihre Waffen geltend machten, und diese dachten nur noch daran, ihr Prestige zu retten und sich aus dem Lande, wo keine Lorbeeren zu holen waren, so rasch als möglich zurückzuziehen. Maximilian dagegen war entschlossen, auszuharren, auch in dem Falle, daß Napoleon, wie es mehr und mehr zu Tage trat, ihn im Stiche lassen sollte.

Mehr als alle Anderen wurde Estrella durch die Wendung der Dinge erbittert und aufgeregt. Sie sah jetzt die Sache, für die sie kämpfte und die im Anfange bereits

vollständig gewonnen schien, halb verloren. Je schlechter die Aussichten wurden, je drohender die Gefahr, daß Napoleon III. seine Truppen zurückziehen würde, je weniger es dem Kaiser Maximilian gelang, die Bevölkerung Mexiko's für sich zu gewinnen, mit um so größerer Leidenschaft und Erbitterung setzte Estrella gleichsam auf ihre eigene Faust den Kampf gegen Juarez fort, und war entschlossen, lieber zu sterben, als unverrichteter Sache wieder nach Europa und dem fröhlichen Paris mit seinen für sie schalen Freuden zurückzukehren. Aber noch war ja nichts verloren, noch durfte man hoffen.

Da erstand dem Kaiser Maximilian ein neuer Gegner. Die Vereinigten Staaten forderten dringend, fast gebieterisch von dem Kaiser der Franzosen, daß er seine Truppen aus Mexiko zurückziehe. Maximilian erkannte die drohende Gefahr, und die Kaiserin Charlotte ging nach Paris, um Napoleon wenigstens zu einem Aufschub des Termines, der für den Abzug der Truppen festgesetzt war, zu bewegen. Doch sie mußte unverrichteter Sache Paris verlassen, und nachdem sie auch beim Papste einen erfolglosen Schritt gethan hatte und nun einsah, daß Alles verloren sei, verfiel die unglückliche Frau dem Wahnsinn. Der Verrath Napoleon's trat jetzt offen zu Tage. Die Franzosen begannen langsam Mexiko zu räumen, und man erwartete allgemein, daß Maximilian die Krone niederlegen werde. Doch er erklärte, er werde bis zuletzt ausharren und nöthigenfalls sein Leben in die Schanze schlagen. Mit österreichischen Freischaaren und mexikanischen Truppen wollte er den Kampf fortsetzen.

Bazaine verließ am 6. März 1867 mit dem französischen Heere Mexiko, und Maximilian war jetzt seinem Schicksale preisgegeben. Bald war der unglückliche Kaiser mit den letzten Resten seiner Truppen und seiner Anhänger, unter denen sich auch Hidalgo, Baron Stahlberg, Maria

della Gloria, Estrella, General Almonte befanden, in Queretaro eingeschlossen. Es fehlte hier bald an Proviant und Munition. Man machte Ausfälle, um dem Kaiser Gelegenheit zu verschaffen, sich nach der Küste durchzuschlagen, aber sie hatten keinen Erfolg.

Noch immer aber konnte sich die Stadt halten. Da fand sich im eigenen Lager ein Verräther, Miguel Lopez, ein Spanier, Oberst eines Kavallerieregiments, verrieth seinen Wohlthäter und Kaiser Maximilian. Er hielt das stark befestigte Kloster Santa Cruz, das die Stadt beherrschte, besetzt.

In der Nacht ließ er die Feinde herein, doch gelang es denselben nicht, wie sie hofften, den Kaiser im Schlafe zu überraschen. Er war noch auf und rettete sich mit dem in der Nähe befindlichen Prinzen Salm-Salm. Sie gelangten bis an das andere Ende der Stadt, wo sich auch einige der Generäle und ein großer Theil der ungarischen Husaren einfanden. Doch bald sah man ein, daß jeder Widerstand vergebens war. Es blieb dem Kaiser nichts übrig, als sich mit seinen Generälen, Offizieren und Soldaten Juarez zu ergeben. Wenige entkamen in der allgemeinen Verwirrung. Zu diesen Wenigen gehörte Estrella.

Vergeblich waren alle Versuche der europäischen Mächte zu Gunsten des unglücklichen Kaisers. Er wurde vom Kriegsgerichte zum Tode verurtheilt, und am 19. Juni um 6 Uhr früh zur Hinrichtung hinausgeführt. Mit ihm sollten die Generäle Miramon und Mejia den Tod erleiden. Der Kaiser umarmte sie und erwartete dann das Feuer des Pelotons. Er fiel tapfer, wie er gelebt und gekämpft hatte. „Er fiel," sagte ein republikanisches Blatt, „mit der Tapferkeit und Würde, die seine Stellung in Europa, sein Name und sein hoher Rang erforderte."

Viele andere Offiziere wurden gleichfalls erschossen. Auch Stahlberg war zum Tode verurtheilt worden. Ver-

gebens bot Maria della Gloria Alles auf, um für ihren Gatten die Begnadigung zu erlangen. Juarez zeigte sich hart und unzugänglich. Da faßte Maria della Gloria den kühnen verzweifelten Entschluß, auf eigene Gefahr, nöthigenfalls mit Aufopferung ihres Lebens, ihren Gatten zu retten. In Mexiko war mit Geld Alles zu erreichen, und dies stellte ihr ein deutscher Diplomat bereitwilligst zur Verfügung. Sie bestach die Wächter, und es gelang ihr, Stahlberg und noch zwei andere Offiziere zu retten und glücklich in den nächsten Seehafen zu führen, wo ein englisches Schiff sie aufnahm und nach Triest brachte.

Estrella führte indeß auf eigene Faust, wie sie es sich gelobt hatte, den Kampf gegen Juarez weiter fort. Jedes Dorf, das sie passirte, wurde angezündet, jeder Soldat oder Offizier des Juarez, der in ihre Hände fiel, an den nächsten Baum geknüpft, ja, zweimal gelangten ihre ergebenen Männer bis in die Nähe des Präsidenten und feuerten auf ihn Revolverschüsse ab, die jedoch ihr Ziel verfehlten.

Es blieb Juarez nichts übrig, als endlich ein starkes Corps gegen seine unerbittliche Feindin zu entsenden. Mehr und mehr in die Enge getrieben, stellte sich endlich Estrella in der Nähe von San Luis zum entscheidenden Kampfe, welcher einen unglücklichen Ausgang für sie und die ihren nahm. Als Alles verloren war, ritt sie todesmuthig mitten in die feindlichen Reihen hinein und fiel, durch zwei Schüsse getroffen, todt vom Pferde.

Stahlberg und Maria della Gloria fanden in Oesterreich ein neues Heim. Stahlberg erhielt vom Kaiser Franz Joseph die Bewilligung, wieder in die österreichische Armee einzutreten, und lebte an der Seite seiner schönen und liebenswürdigen Gattin zurückgezogen, aber glücklich in dem schönen Graz, der herrlichen Hauptstadt der grünen Steiermark.

Nur die Wahrheit!

Humoristische Erzählung

von

W. Zeitler.

In einem Nebenlokale eines größeren Restaurants der Residenz war eine Anzahl junger Leute versammelt. Man unterhielt sich sehr angeregt und kam schließlich auch auf die Macht der Lüge zu sprechen, auf die Thatsache, daß die heutige Gesellschaft von diesem faulen Elemente förmlich zersetzt werde. Es wurde viel für und wider diese Ansicht gesprochen, bis einer der jungen Männer, Fritz Reinhard, die Behauptung aufstellte, es gäbe keinen Menschen, welcher ehrlich sagen könne, nie gelogen zu haben, denn jeder würde förmlich zum Lügen gezwungen. „Ja," fuhr Reinhard fort, „der Mensch würde oft geradezu herzlos, ungebildet und widerspenstig erscheinen, mit einem Worte, er würde sich in der menschlichen Gesellschaft unmöglich machen, wenn er nicht zur Lüge seine Zuflucht nähme."

„Beweise, Beweise!" rief eine Stimme dazwischen.

„Ich kann deren in Menge anführen. Nehmen wir an, ich besuchte einen schwerkranken Freund, dem schon der Stempel des Todes auf die Stirne gedrückt ist. Aengstlich und doch wieder vertrauend fragt er mich: ‚Nicht wahr, Du glaubst auch, daß ich bei Eintritt der wärmeren Jahreszeit meine Gesundheit wieder erlange? —

‚O gewiß‘ entgegne ich, obwohl ich im Innern fest überzeugt bin, daß er die kommende Woche nicht mehr erlebt. Wäre es nicht herzlos gewesen, wenn ich die Wahrheit gesagt hätte? — Ein anderes Beispiel: Ich habe für meinen Chef einen Entwurf ausgearbeitet und lege ihm diesen zur Unterschrift vor. Nachdem der hohe Herr seinen Namenszug vollendet, schüttet er statt Sand — Tinte über das Papier, und mein Werk, das ich mit größter Mühe angefertigt, ist vernichtet. Auf die Entschuldigung seiner Unachtsamkeit erwiedere ich lächelnd, daß ich bereitwilligst die Arbeit wieder erneuere, obgleich ich im Stillen seine Ungeschicklichkeit verwünsche. Doch kann ich anders? Meine Beförderung steht bevor, und ich würde durch eine unwillige Miene vielleicht meine Laufbahn auf lange Zeit verdorben haben. Und so könnte ich noch eine Menge Beweise für die Richtigkeit meiner Behauptung anführen.“

Alles schwieg, Keiner der Versammelten fand ein Wort der Erwiederung.

„Ja,“ fuhr Fritz Reinhard fort, „ich wette, daß wenn Jemand nur einen Tag die nackte Wahrheit spräche, er Abends reif für's Irrenhaus erklärt würde.“

„Um diese Behauptung zu widerlegen, verpflichte ich mich, nicht einen, sondern drei Tage lang nichts als die reine Wahrheit zu sprechen,“ entgegnete einer der jungen Männer, Max Baumann mit Namen.

„Es sei,“ rief Fritz Reinhard, „und ich versichere Dich, daß, ehe der erste Tag zur Neige gegangen, meine Voraussetzung eingetroffen ist. Zwölf Flaschen Sekt, die in dieser Gesellschaft getrunken werden sollen, sei der Preis.“

Es bildeten sich Parteien für und gegen Fritz Reinhard. Papier und Feder wurden herbeigeschafft, und einer der jungen Leute setzte folgendes Protokoll auf:

„Max Baumann verpflichtet sich von morgen Dienstag früh sieben Uhr an, drei Tage lang nur die reine Wahrheit

zu sprechen. Alle Anwesenden geloben bis Donnerstag Abend sieben Uhr völliges Stillschweigen in dieser Angelegenheit. Sollte jedoch schon früher Fritz Reinhard's Behauptung eintreffen, so ist Max Baumann seiner Verpflichtung, und die Uebrigen sind ihres Gelöbnisses enthoben."

Nach Aufstellung des Protokolls wollte die Unterhaltung nicht mehr recht von Statten gehen, und die Gesellschaft löste sich bald auf. Die beiden Gegner waren unter den Ersten, welche das Lokal verließen. Sie waren Jugendfreunde in des Wortes vollster Bedeutung, um so mehr hatte heute ihre Meinungsverschiedenheit die Uebrigen überrascht. Nachdem Beide eine Strecke Weges im tiefen Sinnen dahingeschritten waren, unterbrach Reinhard das Stillschweigen.

„Warum bist Du heute nicht gekommen? Ich habe bis fünf Uhr auf Dich gewartet."

„Meiner Braut wurde eine Einladung abgesagt, und so widmete ich ihr meine freie Zeit."

„Ich verstehe, Minne geht der Freundschaft vor."

„Doch morgen stehe ich von sechs Uhr an zu Deiner Verfügung."

„Wenn nicht wieder das Bräutchen lockt!"

„Nein, morgen hat Anna ihr Literaturkränzchen, da bin ich überflüssig."

„Aber höre, wenn Anna meine Braut wäre, dürfte sie nicht von einem Kränzchen in's andere flattern, sondern müßte hübsch an ihrer Aussteuer nähen."

„Jenun, mein Geschmack ist es auch nicht, wenn ich aber Einwendungen erhebe, so erwiedert die Mutter, ich solle Anna doch noch ihre Freiheit genießen lassen."

„Da lobe ich mir Dora, die ist am liebsten zwischen ihren vier Wänden."

„Ja, aber Deine Schwester bildet eben eine Ausnahme."

„Und doch wird sie keinen Mann bekommen, denn wer nimmt heutzutage ein Mädchen ohne Vermögen! Tante Adelheid, sonst eine ganz vernünftige Person, hat in ihrem Testamente doch die alte Jungfer zum Vorschein gebracht. Sie hat Dora zwar eine jährliche Rente ausgesetzt, welche aber erlischt, sobald sie in den Stand der Ehe tritt. Mir hat die Tante ein beträchtliches Vermögen mit der ausdrücklichen Bestimmung vermacht, daß ich desselben verlustig gehe, wenn ich nur die geringste Summe davon meiner Schwester zukommen lasse. Und so war ich gezwungen, das Erbe anzutreten, um von meinen Ersparnissen etwas für sie zurücklegen zu können. Bei Dora's Verheirathung treten die im Kodizill benannten Erben in ihre Rechte."

„Unbegreiflich ist das Gebahren Deiner Tante, da ja Dora ihr ausgesprochener Liebling war. Doch sei überzeugt, Dora wird sich auch ohne den glänzenden Mammon vermählen, denn wer sollte ein Mädchen verschmähen, welches alle Vorzüge des Herzens und Geistes in sich vereinigt."

„Hm," bemerkte Fritz, rasch einen erstaunten Blick auf seinen Freund werfend, „laß das Deine Braut nicht hören, sie würde sicher nicht darüber erfreut sein."

Bei diesen Worten waren sie bei Max Baumann's Behausung angelangt.

„Auf morgen also, und vergiß Deine Wette nicht," rief ihm Fritz noch nach. Damit trennten sich die Freunde.

Max Baumann war Buchhalter in einem der ersten Geschäftshäuser der Stadt und sollte bei seiner Verheirathung Theilhaber desselben werden. Da seine Eltern früh gestorben waren, so war er von nahen Verwandten erzogen worden. Das kinderlose Ehepaar liebte ihn wie einen Sohn und hatte ihn auch zum Erben eingesetzt.

Am folgenden Morgen fühlte Max beim Erwachen

leichtes Kopfweh, das er der etwas hitzigen Debatte in dem mit Tabakrauch und Bierdunst erfüllten Lokale zuschrieb. Schnell kleidete er sich an und begab sich in das Wohnzimmer, wo Onkel und Tante schon seiner harrten.

„Guten Morgen, Langschläfer," rief ihm der Onkel zu, „Tante hat sich schon um Dich geängstigt, weil Du so lange auf Dich warten ließest."

„Mir fehlt nichts," hatte Max schon auf der Zunge, da erinnerte er sich seines Versprechens und sagte: „Ein wenig Kopfweh spüre ich."

„Ach was," erwiederte der Onkel, „die Jugend kann doch gar nichts mehr aushalten. Da war es zu unserer Zeit anders, und jetzt noch können wir mehr vertragen, als so ein junges Blut. Nicht wahr, Mutter? Nun, was schaust Du uns Beide so bedenklich an, sind wir nicht gesund und kräftig?"

„Das schon, aber —"

„Was aber?"

„Aber bei eurer Beleibtheit ist ein Schlaganfall leicht zu befürchten. Ihr solltet euch mehr Bewegung machen."

Bestürzt blickten die alten Leute ihren Pflegesohn an. „Du kannst mit Deinen albernen Späßen recht erschrecken, doch will ich sie auf Kosten Deines Katzenjammers hinnehmen," erwiederte brummend der Onkel.

„Nein, es ist kein Spaß, es ist Wahrheit," entgegnete Max.

„Armer Junge, was würdest Du ohne uns anfangen? Gestehe, Du würdest Deines Lebens nicht mehr froh werden und uns bald nachfolgen," sagte die Tante.

„Ja, es würde für mich ein großer Schmerz sein, und ich würde mich lange nicht trösten können."

„Du würdest Dich lange nicht trösten können, das heißt, Du würdest einige Zeit trauern und uns dann bald vergessen haben," meinte die Tante gereizt. „Für so herzlos und undankbar hätte ich Dich nicht gehalten!"

„Siehst Du, Mutter, so ist die heutige Jugend — verweichlicht, undankbar und herzlos," stimmte der Onkel bei.

„Aber lieber Onkel, gute Tante, warum seid ihr so erzürnt? Ich habe ja nur die Wahrheit gesagt. Hätte ich heucheln und euch versichern sollen, daß ich mein Leben lang unglücklich und untröstlich sein werde? Ihr habt doch eure Eltern auch verloren und euch mit der Zeit getröstet."

„Das ist ein anderer Fall. Dir, der armen Waise, die wir aus Noth und Elend errettet, die wir aufgezogen und wie unser eigenes Kind betrachtet haben, sollte die Dankbarkeit schon andere Gefühle eingepflanzt haben. Nun, wenn Du so genau weißt, wie lange Du uns betrauern wirst, so hast Du gewiß schon an unseren Tod gedacht?" frug der Onkel.

„Ja," antwortete Max, im Stillen die eingegangene Wette verwünschend.

„Hast Du vielleicht auch schon Pläne geschmiedet? Was würdest Du zum Beispiel mit unserem Hause anfangen?"

„Ich würde es niederreißen und ein neues, das den Anforderungen der heutigen Zeit entspricht, bauen lassen."

„Allmächtiger Gott!" rief die Tante und schlug dabei die Hände zusammen, „unser schönes, altes Haus, in dem schon die Wiege meiner Urgroßeltern gestanden hat, soll einem neuen weichen? Es ist himmelschreiend!"

„Ereifere Dich nicht, Mutter," meinte der Onkel ingrimmig, „er hat es noch nicht, der junge Fant. Heute gehe ich noch zum Notar und lasse das Testament umstürzen. Wisse, Undankbarer, nicht ein Stein von diesem Hause und nicht ein Pfennig von unserem Gelde soll Dein werden!"

„Aber Onkel, Du hast gefragt, und ich habe die Wahrheit gesagt; oder hätte ich lügen sollen?"

„Wahrheit oder Lüge, fort aus unseren Augen, herzloser Bursche, fort!"

„Ich gehe, Onkel und Tante, ich gehe. Habet Dank für all' das Gute, das ihr mir erwiesen. Ich hoffe, daß ihr mit der Zeit meine Reden nicht mehr so lieblos finden werdet und mir Verzeihung angedeihen lasset."

„Nie," riefen die beiden alten Leute wie aus einem Munde.

„Ein schöner Anfang," murmelte Max, als er das Zimmer verlassen hatte. „Enterbt, verstoßen von den Liebsten der Welt. Fritz hat Recht, die Menschen hören lieber die Lüge als die Wahrheit." —

Tieftraurig und verstimmt begab er sich in das Geschäft. Nachdem er im Comptoir einige Zeit gearbeitet hatte, kam der Chef des Hauses und sagte zu ihm: „Lieber Baumann, setzen Sie für die Zeitungen eine Anzeige auf, in welcher angekündigt wird, daß soeben wieder mehrere Posten neuer Waaren angekommen sind. Hier das Verzeichniß."

„Kann das nicht Herr Manz besser schreiben?" entgegnete Max, der einen Konflikt vermeiden wollte.

„Nein, nein, Ihre Anzeigen haben immer Schwung und ziehen das Publikum an."

„Ich bitte, erlassen Sie es mir für heute, es ist mir unmöglich."

„Aber warum denn? Ich müßte doch jedenfalls den Grund dieser sonderbaren Weigerung wissen."

„Nun, so sei es! Ich schreibe die Anzeige nicht, weil sie auf Unwahrheit beruht, denn wir haben seit Monaten keine neue Sendung erhalten."

„Sie sind mir heute unbegreiflich. Wie oft haben Sie nicht schon solche Anzeigen aufgesetzt und sich dabei nie geweigert."

„Weil ich das Unredliche dieses Geschäftsverfahrens erst jetzt einsehe."

„Junger Mann, das ist stark! Also begründet sich mein Geschäft auf Unreellität? Nehmen Sie diese Aeußerung zurück!"

„So lange Sie mit solch' einer Anforderung an mich herantreten, ist es mir unmöglich."

„Sie sind heute unberechenbar, und die Unhöflichkeit in Person. Doch will ich Nachsicht mit Ihnen haben, Müller soll die Anzeige aufsetzen. Doch an Walz & Comp. in Karlstadt müssen Sie einen Brief schreiben. Er hat angefragt, ob wir nicht noch Tuche benöthigen. Schreiben Sie, daß wir noch genügenden Vorrath haben."

„Aber das ist doch nicht der Fall, wir haben erst gestern eine neue Sendung bei Reitmeyer bestellt."

„Nun, es ist ja selbstverständlich nur eine Höflichkeitsausrede. Wir können doch nicht ein Haus beleidigen, mit dem wir jahrelang in freundschaftlichem Verkehr gestanden. Die nächste Sendung sollen Walz & Comp. ja wieder liefern, das Uebrige braucht er nicht zu wissen."

„Jede Ausrede ist eine Lüge, und wenn ich nicht schreiben darf, wie die Sache sich verhält, so kann ich es nicht thun."

„Ist das vielleicht auch ein unreelles Geschäftsgebahren?"

„Nein, aber eine Unwahrheit."

„Ohne die man nicht bestehen kann."

„Doch. Jeder Verkehr zwischen den Menschen sollte auf absoluter Wahrhaftigkeit beruhen."

„Also Sie weigern sich in der That, meiner Weisung nachzukommen?"

„Ja."

„Nun gut, so will ich Sie auch nicht zwingen, in einem so unreellen Geschäfte noch länger thätig zu sein. Sie sind von dieser Stunde an entlassen." —

„Immer besser," dachte Max, als er das Geschäft

verließ, „enterbt, verstoßen, stellungslos, und Alles um der Wahrheit willen!"

Er begab sich nun zu seiner Braut, um ihr die Vorfälle des heutigen Tages mitzutheilen und bei ihr Trost zu suchen. Anna saß gerade am Flügel und studirte ein neues Lied ein. Als Max sie begrüßen wollte, nickte sie nur mit dem Kopfe und setzte ihren Gesang fort, ohne sich durch seine Gegenwart stören zu lassen. Endlich, nachdem das Lied glücklich vollendet, währenddessen Max, der selbst sehr musikalisch war, Folterqualen ausgestanden hatte, sah sie ihn fragend an. Als er keinen Laut des Beifalls hören ließ, fragte sie mit erregter Stimme: „Nun, wie gefiel Dir heute mein Gesang? Du bist ja ein Musikkenner! Warum bleibst Du so stumm? Herr v. Norden, der eben hier war, fand ihn herrlich und versicherte mir, ich überträfe die Patti."

Max brach in ein helles Gelächter aus. „Entschuldige, liebes Kind, der Vergleich ist zu komisch. Aber wenn Dir Herr v. Norden schon solchen Weihrauch streute, was brauchst Du dann noch mein Urtheil zu hören?"

„Ich möchte doch auch wissen, wie mein Bräutigam meine Leistungen beurtheilt."

„Nun, so höre, Herr v. Norden hat Dich einfach angelogen. Denn erstens ist die Klangfarbe Deiner Stimme zu grell, was aber durch ernstliches Studium gebessert werden könnte, zweitens hast Du kein musikalisches Gehör, und so meine ich —"

„Was, ich habe kein Gehör, meine Stimme ist zu grell? Das ist denn doch zu stark! Erst gestern bewunderte Marie Bär den Schmelz meiner Stimme und bemerkte dabei, daß ich so gut träfe."

„Annchen, Deine Freundin hat Dich ebenfalls angelogen und sich wahrscheinlich heimlich über Dich lustig gemacht. Doch warum über solche Kleinigkeiten streiten!

Eine Sängerin wirst Du ja doch nicht, sondern meine liebe Hausfrau."

„So, und da soll ich wahrscheinlich nur kochen, waschen und putzen!"

„O nein, Du sollst nur Deinem Gatten ein gemüthliches Heim bereiten, in dem er alle Sorgenlast vergißt, wenn er Abends vom Geschäfte ermüdet nach Hause kommt."

„Das heißt, ich soll auf alle Vergnügungen verzichten, soll nur immer zwischen meinen vier Wänden bleiben?"

„Ich meine, der deutschen Hausfrau größtes Glück besteht in ihrem Heim. Ich kenne ein Mädchen, das besorgt seinem Bruder das Hauswesen, und findet dabei doch noch immer Zeit, Musik, wirklich gediegene Musik zu treiben und ein gutes Buch zu lesen. Bekommt ihr Bruder Besuch, so macht sie mit aller Anmuth und Liebenswürdigkeit die Wirthin. Siehst Du, so denke ich mir das Ideal einer deutschen Hausfrau, und so möchte ich Dich auch haben."

„Spare Dir solche Illusionen, ein solches Ideal werde ich nie. Das Hauswesen besorgen die Dienstboten. Wofür sind sie denn da? Nun möchte ich aber auch den Namen Deines Ideales wissen!"

„Dora Reinhard."

„Ach, die Bettelprinzeß! Gut, daß sich mein Bruder zur rechten Zeit zurückzog, als er merkte, daß es mit der Erbschaft nicht ganz geheuer sei."

Max runzelte die Stirn. „Du bemerktest vorhin, daß Du die Führung des Hauswesens den Dienstboten überlassen willst. Mein Kind, wir werden nicht so viele Mittel haben, uns mehrere halten zu können, Du wirst Dich schon mit einem Mädchen begnügen müssen."

„Du bist heute wirklich komisch, bester Max, Du, der Pflegesohn und Neffe eines halben Millionärs."

„Ich bekomme keinen Heller von der halben Million. Mein Onkel erklärt diesen Morgen das Testament für ungiltig."

„Du scherzest! Warum soll dies geschehen? Was hast Du Dir zu Schulden kommen lassen?"

„Ich habe nur die Wahrheit gesagt."

„Nur die Wahrheit? Du hast es heute überhaupt immer mit der Wahrheit zu thun, wie mir scheint."

„Ja, Onkel und Tante frugen mich, ob ich nicht mein ganzes Leben lang trostlos sein würde, wenn sie stürben."

„Nun, Du hast doch versichert, daß Du für immer unglücklich sein würdest, daß nie mehr ein fröhlicher Laut über Deine Lippen käme, daß Du ihnen bald nachfolgen würdest vor Gram."

„Nein, ich sagte, daß ich gewiß sehr unglücklich wäre, daß aber die Zeit meinen Schmerz lindern würde."

„Max, bist Du von Sinnen! So etwas denen zu sagen, von welchen Deine ganze Existenz abhängt!"

„Und dann frug mich der Onkel, ob ich vielleicht schon daran gedacht hätte, was ich mit dem Hause nach seinem Tode anfangen würde."

„Nun, da wirst Du ihm doch um den Hals gefallen sein und gefleht haben, er möge doch nicht schon wieder von seinem Tode sprechen, es bräche Dir jetzt schon das Herz, nur davon reden zu hören."

„Ich erwiederte, daß ich das alte Haus einreißen würde, um an seine Stelle ein der Neuzeit entsprechendes bauen zu lassen."

„Du bist ein Narr!"

„Aber, Anna, wie oft sagtest Du schon, Du möchtest nie in dem alten Gebäude wohnen, weil es so düster und winkelig sei."

„Ja, das ist wahr, aber ich hätte Alles mit Schmeicheleien durchgesetzt."

„Also hätte ich lügen sollen? Ja, vortheilhafter wäre es gewesen, dann würden die Alten mich nicht von sich gewiesen haben."

„Ich bitte Dich dringend, Max, widerrufe Deine thörichten Worte und füge irgend etwas zur Entschuldigung bei. Ich will mit Dir gehen."

„Nein, Anna, ich bleibe bei der Wahrheit."

„Nun, so bist Du wenigstens als zukünftiger Theilhaber von Hanke & Zirknitz geborgen."

„Von der Theilhaberschaft ist überhaupt nicht mehr die Rede, da ich seit einer Stunde entlassen bin. Ich muß mir eine andere Stelle suchen."

„Immer besser, wahrscheinlich ist dies auch wieder ein Produkt Deiner Wahrheitsliebe."

Erregt schritt Anna bei diesen Worten im Zimmer auf und ab, und ihre sonst so sanften Gesichtszüge waren vor Wuth entstellt, fast häßlich zu nennen.

„Ja, mein Chef wollte —"

„Ich will nichts mehr hören. Du hast mich heute tödtlich beleidigt, indem Du mir sagtest, daß ich nicht Dein Ideal eines Weibes sei. Und trotzdem willst Du mein junges Leben an Deine traurige Existenz ketten? Wisse, daß es nimmermehr meine Absicht ist, einem davongejagten Kommis die Hand zu reichen. Um mit Dir zu darben und zu verkümmern habe ich mich nicht mit Dir verlobt. Geh' hin zu Deinem Ideal, vielleicht nimmt es Dich freudig in seine Arme."

Bei diesen Worten streifte sie ihren Verlobungsring vom Finger und warf ihn so heftig auf den Tisch, daß er von dort klirrend zu Boden fiel und Max vor die Füße rollte.

Dieser, anfangs stumm vor Erstaunen ob der plötzlichen Verwandlung im Benehmen seiner Braut, faßte sich endlich und sprach in gelassenem Tone: „Anna, ich danke Dir, denn jetzt hat Dir die Wahrheit die Maske vom

Gesichte gerissen, und Du bist vielleicht zum ersten Male aufrichtig gegen mich gewesen. Jetzt hast Du gezeigt, daß Du mich selbst nie geliebt, daß Du mich nur wegen meines Vermögens und meiner Stellung erkoren hast. Lebe wohl!"

Kein schmerzliches Gefühl durchzuckte sein Gemüth, im Gegentheil, er schien von einer drückenden Last befreit. Trotz seiner gegenwärtig traurigen Lage athmete er froher auf, als er das Haus seiner Braut verließ. Hatte er sie geliebt? Nein, antwortete es in ihm, nein! Aber wie kam es eigentlich, daß er sich mit ihr verlobte? Nun, wie es bei so vielen modernen Verlobungen kommt. Auf dem Kasinoballe war er ihr vorgestellt worden. Ihr heiteres Geplauder entzückte ihn, und daß sie, die Vielumworbene, ihn vor allen Anderen auszeichnete, schmeichelte seiner Eitelkeit. Wohl erinnerte er sich noch, wie Anna's Bruder um seine Freundschaft förmlich buhlte und sich dabei nach seinen Familienverhältnissen auf's Eingehendste erkundigte. Liebenswürdig lud ihn Anna's Mutter ein, sie zu besuchen und sich als Freund ihres Sohnes wie zu Hause zu fühlen. Wie schüchtern kam ihm Anna entgegen, hier und da ein Wort in die Unterhaltung einflechtend, dabei nie müßig, immer mit einer Handarbeit beschäftigt. Ein andermal sagte die Mutter lächelnd: „Heute ist unser Hausmütterchen in der Küche thätig, es will uns mit einem Produkte seiner Kochkunst überraschen. Aber ja nicht merken lassen, daß ich es verrathen habe, Anna liebt es nicht, daß man ihre guten Eigenschaften an die große Glocke hängt, sie ist so bescheiden, das gute Kind." Und als Anna bei Tische erschien, mundeten ihm die Gerichte von ihrer Hand bereitet doppelt gut. Von den Kränzchen, dem Theater und anderen Unterhaltungen war keine Rede, denn Anna war anscheinend ein Mädchen, das von der Außenwelt nicht viel wissen wollte. Kurz, wie ein

rechter Gimpel war er auf den Leim gegangen, als argloser Thor hatte er die ganze Komödie für Wahrheit genommen und sich einfangen lassen. Nach der Verlobung freilich waren ihm allmälig die Augen aufgegangen. Aus dem häuslichen Mädchen entpuppte sich die vergnügungssüchtige Modedame, und er erkannte, daß auch ihre angebliche Liebe zu ihm nur Berechnung war, die dem vermeintlichen Erben eines reichen Rentners galt. Max wäre längst gern der Fesseln ledig gewesen, aber als ehrlicher Mann glaubte er zu seinem Worte stehen zu müssen.

Und jetzt war er frei — frei ohne sein Zuthun!

In tiefem Sinnen dahinschreitend, merkte er nicht, daß er ganz unwillkürlich den Weg zum Hause seines Freundes Fritz eingeschlagen hatte. Als er die Wohnung desselben betrat, fand er nur dessen Schwester Dora daheim.

Dieselbe empfing ihn auf das Herzlichste und setzte, nachdem sie ihm Platz angeboten, ihre unterbrochene Arbeit wieder fort. Ein wohliges Gefühl bemächtigte sich seiner in diesem Raume, ein Gefühl des Friedens und der Ruhe, wie er es in Anna's Nähe nie empfunden hatte. Unwillkürlich drängte sich ihm der Gedanke auf, wie glücklich der Mann sein müsse, der dieses Mädchen einmal erwählen würde.

Dora, der das Schweigen ihres Besuchers peinlich wurde, frug denselben nach dem Wohlbefinden seiner Verwandten und nach einigem Zögern auch nach seiner Braut.

Max erzählte ihr rückhaltlos, daß er von seinen Verwandten verstoßen, von seinem Chef entlassen sei und Alles nur deshalb, weil er die Wahrheit gesagt habe. Wie sich dann auch seine Braut von ihm losgesagt habe, weil er nicht mehr der künftige Erbe und der Geschäftstheilhaber von Hanke & Zirknitz sei. „Nun sage mir,

Dora," schloß er seine Erzählung, „hätte ich anders handeln sollen?"

„Nein, lieber Max, Du konntest nicht anders, Du hast Recht gethan. Die Wahrheit über Alles! Und glaube mir, Deine Verwandten wie Dein Chef werden, so erzürnt sie jetzt vielleicht auch noch sind, die Rechtschaffenheit Deines Charakters erkennen und Dir die Hand zur Versöhnung bieten. Dann wird auch Deine Braut Dich wieder liebend in ihre Arme schließen."

„Ich wußte ja, daß ich bei Dir Recht bekommen würde," jubelte Max. „Aber so sehr ich eine Versöhnung mit meinen Verwandten und einen Ausgleich mit meinem Chef herbeiwünsche, so wenig kann von einer Wiedervereinigung mit Anna die Rede sein, da bei uns Beiden die Hauptbedingung, die Liebe, fehlt. Und wenn ich auch einst Liebe für sie gefühlt hätte, könnte ich doch nie vergessen, wie sie mir wuthbebend den Verlobungsring vor die Füße schleuderte und rief: ‚Einem von seinen Verwandten verstoßenen Menschen, einem davongejagten Kommis werde ich nie meine Hand reichen. Gehe hin zu Deinem Ideal, vielleicht erbarmt es sich Deiner!'"

Stille trat nach den Schlußworten von Maxens Erzählung ein. In tiefem Sinnen verloren saß Dora da, die Augen auf ihre Stickerei gerichtet.

Endlich nach einer langen Pause schaute sie empor und frug mit leiser Stimme: „Wer ist denn Dein Ideal, Du hast mich nun auch neugierig gemacht, und ich möchte den Namen des Mädchens auch gern erfahren?"

Max zögerte, dann aber, sich gleichsam aufraffend, rief er: „Du bist es, liebe Dora, Du bist es und warst es seit unserer Kinderzeit. Dich habe ich geliebt, so lange ich denken kann, dies ist mir heute, wo ich von einer im Wahn geschlossenen Verbindung frei geworden bin, zum Bewußtsein gekommen."

„Max!"

Dieses eine Wort ließ ihn aufblicken und gab ihm die Gewißheit, daß seine Liebe erwiedert werde.

„Dora, meine Dora!" rief er aus und schloß die selig Lächelnde in seine Arme.

— — — — — — — — — — — —

Als Max das Zimmer seiner Pflegeeltern verlassen, hatte die Tante durch Schluchzen und der Onkel durch Poltern und Schimpfen auf die heutige Jugend seinem Grimme Ausdruck gegeben. Dann trennten sich die guten alten Leute, um den Obliegenheiten des Tages nachzugehen. Erst beim Mittagsmahle trafen sie wieder zusammen. Wie gewöhnlich lagen drei Gedecke auf. Still setzte sich das Paar zu Tische, doch wollte das Mahl nicht munden.

„Die Suppe ist heute auch wieder kalt," brummte der Onkel.

„Das kommt davon, weil die Küche so entlegen ist," erwiederte die Tante.

Der Onkel knurrte.

„Und mit der Wasserleitung wird's auch nichts. Der Ingenieur meinte, das Legen der Röhren sei bei dem alten Hause mit großen Schwierigkeiten und Kosten verbunden."

„Am Ende hat Max doch nicht so Unrecht gehabt," wagte die Tante schüchtern zu bemerken, „an einen Neubau zu denken. Ich kann den Gedanken jetzt nicht mehr so barbarisch finden. Und daß er schon an unseren Tod gedacht hat: wer hat ihn denn dazu aufgefordert, zu sprechen? Nur wir allein. Und dann hatte er Kopfweh, da nimmt man nicht Alles auf die Wagschale. — Ja," fuhr die Tante noch eifriger fort, als sie merkte, daß von ihrem Ehegespons kein Einwand erhoben wurde, „zeugt es nicht für die Lauterkeit seines Charakters, daß er aufrichtig gesagt hat, was er schon im Stillen gedacht? Ein

Anderer, dem es wirklich nur um unser Geld zu thun gewesen wäre, würde natürlich geheuchelt, würde sich trostlos gestellt haben. Er aber blieb trotz unserer Heftigkeit seinem Ausspruche getreu. Und dann, was hat er denn eigentlich gesagt, das uns so erboste? War es von unserer Seite nicht grenzenlose Selbstsucht, zu verlangen, er solle nach unserem Tode sein Leben vertrauern?"

„Weißt Du, Mutter, ich hole Dein Herzenssöhnchen und leiste ihm Abbitte," meinte der Onkel ironisch, obwohl man ihm ansah, daß er schon mehr als halb gewonnen war.

„Das nicht, aber in das Geschäft könntest Du gehen und es mit Hanke wegen der Theilhaberschaft fest ausmachen. Da kommst Du dann durch das Comptoir, und der arme Junge bekommt wieder Muth, sich uns zu nähern."

„Da hast Du Recht," sagte der Onkel, „denn enterben darf ich ihn ja doch nicht, da er eine so eifrige Fürsprecherin hat."

„Na, Alter, unser Junge ist Dir gerade so an's Herz gewachsen, wie mir. Gestehe es nur, Du hast Deine thörichte Heftigkeit schon lange bereut." —

Sogleich nach dem Mittagsmahle machte sich der gute Onkel auf den Weg nach dem Geschäftshaus von Hanke & Zirknitz. Wie erstaunte er, als er die Entlassung seines Pflegesohnes erfuhr.

„Der Junge muß verrückt geworden sein," sagte er. „Bei uns hat er es auch immer mit der Wahrheit zu thun. Wahrscheinlich deutet sein Kopfweh, über das er klagte, auf ein beginnendes Gehirnleiden hin. Da muß ich doch gleich nach Hause eilen, um meiner Frau Mittheilungen zu machen."

Athemlos kam der alte Herr zu Hause an.

„So schnell schon zurück?" fragte die Tante. „Wo ist Max?"

„Ja, wo der ist, wissen die Götter! Der Junge muß rein verrückt geworden sein."

„Um Gottes willen, was ist vorgefallen?"

„Gar nichts, nur ist er plötzlich aus dem Geschäfte entlassen worden. Er hielt nämlich seinem Chef eine Vorlesung über unredliches Geschäftsgebahren."

„Ja, da glaube ich freilich, daß er nicht zu Tische zu kommen wagte."

„Wo wird er sich nur hingewandt haben?"

„Wahrscheinlich suchte er bei Anna Trost. Wenn er nur nicht ernstlich erkrankt ist; denn oft ist Kopfweh der Vorbote des Typhus."

„Diesmal gehst Du, Mutter. Ich habe mir heute schon genug Bewegung gemacht. Doch muß ich dem Jungen Recht geben, ein Spaziergang nach Tische scheint meiner Gesundheit wirklich zuträglich zu sein, ich befinde mich trotz der Aufregung so behaglich, wie schon lange Zeit nicht mehr." — —

Heiteres Lachen tönte der Tante entgegen, als sie Anna's Wohnung betrat. „Gott sei Dank!" sagte sie bei sich, „das gute Kind hat Max getröstet."

Als sie aber das Zimmer betrat, blieb sie betroffen unter der Thüre stehen, denn an Anna's Seite saß ein ihr gänzlich fremder junger Mann.

„Wo ist Max?" fragte sie erregt. „War er nicht bei Dir, Anna."

„Gewiß, heute Morgen! Als er mir aber erzählte, wie unschicklich er sich gegen Sie, liebe Tante, betragen hatte, da habe ich ihm gesagt, daß er unsere Verlobung als aufgehoben betrachten solle."

„Du hast ihn also nicht getröstet?"

„Wie können Sie nur so etwas denken? Ein Mensch, der so herzlos gegen seine liebsten Angehörigen ist, bedarf keines Trostes. Ja, denken Sie sich nur, liebe Tante, bei

Hanke & Zirknitz ist er auch entlassen worden. Noch mehr, er hat mir auch kurzweg gestanden, daß ich nicht das Ideal seiner Träume sei. Ist das nicht stark? Mir blieb darauf nichts Anderes übrig, als ihm sein Wort zurückzugeben. Einem solchen Menschen will ich meine Zukunft nicht anvertrauen."

„Ach Gott, ach Gott, es ist klar, er ist verrückt geworden!" stöhnte die Tante, in Thränen ausbrechend. „Und Du, herzloses Mädchen, hast ihn auch noch von Dir gestoßen? Es ist also wahr, was ich immer behauptete, Du hast ihn nur wegen seiner Stellung genommen! — Mein armer, armer Junge, wo mag er nur sein!"

„Sie haben ihn also nicht verstoßen, wie er mir sagte?" fragte Anna bestürzt.

„Das wäre ja noch schöner! Er ist und bleibt unser Sohn; ach Gott, wo er nur sein mag!"

Mit diesen Worten eilte die gute Tante von dannen, Anna in völliger Erstarrung zurücklassend.

Ungeduldig wartete indessen der alte Herr auf die Ankunft seiner Gemahlin. Diese erzählte ihm sofort weinend von Anna's Lieblosigkeit.

„Also auch das noch! Weiß sie denn nicht, wo er sich hingewandt hat?"

„Nein, sie schien sich gar nicht um ihn zu kümmern, sie hatte bereits Ersatz gefunden, wie es schien."

„Wenn er nicht schon vorher verrückt war, so hat ihn das sicherlich um den Verstand gebracht," stöhnte der Onkel. „Schnell nur einen Arzt und dann auf die Suche! Wir müssen ihn finden, sonst thut er sich am Ende noch ein Leid an!"

* * *

Während dieser Vorgänge hatten die beiden Liebenden in ihrem jungen Glücke geschwelgt, ohne der Flucht der

Zeit zu achten. Plötzlich wurden sie durch den schrillen Ton der Hausglocke gestört, und gleich darauf öffnete sich die Zimmerthür, und Onkel und Tante, gefolgt von ihrem Hausarzte und Herrn Hanke traten ein.

„Onkel, Tante, seid ihr mir wieder gut?“ rief Max in hoher Freude.

„Da ist er — da ist er!“ riefen die alten Leute und schlossen ihn unter Thränen in ihre Arme. „Endlich haben wir ihn gefunden. Alles ist verziehen, liebes Kind.“

„Aber, liebe Eltern, ich kann meine Worte von heute Morgen nicht zurücknehmen, denn ich habe die Wahrheit gesprochen.“

„Sehen Sie, jetzt kommt seine fixe Idee zum Vorschein,“ raunte der Onkel dem Arzte zu.

Dieser trat würdevoll und mit wichtiger Amtsmiene auf den vermeintlichen Kranken zu. Jetzt erst gewahrte Max den Arzt.

„Ja, Herr Doktor, was thun Sie denn hier?“ fragte er erstaunt.

„Der Herr Doktor ist mit uns gegangen, weil wir ihm erzählten, daß Du heute Morgen über Kopfweh klagtest, und wir deshalb ein ernstliches Unwohlsein befürchteten. Du weißt ja, wie ängstlich wir sind,“ erwiederte statt des Arztes die Tante.

„Aber ich bin vollkommen wohl, ich fühle auch nicht den leisesten Kopfschmerz mehr,“ versetzte Max. Und als er die ängstlichen ungläubigen Mienen seiner Angehörigen bemerkte, fügte er hinzu: „Ihr könnt mir's glauben, ich rede nur die Wahrheit.“

„Die Wahrheit scheint bei dem jungen Manne zur Manie geworden zu sein,“ dachte der Arzt im Stillen, und wandte sich dann an Max: „Dürfte ich Sie nicht ein wenig untersuchen? Wenn Ihnen auch nichts fehlt,

so würde es doch zur Beruhigung Ihrer Angehörigen beitragen."

„Ja, Max," pflichtete die Tante bei, „gestatte unserem Freunde eine Untersuchung, denn nach den Vorfällen des heutigen Tages könnte doch eine Krankheit im Anzuge sein oder eine Störung in irgend einem Organe sich bemerkbar machen."

Bei den letzten Worten wechselten seine Verwandten einen so bedeutungsvollen Blick mit dem Arzte, daß es Max plötzlich klar wurde, welche Befürchtungen man seinetwegen hegte.

„Aber um des Himmels willen, ihr meint doch nicht, ich sei verrückt geworden?" rief er. „Ich gebe euch die Versicherung, daß ich noch nie so Herr meines Willens und Verstandes war, und so klar über meine Lage nachgedacht habe, wie eben jetzt. Muß man denn wirklich ein Narr sein, wenn man die Wahrheit spricht?"

Bei diesen letzten Worten trat Fritz in das Zimmer, mit einem Blicke die Lage überschauend. Max stürzte auf ihn zu und rief: „Fritz, Du hast Deine Wette glänzend gewonnen! Nicht nur, daß mich meine Verwandten verstoßen haben, daß ich meine Stelle verlor, daß meine Braut mich verließ — sie halten mich nun auch noch reif für's Tollhaus, und das Alles deshalb, weil ich die Wahrheit gesprochen habe."

Erstaunt sahen sich die Umstehenden an, bis ihnen Fritz Reinhard die nöthige Aufklärung ertheilte und Max seines Gelöbnisses entband.

Jetzt wandte sich Max Dora zu, die bisher stillschweigende Zeugin gewesen war, und sie seinen Pflegeeltern zuführend, sprach er: „So viel Leid und Kummer mir auch die Wahrheit verursacht hat, einen unschätzbaren Gewinn hat sie mir gebracht. Seht hier, Dora, meine Braut! Und deshalb sei trotz Allem der Wahlspruch meines Lebens: die Wahrheit über Alles!"

Gerührt schlossen die alten Leute Dora, die sie von jeher geliebt, in die Arme, und die gute Tante gestand unter Schluchzen, daß sie Dora immer für ihn bestimmt gehabt hätte.

Fritz klopfte Max auf die Schulter, indem er neckend bemerkte: „Ich bin nur froh, daß Du einmal aufgewacht bist und erkannt hast, wem Deine Neigung gehört. Ich wußte schon lange, daß ihr euch liebtet!"

Jetzt trat auch der Prinzipal auf Max zu, reichte ihm seine Hand und sprach: „Ich sehe das Uebereilte meines Vorgehens ein. Aber als Buchhalter kann ich Sie nicht mehr gebrauchen. Von heute an sind Sie mein Theilhaber."

„Und ich," fügte der Arzt bei, „empfehle mich für diesmal. Wenn es mir aber erlaubt ist, nicht als Arzt, sondern als Freund der Familie einen guten Rath zu ertheilen, so wäre es der, in Zukunft die Wahrheitsliebe nur in homöopathischer Dosis anzuwenden, da sie in allopathischer Gabe zu stark wirkt und nicht von Jedermann ohne Schaden vertragen wird."

Das Rezept.

Populär-medicinische Studie

von

Dr. Friedrich Parkner.

Obgleich es unsere modernen Aerzte nicht mehr nöthig haben, ihre Kunst mit allerlei Hokuspokus zu umkleiden, um das Geheimniß ihrer Wissenschaft vor den Augen ihrer Patienten zu verbergen, so gibt es heute doch noch

immer eine Schranke, die das größere Publikum abhält, Einsicht in die ärztlichen Verordnungen zu gewinnen: der Gebrauch der lateinischen Sprache auf dem Rezept. Wer hätte nicht schon voll reger Wißbegier die oft recht undeutlich geschriebenen Schriftzeichen auf dem schmalen Papierstreifen gemustert, die so bedeutungsvoll für das Wohl und Wehe seines Körpers sind? Denn das Verlangen, zu wissen, wovon man Heilung zu erwarten hat, ist ja natürlich. Wenn es nun auch an dieser Stelle nicht möglich ist, für alle Räthsel des Rezeptes die Lösung zu geben, so soll wenigstens in einzelnen, allgemeinen Punkten der Schleier gelüftet werden, und deshalb ergehe an den geschätzten Leser die freundliche Einladung zu einigen kleinen Rezeptstudien.

Das Rezept zerfällt zunächst in drei Theile: die Ueberschrift, die eigentliche Verordnung und die Unterschrift. Die Ueberschrift gibt Ort und Datum der Abfassung an, die Verordnung verzeichnet das Mengenverhältniß und die Behandlung der vom Apotheker zu benutzenden Substanzen, woran sich die Anweisung für den Kranken über den Gebrauch schließt, und die Unterschrift trägt den Namen des Arztes oder eine Abkürzung desselben.

Die Verordnung wird bekanntlich eingeleitet durch das Zeichen R, das häufig auch Rec. geschrieben und gewöhnlich als „recipe" gelesen wird. Dieses „Entnimm!" richtet sich an den Apotheker, dem nun weiter die Bestandtheile angegeben werden, die er mischen soll.

Das Zeichen R, das wir, wie gesagt, jetzt als „recipe" deuten und von dem wir den Namen der Verordnung ableiten, hatte aber ursprünglich einen ganz anderen Sinn. Es war nämlich im klassischen Alterthum Sitte, das Rezept mit der Anrufung der Götter zu beginnen, und man schrieb deshalb im alten Rom an die Spitze der Verordnung das R als Zeichen des Jupiter. Als die

medicinische Kunst von christlichen Aerzten ausgeübt wurde, gebrauchten diese statt des Jupiterzeichens das des Kreuzes oder überschrieben das Rezept mit J. D. = juvante Deo (mit Gottes Hilfe); N. D. = nomine Dei (im Namen Gottes) oder J. J. = juvante Jesu (mit Hilfe Jesu).

Die Bezeichnungen der verordneten Substanzen werden gewöhnlich abgekürzt, wobei freilich darauf zu achten ist, daß nicht durch die Abkürzung eine Undeutlichkeit oder Verwechslung entsteht. In der Regel wird das Medikament nach dem gebräuchlichsten Namen genannt, nur in den Fällen, wo der Arzt eine starkwirkende Substanz verordnet, die ängstliche Patienten beim Lesen unnöthig beunruhigen würde, wird zuweilen eine minder übliche Benennung vorgezogen, so daß für Opium die Bezeichnung Laudanum, für eine arsenikhaltige Kalilösung der Name Solutio Fowler gewählt wird.

Sowohl für feste als für flüssige Substanzen wird die Menge nach dem Gewicht bestimmt, die früher gebräuchlichen ungenauen Mengenbestimmungen, wie eine Prise, drei Finger voll u. dergl. sind verschwunden. Das jetzt benutzte Gewicht ist das im gewöhnlichen Leben gebrauchte Grammgewicht, das an die Stelle des früheren Medicinal- oder Unzengewichts getreten ist. Nur in wenigen Fällen, wo zur Herstellung einer bestimmten Arzneiform eine dem Arzte nicht genau bekannte Menge einer Substanz erforderlich ist, oder wo eine sehr geringe Menge eines Lösemittels verordnet wird, ist es gestattet, die Abkürzung q. s. zu gebrauchen. Man hat sich q. s. als quantum sufficit zu erklären, das verdeutscht lautet: So viel als nöthig ist.

Als allgemeine Maßbestimmungen bedienen wir uns jetzt nur noch der beim Essen gebräuchlichen Geräthschaften. Davon werden bei wässerigen Flüssigkeiten auf einen Theelöffel 4; auf einen Kinderlöffel 8 bis 10; auf einen Eß-

löffel 15; ein Weinglas und eine Tasse 90 bis 120, und auf einen Becher für Mineralwasser 180 Gramm gerechnet. Für Flüssigkeiten von anderem spezifischen Gewicht gestalten sich die Verhältnisse natürlich anders. So faßt ein Theelöffel 6 Gramm Syrup, dagegen nur 3 Gramm ätherische Tinkturen und 2 Gramm Aether. Von getrockneten Gegenständen enthält ein gestrichen voller Theelöffel Mengen, die nach der Schwere derselben zwischen 0,3 und 9 Gramm wechseln. Der Inhalt eines Theelöffels bei Magnesia wiegt 0,3 Gramm; bei Blumen und Kräutern 1; bei Samen 1,25; bei Zucker 1,8 und bei Metallpulvern 5 bis 9 Gramm. Für einen gehäuften Theelöffel rechnet man das Doppelte, für einen Eßlöffel das Vierfache, für eine Messerspitze ein Drittel bis zur Hälfte des Inhalts eines gestrichenen Theelöffels.

In den meisten Fällen folgen in der Verordnung die einzelnen Stoffe unmittelbar hintereinander, bei manchen Arzneiformen werden jedoch zwischen dieselben auf spezielle Bereitung bezügliche, meist abgekürzte Bemerkungen eingeschoben. Hinsichtlich der Reihenfolge der einzelnen Medikamente war es früher üblich und ist es auch heute zum großen Theil noch, mit dem Hauptbestandtheil, der Basis, zu beginnen, dann das die Wirkung desselben unterstützende Mittel, das Adjuvans, folgen zu lassen, hierauf die etwaige Nebenwirkungen aufhebende Stoffe, das Corrigens, zu setzen, darnach das gestaltgebende Mittel, das Constituens, Excipiens oder Vehikulum anzugeben und mit einem den Geschmack oder Geruch verbessernden Stoffe zu schließen.

Werden mehrere Substanzen in einem Rezept zu gleichen Gewichtsmengen verordnet, so bedient man sich des Zeichens $\widehat{aa}$, das eben besagt, daß beide Stoffe das beigeschriebene Gewicht haben sollen. Der Schluß der Verordnung lautet, wenn nur ein einziges Medikament vor-

geschrieben ist, D. S., und wenn mehrere Arzneimittel gemischt werden sollen M. D. S. Das Zeichen ist als die lateinische Aufforderungsform „misce, da, signa“ aufzufassen und heißt: Mische, gib und bezeichne es! Die Bezeichnung oder Signatur erfolgt bekanntlich deutsch, und unterweist den Patienten im Gebrauch der Verordnung. Diese Anweisung, die gewöhnlich auf der Etikette des Glases oder der Schachtel wiederholt wird, und je nachdem: „Aeußerlich! Zum Gurgeln! Abends zu nehmen! Zweistündlich 1 Theelöffel!“ u. s. w. heißt, ist von größter Bedeutung, da durch ihre Nichtbeachtung schon oft Unglücksfälle vorgekommen sind, indem Mittel zum äußeren Gebrauch oder zum Gurgeln innerlich angewendet wurden.

Dicht unter der Signatur links werden bisweilen noch einige Bestimmungen, z. B., wenn sehr rasche Anfertigung des Medikaments nöthig ist, cito! oder citissime! (schnell! sehr schnell!) eingetragen, oder es wird, wenn die Arznei auf Rechnung einer Kasse oder Anstalt angefertigt wird, eine darauf bezügliche Bemerkung gemacht.

Es liegt nur im Interesse des Kranken, daß sein Name deutlich verzeichnet wird, um auch hier Irrthümer zu vermeiden. Zuweilen aber wählt der Arzt in Fällen, wo dem Patienten die Geheimhaltung seiner Erkrankung erwünscht ist, einen vorgeschützten Namen.

Die Erlaubniß zur Wiederanfertigung einer Verordnung geschieht durch den Vermerk „Reïteretur“ mit Angabe des Datums und der ärztlichen Unterschrift. Dieselbe ist bei Giften unerläßlich, da der Apotheker derartige Mittel ohne vorherige Anweisung nicht wieder herstellen darf.

Wenden wir nun unsere Aufmerksamkeit den einzelnen Arzneiformen zu, die man in feste, halbflüssige und tropfbarflüssige eintheilt. Zu den festen Formen gehören vorerst die sogenannten Spezies, die Thee- und Kräutergemische.

In dieser Form werden trockene Pflanzentheile verordnet, deren Zerkleinerung durch Zerschneiden, wie bei Hölzern, Rinden, Kräutern, Blättern und Blüthen, oder durch Zerstampfen, wie bei Früchten und Samen, bei einzelnen Arten, wie bei harten Hölzern, auch durch Raspeln erfolgt. Für den äußeren Gebrauch werden die Spezies zur Anfertigung wässeriger Aufgüsse und Abkochungen verordnet, die zum Ausspülen des Mundes, zum Gurgeln oder zur Einspritzung benutzt werden. Sehr häufig dienen sie auch zu trockenen Umschlägen, wobei sie dann als die bekannten Kräutersäckchen oder Kräuterkissen aufgelegt werden. Die wesentliche Wirkung der Kräutersäckchen ist in der örtlichen Erwärmung zu suchen, wenn auch die Verflüchtigung ätherischer Oele eine gewisse Rolle spielen soll. Es schließen sich namentlich die aus Kleie gefertigten Kissen eng an die Einhüllungen kranker Körpertheile mit Stoffen an, welche die Wärme schlecht leiten, wie Flanell und Werg, und wenn man sie mit reizenden Substanzen, wie Kampher, bestreut, so bilden sie, ebenso wie die unter dem Namen „Waldwolle" bekannte, durch einen Fäulnißprozeß gewonnene Cellulose der Nadeln verschiedener Zapfenträger, ein Gegenstück zu den aromatischen Kräuterkissen. Als Kataplasma oder Breiumschlag wird ein breiförmiges Gemenge von Spezies mit Flüssigkeiten bezeichnet, das zur Erweichung von Erhärtungen, zur Zeitigung von Eiterhöhlen oder lauwarm zur Linderung von Schmerzen auf die äußere Haut gelegt wird. Um die Anwendung zweckmäßiger und reinlicher zu gestalten, wird häufig die vorherige Bedeckung des leidenden Theils mit einem feinmaschigen Gewebe von Mull oder Gaze verordnet. Das aus Senfmehl und Wasser hergestellte Kataplasma, das gewöhnlich als Senfteig bezeichnet und wissenschaftlich Sinapismus genannt wird, dient zur Hervorbringung von Hautreizung.

Am leichtesten werden auf dem Rezept die Pulver erkannt, als deren gestaltgebendes Mittel hauptsächlich Zucker, Süßholz, Gummi, Milchzucker und Stärke gebraucht wird. Zucker wird meist zur Aufnahme trockener Pulver und ätherischer Oele, die dann mit ihm die sogenannten Oelzucker bilden, benutzt, Milchzucker für Tinkturen, Gummi für Harze und weiche Seifen, während Süßholzpulver zur Verreibung von Extrakten verwandt wird. Zur Verbesserung des Geschmacks dienen aromatische Pflanzenpulver oder Oelzucker. In einzelnen Fällen, wo widrig schmeckende Substanzen verordnet werden, gebraucht man als Grundlage das unter dem Namen Brausepulver bekannte Gemenge von Weinsteinsäure, kohlensaurem Natrium und Zucker. Für gewisse bittere Stoffe, wie Chinin, bildet gepulverte Chokolade das beste Aufnahmemittel.

Die Pulver werden auf doppelte Art verschrieben. Nach der Dividirmethode wird die Gesammtmenge angegeben, und der Apotheker angewiesen, diese in die genannte Zahl einzelner Pulver einzutheilen. In diesem Falle lautet dann der Schluß der Verordnung: M. f. pulv. Divide in partes aequales. D. S. (Mische zum Pulver. Theile in gleiche Theile. Gib und bezeichne es). Die zweite Verordnungsart ist die Dispensirmethode. Nach ihr wird das Gewicht der einzelnen Dosis der in Pulverform zu verordnenden Substanzen bestimmt und dem Apotheker aufgegeben, die geforderte Zahl solcher Pulver abzuwägen.

Als die verbreitetste Arzneiform dürfen wohl die Pillen gelten, belegt doch der Volksmund den Apotheker ironisch mit der Bezeichnung „Pillendreher". Die Pillen werden besonders für Substanzen verschrieben, die einen widrigen Geschmack besitzen und leicht die Mundhöhle reizen. Ferner verordnet man sie, wenn es darauf ankommt, daß der wirksame Stoff bis tief in den Verdauungskanal gelange,

damit er erst dort seine Wirksamkeit entfalte. Fast niemals werden sie für das kindliche Alter verschrieben, da Kinder nicht bewogen werden können, Pillen zu schlucken. Um die Pillen herzustellen, bedarf es der Anfertigung einer Pillenmasse, die entweder nur aus den wirksamen Stoffen besteht, oder auch nebenbei solche Bestandtheile enthält, die als gestaltgebende Mittel für die heilkräftigen Medikamente dienen. Für die Herstellung der Pillenmasse verwendet man gewisse Pflanzenpulver, die, mit wenig Wasser vermischt, so aneinander kleben, daß sie die Träger für die in Pillenform zu reichenden Substanzen abgeben. Hierher gehören Eibischpulver, Bohnenmehl, Süßholzpulver und Brodkrume. Am häufigsten verarbeitet man zur Pillenmasse Extrakte, und zwar die dünnen und dicken in Verbindung mit pulverförmigen Stoffen, die trockenen unter Zusatz von Gummi und Tragantschleim. Die in den Extrakten meist enthaltenen wasserziehenden Salze verhindern das Hartwerden der Pillen. Gummiharze lassen sich durch leichtes Erwärmen oder Zusatz von Gummischleim ebenfalls in Pillenform bringen und geben auch passende Massen mit dünnen und dicken Extrakten. Balsame können zu einer guten Pillenmasse nur dann gebraucht werden, wenn sie bis zur Hälfte mit weißem Wachs gemischt werden, während Seife mit wenigen Tropfen Gummischleim oder Spiritus eine zur Aufnahme von Pflanzenpulvern und Harzen geeignete Masse gibt und auch für fette Oele ein vortreffliches Substrat ist.

Die auf eine der geschilderten Weisen zusammengesetzte Pillenmasse wird in einem eigens geformten Mörser, dem Pillenmörser, zusammengerieben, in Stangenform ausgerollt und mit der Pillenmaschine in die auf dem Rezepte angegebene Zahl annähernd kugelförmiger Segmente getheilt, die mit dem Rollbrett vollständig abgerundet werden. Damit die hergestellten Pillen nicht aneinander

kleben, werden sie entweder mit einem Pulver bestreut, oder mit einem Ueberzug versehen, der dann auch zugleich den unangenehmen Geschmack beim Einnehmen verhindert. Zum Bestreuen dient in der Regel Bärlappsamen; statt dessen auf besondere Verordnung auch aromatische Pflanzenpulver, Nelken, Zimmt, Veilchenwurzel und Süßholzpulver zur Verwendung gelangen. Das Ueberziehen der Pillen kann auf verschiedene Weise geschehen, entweder mit Gold oder Silber, oder mit Gelatine oder mit Zucker. Die Vergoldung oder Versilberung gibt den Pillen ein sehr elegantes Aussehen. Sie wird ausgeführt, indem man die noch klebenden, oder schwach mit Gummischleim benetzten Pillen in einer kleinen, mit Gold- oder Silberblättchen angefüllten Kapsel lebhaft schüttelt, bis sie sich mit einer glänzenden Metallschicht überzogen haben. Der Geruch übelriechender Pillenmassen wird dadurch zwar beschränkt, aber keineswegs aufgehoben. Das Gelatinisiren der Pillen wird dadurch ausgeführt, daß man die gehörig ausgetrockneten Kügelchen an einer Nadel aufspießt und sie einzeln in eine warme Leimlösung taucht. Zum Trocknen sind mindestens zwölf Stunden nöthig. Ein so mühsames und zeitraubendes Verfahren kann man natürlich nicht einschlagen, wo es sich um schnell herzustellende Pillen handelt. Das Ueberzuckern verdeckt jeden Geruch, verhindert jede Zersetzung der wirksamen Bestandtheile, sowie jedes Feuchtwerden und gibt den Pillen ein besseres Aussehen. Deshalb wird es auch zumeist bei vorräthig gehaltenen Pillen angewandt. In mit Zuckerpulver angefüllten Büchsen werden die mit Gummischleim oder Eiweiß angefeuchteten Pillen so lange gerollt, bis sie sich mit einer genügend dicken Zuckerschicht überzogen haben. Dann trocknet man sie in einem Trockenkasten, glättet sie durch längeres Rühren in einem anderen Kasten und färbt sie mitunter mit Karminroth.

Als „Emplastrum" figurirt auf dem Rezept das Pflaster, das jetzt nur noch zur Vereinigung von Hautrissen, zu Verbänden als deckendes und schützendes Mittel, und zur Hervorbringung eines örtlichen Reizes verschrieben wird. Die Pflaster werden zum Theil in Stangenform vorräthig gehalten. Man unterscheidet der Masse nach, aus denen sie bestehen, verschiedene Arten von Pflaster. Bleipflaster sind durch Kochen von Bleioxyd mit Oelen erhaltene Bleiseifen, die auch gekochte Pflaster genannt werden. Wird das Erhitzen ohne Wasser bis zu einer den Siedepunkt der Flüssigkeit übersteigenden Temperatur fortgesetzt, so entstehen angebrannte Pflaster. Harzpflaster werden durch Zusammenschmelzen von Harz mit Fett, Oel, Wachs oder Terpentin gewonnen. Außerdem seien noch die medikamentösen Pflaster erwähnt, die durch Einverleibung medikamentöser, nicht harziger Stoffe in Pflastermassen hergestellt werden.

Eine jetzt weniger gebräuchliche Arzneiform ist die Latwerge, „Elektuarium", worunter man Mischungen von pulverförmigen, meistens pflanzlichen Stoffen mit einer dickflüssigen Aufnahmesubstanz versteht. Als gestaltbildende Mittel dienen vorzugsweise gereinigter Honig, Syrupe und Fruchtmus, seltener Balsame und fette Oele. In sehr geringer Dosis wirkende Substanzen, wie schwere metallische Pulver, sind von der Verordnung in Latwergenform ausgeschlossen. Flüssige Arzneistoffe können nur unter gleichzeitiger Beifügung angemessener Mengen Pflanzenzucker, ölige und harzige nach vorheriger Bearbeitung mit Gummischleim, Latwergen einverleibt werden. Das einzige jetzt noch gebräuchliche Elektuarium ist die Sennalatwerge.

Auch die Salbe, „Unguentum", ist in ihrer Anwendung zurückgegangen. Als Grundlage der Salben dienen meistens Fette, wie Schweineschmalz und Ochsenmark, Butter, Kokos-

und Muskatbutter oder Kaliseife. Statt dieser natürlichen Salbengrundlagen können auch solche durch Zusammenschmelzen fester Fette oder ihnen nahestehender Substanzen, wie Wachs oder von Stearin mit Fetten von weicher Beschaffenheit erhalten werden. Da die Fette dem Ranzigwerden ausgesetzt sind, bedient man sich besonders bei Anwendung für empfindlichere Theile nicht ranzig werdender Gemische, wie Glycerinstärke, oder des neuerdings viel gebrauchten Gemenges fossiler Kohlenwasserstoffe, das im Handel als Vaselin bezeichnet wird. Als Zusatz zu den Grundstoffen gebraucht man sowohl ätherische Oele, mineralische Säuren und Balsame, als auch feste Substanzen, wie Kampher, pflanzliche und mineralische Pulver. Die Mischung wird durch inniges Verreiben oder durch Zusammenschmelzen vorgenommen. Flüchtige Stoffe werden, wenn sie einer durch gelindes Erwärmen zusammengeschmolzenen Salbengrundlage beigefügt werden, erst nach dem Erkalten zugesetzt. Feste Stoffe mengt man nach zuvoriger Verreibung mit einigen Tropfen Oel, Wasser oder Spiritus bei.

Als die eigentliche Medicin bezeichnet man gewöhnlich die flüssigen Arzneiformen, die Mixturen. Zur Herstellung der Lösungen benutzt man jetzt nur destillirtes Wasser statt des früher oft an Zersetzungsstoffen reichen Brunnenwassers. Seltener gebraucht man Wein, verdünnten Weingeist, Essig, Bier oder flüssige Fette. Für scharfe Stoffe wird ein schleimiges Aufnahmemittel gewählt, um die reizende Wirkung auf die Schleimhaut des Mundes, Magens und Darmes zu mildern. Besonders läßt man sich die Verbesserung des Geschmacks angelegen sein. Die aufzulösenden Substanzen sind hauptsächlich Salze und Extrakte, von denen die letzteren, in größeren Mengen beigefügt, eine trübe und dickliche Beschaffenheit der Arzneiflüssigkeit bedingen. Die gebräuchlichsten Zusätze für den

Geschmack sind die Syrupe, außer denen noch ätherische Flüssigkeiten und aromatische Tinkturen in Betracht kommen. Die Auswahl der Syrupe richtet sich theils nach dem Geschmack des Patienten, theils nach dem Medikament, indem man gern einen solchen Syrup benutzt, der diesem in der Wirkung gleicht, theils auch nach der Farbe, die man der Mixtur zu geben wünscht. Rothe Färbung der Mixturen erreicht man durch Kirschsyrup, milchweiße durch Mandelsyrup, bläuliche durch Veilchen- und gelbe durch Krokussyrup.

Eine eigentümliche Form der Mixtur ist die Saturation, die Sättigung, die Auflösung eines kohlensauren Salzes in einer Flüssigkeit, die eine Säure enthält. Hierdurch wird Kohlensäure ausgetrieben, und eine Verbindung des angewendeten Grundstoffes mit der Säure hergestellt. Bei der Darstellung dieser Arzneiform handelt es sich nicht nur um die Bildung des Salzes, sondern vielmehr darum, daß die freiwerdende Kohlensäure nicht entweicht, sondern in der Flüssigkeit zurückgehalten wird. Als Kohlensäuresalze benutzt man Kalium oder kohlensaures Natrium und Ammoniak, von organischen Säuren die Citronensäure, als Aufnahmstoffe aromatische Wässer und als Geschmacksverbesserung Syrupe, von denen man die gefärbten vermeidet, da die Saturation durch sie eine unangenehme, schmutzig blaugraue Farbe erhält. Zusätze von Arzneisubstanzen sind mit Ausnahme von Opiumtinktur ungebräuchlich.

Die Saturationen werden verordnet, um eine Einwirkung der Kohlensäure auf die Magenschleimhaut bei Katarrhen derselben hervorzurufen. Bei der Anfertigung der Saturation wird Alles, was die Kohlensäure austreiben könnte, Schütteln, Filtriren, Rühren vermieden. Das Alkalisalz wird in klarer Lösung in ein starkes Glas gebracht, wonach der Syrup beigemengt, das Glas in

frischem Wasser abgekühlt, und die Säurelösung langsam an dem Glase heruntergegossen wird. Läßt man die Lösung dann einige Zeit stehen, so hat das Wasser Kohlensäure in großer Menge aufgenommen.

Verschiedene in Wasser unlösliche Substanzen lassen sich durch Vermittelung einer Bindesubstanz in feinster Vertheilung mit einer wässerigen Flüssigkeit mengen. Eine solche milchähnliche Arzneiform heißt Emulsion. Man unterscheidet zwischen wahren und falschen Emulsionen. Zu den ersteren gehören die Samenemulsionen, zu deren Bereitung meist Mandeln, selten Mohn- und Hanfsamen verwendet werden. Die Samen werden zerstoßen und mit Wasser zu einer gleichartigen milchigen Flüssigkeit angerührt, die durch Seihen von den nicht löslichen Samentheilchen getrennt wird. Bei der Samenemulsion handelt es sich um die Ausscheidung des in den Samen enthaltenen fetten Oeles, wobei Gummi und Eiweißstoffe dasselbe aufnehmen. Bei den falschen Emulsionen wird Wachs, Cacao, Walrath, Harze, ätherische Oele, Balsame, Kampher und Moschus benutzt. Da die Bestandtheile wegen ihrer Zersetzlichkeit leicht verderben, so werden die Emulsionen immer nur in kleinen Mengen verordnet.

Schließlich sei noch auf die flüssigen Extraktionsformen hingewiesen, die je nach der Art ihrer Zubereitung auf dem Rezept als Macerat, Digestionsaufguß oder Dekokt bezeichnet werden. Bei allen Formen werden Pflanzentheile mit einer wässerigen Flüssigkeit ausgezogen, die vorher in gehöriger Weise zerkleinert werden. Werden die Pflanzenstoffe mit einer Flüssigkeit von gewöhnlicher Temperatur ausgezogen, so heißt der gewonnene Auszug Macerat, kalter Aufguß; wird dabei eine gelinde Temperatur benutzt, so entsteht der Digestionsaufguß. Erhitzt man die Extraktionsflüssigkeit bis zur Siedehitze, so erhält man das Dekckt, die Abkochung. Ist die Ausziehung

vollendet, so trennt man die Flüssigkeit von den festen Bestandtheilen entweder durch vorsichtiges Abgießen, Dekantiren, oder durch Durchseihen, Koliren, oder endlich durch Filtriren.

Aus dem heutigen Arzneischatz sind eine Unsumme von Mitteln verschwunden, die noch vor einem Menschenalter in hohem Ansehen standen und vielfache Anwendung fanden. Immer mehr wird das vorhandene Material gesichtet und auf seine Wirkungen hin studirt, aber ebenso eifrig wird auch Umschau gehalten nach neuen heilkräftigen Stoffen im Pflanzen- und Mineralreich. Noch sind lange nicht alle Heilkräfte ergründet und erschöpft, und so steht denn zu hoffen, daß der menschliche Forschergeist noch so manches Arzneimittel zu Tage fördern wird, das der leidenden Menschheit Besserung und Genesung bringt.

Ehescheidungsgründe.

Kulturgeschichtliche Plauderei.

Von

Richard March.

Die Ehe ist eine so wichtige Einrichtung, daß bei civilisirten Völkern sowohl deren Schließung, als auch deren Lösung unter behördliche Kontrole gestellt worden ist. Das Resultat derselben wird alljährlich in besonderen Berichten mit mancherlei Schlußfolgerungen veröffentlicht. Hauptsächlich wird jedoch betont, daß, während die Eheschließungen abnehmen, die Scheidungen eine ansehnliche Vermehrung erfahren, und zwar derartig, daß sie in Paris

bereits den 20. Theil der mit rund 22,000 angenommenen Verehelichungsziffer ausmachen.

Auch in Wien, wo man vor einigen Jahren blos 175 Scheidungen zu verzeichnen hatte, ist deren Zahl, nach den von der Justizverwaltung veröffentlichten Mittheilungen, im Jahre 1890 auf 603 gestiegen, befindet sich also mit Paris verhältnißmäßig auf gleicher Höhe. Dasselbe gilt von Berlin, dessen Landgericht — nach dem statistischen Jahrbuche — im Jahre 1880 blos 412, vier Jahre später aber schon 754 und seither jährlich immer mehr Erkenntnisse auf Ehescheidung zu fällen hatte, was von Berliner Journalen wiederholt als ein bemerkenswerthes Zeichen der Zeit auf sozialem und ethischem Gebiete hingestellt wurde. Und zwar um so mehr, als weniger der Arbeiterstand, als vielmehr die mittleren und besser gestellten Gesellschaftsklassen das stärkste Kontingent der Scheidungsbedürftigen liefern.

Diese wachsenden Ziffern geben um so mehr zu denken, als heutzutage die Ehescheidung gesetzlich sehr erschwert ist. Da hatten es die alten Germanen viel leichter. Sie schickten ihre Frauen, wenn sie ihnen nicht gefielen, einfach deren Eltern innerhalb einer gewissen Zeit zurück. An diesem Gebrauche hielten namentlich die Sachsen fest, und derselbe soll unter dem gemeinen Volke bis in's 13. Jahrhundert hinein üblich gewesen sein.

Ja mehr noch; als Kaiser Friedrich III. aus dem Hause Habsburg gelegentlich seiner Anwesenheit in Italien (1453) erklärte, sich mit der ihm verlobten Prinzessin Leonore von Portugal nicht in Siena, wo er sich eben befand, sondern erst in Deutschland vermählen zu wollen, gab der Oheim der Braut, König Alfons von Neapel, in bitteren Worten dem Verdachte Ausdruck, daß der Kaiser die Vermählung nur deshalb nach Deutschland verlege, um sich von seiner Gattin, falls sie ihm nicht gefiele, nach

deutscher Gewohnheit leicht zu trennen. Auch in Schottland war es bis in's 17. Jahrhundert hinein ein Scheidungsgrund, wenn dem Manne die erwählte Gemahlin nach der Hochzeit nicht mehr gefiel, nur daß dort die Scheidung selbst noch nach Jahresfrist erfolgen konnte.

Bei den Chinesen und all' jenen orientalischen Völkerschaften, wo der Bräutigam die Braut erst nach vollzogener Trauung unverschleiert zu Gesichte bekommt, muß das Mißfallen in dem Momente zum Ausdrucke gebracht werden, in welchem die Hülle vom Antlitze der Dame fällt, sonst ist es kein Scheidungsgrund mehr. Dieses Mißfallen kommt übrigens gar nicht billig zu stehen, denn der Bräutigam muß, falls er frei sein will, auf alle der Braut gemachten Hochzeitsgeschenke verzichten.

Deshalb schraubt denn auch so Mancher seinen Geschmack auf ein bescheidenes Maß herab, und der Mißfallensgrund wird nicht so oft benützt, als man glauben sollte. Derselbe ist natürlich in keinem abendländischen Gesetzbuche enthalten, dennoch aber wird er von naiven Gemüthern zuweilen geltend zu machen gesucht.

So wollte einmal eine Wienerin von ihrem Manne geschieden werden, weil derselbe eine Perrücke trug und sein Schädel sich so kahl wie der eines Türken erwies, was ihr unüberwindliches Mißfallen einflößte. Andererseits aber suchte ein Mann die Scheidung von seiner jungen Frau nach, weil sie ihre vielbewunderten Perlenzähne nebst ihren prächtigen Zöpfen des Abends auf die Toilette zu legen pflegte.

Nächst dem Mißfallen, oder, wie es im Gesetze heißt, der Abneigung spielt die Unzufriedenheit mit dem jeweiligen Verhalten der Frau oder des Mannes eine große Rolle. So wollte, um nur einiges von dem zu sagen, was tagtäglich in den Gerichtssälen offenbar wird, ein Mann von seiner Frau geschieden werden, weil ihm die-

selbe zum Geburts- und Namenstage niemals etwas schenkte und ihn auch zur Weihnachtszeit unbedacht ließ. Ein Anderer wieder machte als Scheidungsgrund den Umstand geltend, daß seine Gattin mit der Herstellung der Sonntagswäsche so säumig sei, daß er dadurch in dem Genusse seines einzigen freien Tages erheblich beeinträchtigt werde; und ein Dritter erklärte, mit seiner Lebensgefährtin nicht länger leben zu können, weil sie Kohl — seine Lieblingsspeise — nicht kochen wolle.

Dagegen brachte eine Frau als vermeintlich triftigen Scheidungsgrund vor, daß ihr Eheherr mit dem Essen, das sie ihm vorsetze, niemals zufrieden sei und sie überall als eine schlechte Köchin ausgeschrien, somit an ihrer Ehre verletzt und ein ferneres Zusammenleben unmöglich gemacht habe.

Der Richter konnte sich indeß mit dieser Ansicht nicht befreunden, wie denn überhaupt keiner der hier angeführten Scheidungsgründe als stichhaltig anerkannt worden ist. Dasselbe gilt von der Meinungsverschiedenheit in der Politik, wegen deren eine belgische Bürgersfrau die Trennung von ihrem Gatten anstrebte. Auch sie — die Meinungsverschiedenheit nämlich — war nach dem Gesetze kein triftiger Grund, und die liberale Frau mußte bei ihrem konservativen Manne bleiben. In Amerika hätte sie indeß ihr Ziel gewiß erreicht, denn dort ist sowohl die Angabe, daß der Mann den Pudel seiner Frau geschlagen habe, als auch die Weigerung der Frau, dem Manne die Knöpfe anzunähen, als vollwichtiger Scheidungsgrund anerkannt worden.

Wer's nicht glauben will, der lese den jüngst in Washington erschienenen amtlichen Ausweis über die in den letzten zwanzig Jahren in den Vereinigten Staaten vorgekommenen 328,716 Ehescheidungen und er wird noch so manchen seltsamen Grund von Ehescheidungen kennen lernen.

Hierher gehört vor Allem das Tabakkauen Seitens des Mannes, sodann die wörtliche Beleidigung eines, vielleicht lästigen Mitgliedes der Familie der Frau; ferner die Weigerung, die Gemahlin schrankenlos der Mode huldigen zu lassen. Man kann sich daher vorstellen, wie leicht jene Dame die Scheidung durchsetzte, der ihr Mann die seiner Ansicht nach unschönen Stirnlocken weggeschnitten hatte. Auch Derjenige, der sich wiederholt geweigert hatte, seine Frau auf eine Spazierfahrt mitzunehmen, wurde ihrer unwürdig erklärt, und ein Gatte, der bis nach Mitternacht ausblieb und dann seine Frau, trotzdem sie schlafen wollte, zwang, mit ihm zu plaudern, mußte froh sein, daß außer dem Scheidungserkenntnisse nicht auch ein strafrechtliches erfloß.

Doch man glaube ja nicht, daß die amerikanischen Richter bei Erwägung der Ehescheidungsgründe nur den Frauen helfen, ihre Männer los zu werden, sie werden — wenigstens manchmal — auch den Männern gerecht, und wenn es sich herausstellt, daß eine Frau ihren Mann in Betreff ihres Alters vor der Hochzeit eine falsche Angabe gemacht hat, oder wenn sie den ganzen Morgen im Bette liegen bleibt, so wird er im Klagefalle ebenso prompt von ihr geschieden, wie wenn sie ihren Gemahl bei seinem Barte aus den Federn zieht, oder ihm nicht gestattet, sich bei kaltem Wetter dem Feuer zu nähern, oder wenn sie in der Stadt in den Läden sich herumtreibt, anstatt das Hauswesen zu besorgen. Die Vernachlässigung desselben Seitens der Frau wird als Scheidungsgrund überhaupt sehr oft und zuweilen unter erschwerenden Umständen angeführt. So gab ein Herr Higgs vor dem Londoner Gerichtshofe an, von seiner vergnügungssüchtigen Frau durch Schläge, Bisse und Bedrohungen mit Vitriol zur Verrichtung der niedrigsten Dienstbotenarbeiten und zur Besorgung des ganzen Hauswesens gezwungen worden zu

sein; und in Wien begründete ein stattlicher Mann seine Scheidungsklage damit, daß seine Frau ganz plötzlich die Gewohnheiten des anderen Geschlechtes angenommen habe, Wirths- und Kaffeehäuser, sowie andere Vergnügungsorte besuche und ihm die Sorge für die vielköpfige Kinderschaar überlasse. Vorstellungen hätten nichts gefruchtet, ja im Gegentheile die Dame so übellaunig gemacht, daß sie gelegentlich der ihr nach einer durchschwärmten Nacht beim Frühstücke gehaltenen Strafpredigt den Pantoffel vom Fuße nahm und ihren Eheherrn damit weidlich durchprügelte. Das waren natürlich Scheidungsgründe erster Güte — Gründe, die indeß nicht so oft gegeben werden, als Weiberfeinde gemeiniglich behaupten.

Immerhin aber kommen sie zuweilen vor, während der von Lady St., der Gemahlin eines Peers von England, angegebene Grund, daß ihr Mann ihr nicht gestatten wolle, im Avenuetheater als Tänzerin aufzutreten, und sich von ihren Bekannten bewundern zu lassen, einzig dasteht.

Desgleichen ist, wie einer der Richter des Londoner Queens-Bench-Gerichtshofes konstatirte, noch kein Mann aus dem Grunde um Ehescheidung eingeschritten, welchen Mr. Weller in's Treffen führte. Dieser junge Mann war nämlich sehr häuslich gesinnt, seine Frau hingegen entpuppte sich gleich nach der Hochzeit als gewaltige Touristin, schleppte Weller in die Schweiz und zwang ihn dort, mit ihr von Berg zu Berg, von Gipfel zu Gipfel zu klimmen. Vier Wochen hielt er es aus, dann aber, als ihm die Holde eröffnete, fest entschlossen zu sein, nach Durchwanderung der Alpen andere europäische Gebirge und später sogar den Himalaya „zu nehmen", kratzte er aus, um sich vor solch' gefährlichem Nomadenleben durch die Scheidung zu retten. Der Richter fand dies ganz in der Ordnung, und demgemäß lautete sein Erkenntniß auf Scheidung aus Verschulden der Frau.

Diesen, auf dem Willen eines oder beider Theile beruhenden Ehescheidungen stehen die erzwungenen gegenüber, die sich jedoch nur bei den Juden finden und ehedem erfolgen mußten, wenn ein Ehepaar nach zehnjähriger Ehe keine Nachkommenschaft aufzuweisen hatte. Dieses starre Gesetz trennte, wie leicht begreiflich, manches sich zärtlich liebende Paar.

Unter dem Einflusse europäischer Kultur ist dieses altjüdische Gesetz seither insofern erheblich gemildert worden, als die Scheidung wegen Kinderlosigkeit nur auf Begehren des Mannes erfolgen kann.

Bekannt ist, daß in den christlichen Staaten alle Gesetze darauf hinauslaufen, die Ehe als Grundlage des Familienlebens und sohin als Bürgschaft des Gedeihens der Völker zu schützen, also die Scheidung zu erschweren. Infolge dessen sind gewisse Leute in London und anderen Weltstädten auf die Idee gekommen, die im Ehescheidungsprozesse befindlichen Personen oder solche, die sich gerne scheiden lassen wollen, Mangels gewichtiger Gründe aber nicht können, durch falsche Zeugen, Dokumente u. s. w. zu unterstützen. Besonders arg hat es in dieser Beziehung ein gewisser Souffrain in Paris getrieben. Als die Sache herauskam, und er vor Gericht gestellt wurde, behauptete er mit größter Ruhe, daß sein Geschäft so lange ein nothwendiges sei, als die Ehescheidung gesetzlich nicht leichter gemacht worden wäre.

Auch in anderen Ländern ward dies in der Neuzeit vielfach verlangt, indeß nirgends bewilligt. Und dies mit Recht, denn weil sich die Mehrzahl der Menschen in unabänderliche Verhältnisse leichter hineinfindet, als in lösbare, würde bei erleichterter Auflösung der Ehe die ohnehin nicht geringe Zahl leichtfertiger Heirathen und ebenso leichtfertiger Scheidungen sich wesentlich vermehren. Das aber muß aus Gründen der öffentlichen Moral und der



Wohlfahrt der Völker um so mehr vermieden werden, als das Urtheil des Dichters Horaz, welcher in den zu seiner Zeit überaus zahlreichen Ehescheidungen aus nichtigen oder frivolen Gründen den Anfang vom Ende des römischen Reiches erblickte, von der Geschichte vollinhaltlich bestätigt worden ist. Die Ehescheidungen sind daher nicht umsonst unter behördliche Kontrole gestellt, und der Magistrat von Oregon (Nordamerika), der im Dezember v. Js. die jungen Leute seines Gebietes ermahnte, bei Begründung eines Ehestandes in Zukunft vorsichtiger als bisher zu sein, hatte so Unrecht nicht, daran die Bemerkung zu knüpfen, daß auch die Ehescheidungsgründe den Geist ganzer Epochen widerspiegeln und den Kulturhistoriker in den Stand setzen, sich über den Grad der Gesittung eines Volkes ein richtiges Urtheil zu bilden.

Die freiwillige Selbstverstümmelung der Thiere.

Naturgeschichtliche Skizze

von

L. Haschert.

(Nachdruck verboten.)

Wir haben schon oft erzählen hören, daß der Fuchs, wenn das Schlageisen eines seiner Beine erfaßt und dessen Knochen zertrümmert hat, das verletzte Glied mit seinen eigenen Zähnen an der ergriffenen Stelle durchbeißt, so daß der Jäger am anderen Morgen anstatt des Fuchses nur eine seiner Pfoten findet. Von unserer Hausratte versichert man dasselbe. Beide Thiere verstümmeln sich also selbst, um ihre Freiheit wieder zu erlangen.

So merkwürdig uns dies auch auf den ersten Blick erscheinen mag, so kommt es uns heute bei Weitem nicht mehr so befremdend vor, als früher, indem uns jetzt viele Thiere bekannt sind, die sich alle, um ihren Feinden zu entfliehen, eines Mittels bedienen, das mit der absichtlich ausgeführten Selbstverstümmelung des Fuchses und der Ratte eine große Aehnlichkeit besitzt. Die muntere Eidechse und die Blindschleiche lassen ihren Schwanz im Stich; viele Krebsthiere, Spinnen und Insekten brechen sich ihre Beine ab, die Seesterne und deren Verwandte verlieren unter ähnlichen Umständen mit der größten Leichtigkeit ihre Arme und retten so ihr Leben, indem sie ein oder mehrere Glieder freiwillig zum Opfer bringen. Professor Frédéricq in Lüttich hat diesem eigenthümlichen Befreiungsakt der Thiere den Namen Autotomie, d. h. Selbstamputation oder Selbstverstümmelung gegeben.

Als Schulknabe brachte ich gern nach jedem Flußbade ein paar Krebse mit nach Hause. Bei diesen Krebsereien hatte ich jedoch bisweilen das Unglück, statt des ganzen Thieres nur eine Scheere zu bekommen, die es beim Ergreifen derselben in meiner Hand zurückließ, während es sich eiligst in den hintersten Theil seiner Höhle zurückzog. Dies that mir anfangs sehr leid, weil ich meinte, dem armen Wicht große Schmerzen verursacht zu haben. Als ich jedoch später die Beobachtung machte, daß das verlorene Glied durch ein neues ersetzt wurde, und mir einmal beide Scheeren, bevor ich noch recht daran gezogen hatte, zugleich in der Hand zurückblieben, wurde mir klar, daß ich weniger als der Krebs selbst Ursache dieser Verstümmelung war. Jedes Glied war im zweiten Gelenke abgelöst, niemals jedoch in einem anderen.

Bei meinen späteren Ausflügen an dem Strande der Nordsee machte ich an der Strandkrabbe dieselbe Beobachtung. Es genügte schon, ein solches Thier rasch bei

einer seiner Scheeren zu erfassen, damit dieselbe zerbrach und zwischen den Fingern zurückblieb. Die Krabbe befreit sich durch diese entschlossene That, benutzt unser Erstaunen und entflieht so schnell als möglich. Wir können sie noch einmal bei einem Beine ergreifen und stets wird sich der Vorgang wiederholen. Die furchtbaren Scheeren des dicken Taschenkrebses fallen mit derselben Leichtigkeit ab, wie die schlanken Glieder der Seespinnen. Bei dem mehr bekannten Hummer zeigt sich die Anlage zur Selbstverstümmelung besonders in den beiden ersten Beinen, welche die gewaltigen Scheeren tragen, während die Ablösung der übrigen Beine nur selten gelingt, namentlich wenn diese Thiere nicht frisch gefangen sind und deshalb an ihrer Lebenskraft verloren haben.

Um für diese merkwürdige Erscheinung eine natürliche Erklärung zu finden, könnte man leicht annehmen, dieselbe sei einer übermäßigen Zerbrechlichkeit der Gliedmaßen dieser Thiere zuzuschreiben. Dies ist aber durchaus nicht der Fall. Durch vielfache Versuche ist erwiesen, daß bei einer todten Krabbe die Beine eine ungemeine Widerstandsfähigkeit besitzen und eine Zugkraft ertragen, die das Körpergewicht des Thieres hundertmal übertrifft, bevor sie brechen.

Die Amputation des Beines ist demnach bei dem lebenden Thiere durchaus nicht durch den Mangel an Widerstandskraft hervorgerufen, sondern vielmehr durch eine äußerst kräftige Willensanstrengung. Die Krabbe zerbricht sich selbst durch eine außerordentliche Muskelzusammenziehung ihr Bein und zwar stets an einer bestimmten Stelle. Dies behauptet auch der berühmte englische Gelehrte Huxley vom Krebs, indem er sagt: „Wenn dieses Thier an einer seiner Scheeren zurückgehalten wird, so daß er nicht entschlüpfen kann, ist es im Stande, sich dadurch aus der Verlegenheit zu retten, daß es das Glied

abbricht, welches in der Hand des Fischers zurückbleibt, während der Krebs entflieht." Und Dr. Parise fügt hinzu: „Ich habe zu mehreren kräftigen Strandkrabben ihren furchtbarsten Feind, einen Tintenfisch, gesetzt, der an unseren Felsenküsten fast nur von diesen Thieren lebt, und dabei beobachtet, daß die Krabbe ihr Glied sofort im Stich ließ und unter ein Obdach entschlüpfte, sobald sich ein Saugnapf des Tintenfisches an ein Bein derselben angeheftet hatte. Die scharfen Scheeren unserer Physiologen könnten es kaum besser machen, als die heftige Erregung, welche bei dem Opfer des schrecklichen Tintenfisches durch die Furcht erzeugt wird. Bei vielen gemeinen Spinnen machen wir dieselbe Beobachtung, denn auch sie geben lieber ein Bein hin, ehe sie sich ganz gefangen nehmen lassen."

Professor Frédéricq und einige Andere sind jedoch auf Grund vielfacher Versuche zu der Ueberzeugung gekommen, daß der Wille des Thieres keineswegs immer erst nach bewußter Ueberlegung wirkt, sondern in diesem Falle, wie in so vielen anderen bei Thieren und Menschen, als unbewußter Daseinstrieb ohne vorhergängige Ueberlegung gewisse zweckmäßige Reflexbewegungen veranlaßt, welche die Abtrennung des Gliedes zur Folge haben.

Der Nutzen, den die Krabbe aus der Aufopferung ihres Beines zieht, ist offenbar; sie entrinnt dadurch einem gefährlichen Feinde, der ihr im anderen Falle den Garaus gemacht hätte, und vermag durch einen organischen Prozeß das verlorene Glied wieder zu ersetzen. Es ist ganz erstaunlich, mit welcher Leichtigkeit die Beine der Krebsthiere wieder knospenartig ausschlagen und keimen. Man findet am Seestrande häufig Krabben, die eines oder mehrere Beine von jungem, frischem Wuchse und viel kleiner als die anderen besitzen. Das neue Glied ist bei ihnen auf dem Stummel des alten gleichsam aufgepfropft, gerade an der Stelle, wo sich die Ablösung des alten vollzogen hat.

Außer dem Hummer, dem Flußkrebs und den verschiedenen Krabben beobachtet man die Selbstverstümmelung auch bei der Garneele, der Languste oder dem Heuschreckenkrebs und dem Diogeneskrebs. Doch ist diese Erscheinung keineswegs auf die krebsartigen Thiere allein beschränkt. Ohne einen Finger naß zu machen, haben wir hinreichende Gelegenheit, ähnliche Beobachtungen ganz auf dem Trockenen ausführen zu können, und zwar bei den Insekten.

Unter diesen zeichnen sich besonders die hüpfenden Geradflügler, die Zweiflügler mit auffallend langen Beinen, wie die Schnaken, einige Schmetterlingsarten und noch manche andere durch die eigenthümliche Eigenschaft aus, daß sie bei großer Gefahr sich ihrer Beine entäußern. Wem sollte es nicht in seiner Jugend begegnet sein, daß ihm ein Grashüpfer, den er nach langer, mühevoller Verfolgung endlich gefangen hatte, wieder entschlüpfte, indem derselbe das Bein abbrach, an dem er festgehalten wurde, und durch eilige Flucht sich rettete? Wie leid that es dann dem kleinen Jäger, das arme Thier verstümmelt zu haben, da ihm die Thatsache der Selbstamputation noch völlig unbekannt war. Und gelingt es ihm, den Flüchtling zum zweiten Male zu ertappen und an dem noch übrigen langen Hinterbein festzuhalten, so bricht auch dieses sofort ab, und das Thier fällt auf die Erde. Jedesmal aber geschieht der Bruch in der Nähe des Kniegelenkes. Wird die Heuschrecke am Brustkasten erfaßt, so wird sie die größtmöglichen Anstrengungen machen, um sich zu befreien, doch keines ihrer Beine ablösen.

Der Vortheil, den die Heuschrecken und deren nahe Verwandte aus der Aufopferung ihrer Glieder ziehen, ist nicht ganz so groß als derjenige der Krebsthiere. Das Thier entflieht zwar der Gefahr, vielleicht unmittelbar getödtet zu werden, bleibt jedoch für immer ein Krüppel

und ist der Vernichtung weit mehr ausgesetzt, als vorher. Kein Insekt wird jedoch leichter verstümmelt als die Schnake, jene große „Mücke“ mit den langen, dünnen Rankerbeinen, den langgefiederten Fühlern und dem langen, kräftigen Saugrüssel. Berührt man ihre Beine noch so leise, so fallen sie ab und es kommt bisweilen sogar vor, daß man zwei und noch mehr Beine von derselben auf einmal zwischen den Fingern hat. Entflieht sie dadurch auch einer großen Gefahr, so fällt sie dafür doch leicht dem ersten besten Vogel zur Beute.

Wer sollte nicht den „Weberknecht“ und unsere Kreuzspinne kennen! Auch bei diesen beiden so verbreiteten Spinnenarten können wir die Selbstverstümmelung beobachten, und wollen wir uns überzeugen, daß es vornehmlich die Reflexnerven sind, welche diesen merkwürdigen Vorgang hervorrufen, so brauchen wir nur eine dieser Spinnen zwischen den Fingern zu halten. Bei dem leisesten Druck, der die Gefühlsnerven reizt, bricht sie ihr Bein sofort an der Basis ab. Aber auch bei diesen Thieren machen wir dieselbe Wahrnehmung wie bei den Krebsthieren und Insekten, daß die durch die Lostrennung entstandenen Beinstummel nicht den mindesten Blutverlust zeigen, der ja für das Thier höchst nachtheilige Folgen haben könnte.

Wir haben heute noch keine Ahnung, wie groß noch die Zahl der kleinen Insekten und Spinnen sein mag, denen die Natur die Gabe verliehen hat, ihre Gliedmaßen abzubrechen, um durch diese Selbstverstümmelung der Gewalt ihrer zahllosen Feinde zu entschlüpfen. Die Untersuchungen sind wegen der Zartheit der anatomisch zu untersuchenden Glieder äußerst schwierig, was unsere Forscher aber nicht abhalten wird, uns von Zeit zu Zeit neue Enthüllungen zu machen.

Gehen wir einen Schritt weiter hinauf zu den Kriech-

thieren, so finden wir, daß bei der Blindschleiche die Zerreißung des Schwanzes gleichfalls durch eine Muskelzusammenziehung hervorgerufen wird und durchaus nicht einer übermäßigen Zerbrechlichkeit zuzuschreiben ist. Professor Frédéricq hat an einer Blindschleiche, deren Tod 24 Stunden nachher erfolgt war und deren Muskeln und Nerven sicher gelähmt waren, das Gegentheil bestätigt. Derselbe befestigte nämlich dieses Thier mit der Schwanzspitze an einen Gegenstand und hing mittelst eines Fadens an das entgegengesetzte herabhängende Ende eine kleine Wagschale, die er mit Gewichten belastete. Er sah sich genöthigt, mehr als 490 Gramm darauf zu legen, bevor der Schwanz abriß. Diese Blindschleiche wog nur 19 Gramm; um den Bruch des Schwanzes herbeizuführen, war also ein Gewicht nöthig, das fünfundzwanzigmal größer war, als das des ganzen Thieres.

Die lebende Blindschleiche benimmt sich ganz anders. Wird sie mit dem Schwanze aufgehängt, so windet sie sich mit dem herabhängenden Kopfe in verschiedenen Richtungen hin und her, macht aber nicht den mindesten Versuch, sich auf Kosten ihres Schwanzes in Freiheit zu setzen. Fassen wir sie dagegen mit der Hand am Schwanze und üben nur einen leichten Druck aus, so bricht der Schwanz sofort ab. Aus diesem Versuch erkennen wir, daß es sich hier, wie bei der Krabbe, um einen selbst herbeigeführten Bruch handelt, um eine Muskelbewegung, welche dadurch hervorgerufen wird, daß die Reizung der Empfindungsnerven des Schwanzes auf die Bewegungsnerven fortgepflanzt wird.

Bei den hübschen, hurtigen Eidechsen zerbricht der Schwanz mit einer noch größeren Leichtigkeit, als bei der Blindschleiche, weshalb es nur selten gelingt, ein solches Thier unverstümmelt zu fangen. Eine geringe unfreiwillige Druckbewegung, eine leichte Reizung der äußersten Spitze

dieses Anhängsels genügt, um die Abtrennung desselben hervorzurufen. Professor Frédéricq hat zu wiederholten Malen den Versuch gemacht, mittelst Vogelleim ein Band an das Ende des Schwanzes einer frisch gefangenen Eidechse zu heften und das so angeleimte Thier auf eine rauhe Oberfläche zu bringen, auf der es zu seinen Fluchtversuchen leicht einen bequemen Stützpunkt finden konnte, doch niemals hat es sich durch Selbstverstümmelung befreit, obgleich es sich in vergeblichen Bestrebungen erschöpfte, sich loszumachen. Dies beweist klar, daß es nicht das Gefühl des Gefesseltseins allein ist, welches die Thiere zur Selbstverstümmelung treibt, sondern die Witterung eines Feindes, von dem sie Gefahr für ihre Freiheit oder ihr Leben fürchten. Würde der Vorgang durch eine bloße Reflexbewegung veranlaßt, so müßte er bei jeder stärkeren Berührung eintreten, ob dieselbe nun durch Menschenhand, die Zähne eines Thieres oder einer anderen Art der Fesselung hervorgerufen wurde. Man ergreife nur einen vor seinem Loche auf der Lauer liegenden Krebs rasch bei einer Scheere, sicher wird er sich augenblicklich von ihr trennen, wenn auch nicht der leiseste Druck auf sie geübt wurde. Etwas Anderes ist es, eines seiner Glieder von einem erklärten Feinde ergriffen zu sehen, als sich durch Bande an denselben zurückgehalten zu fühlen, die an sich ganz harmlos sind. Wenn die Falle, der sich der Fuchs nur mit größter Vorsicht näherte, plötzlich sein Bein erfaßt, so weiß er, daß er seinem Todfeinde, dem Jäger, in die Hände fallen wird. Alles dies spricht dafür, daß wenigstens in vielen Fällen auch das Erkennen der Gefahr den Willen des Thieres beeinflußt.

Wie groß auch die Zahl der hier angeführten Thiere ist, welche sich durch die Eigenthümlichkeit auszeichnen, im Fall der Noth sich selbst zu amputiren, so ist die Reihe doch lange noch nicht geschlossen. Man hat mehrere

Seeschneckenarten beobachtet, die ihrem Feinde, der sie am Ende des Fußes oder des Mantels erfaßt hat, zu entschlüpfen wissen, indem sie den ergriffenen Theil durch eine krampfhafte Bewegung von ihrem Körper abtrennen. Auf der Insel Cuba leben verschiedene Schnecken, die sich ebenfalls dieser besonderen Eigenschaft erfreuen. Andere Beispiele von Selbstverstümmelung finden wir bei einer gewissen Zahl von Seeigeln, Ringelwürmern und selbst bei den Eingeweidewürmern, bei letzteren so häufig, daß es schwer ist, die Individuen von manchen Arten ganz unversehrt zu erhalten.

Am interessantesten ist die Selbstverstümmelung der Seesterne, von denen uns Professor Preyer in Jena höchst merkwürdige Beobachtungen mitgetheilt hat. Der zartdornige Seestern zeigt sich uns selten mit seinen sieben gleichen Armen, da er meist deren drei oder vier verloren hat. Das Auffallende dabei ist aber, daß sich nicht nur die zurückgelassenen Stumpfe wieder zu vollständigen Armen entwickeln, sondern daß auch die abgelösten Arme noch zu leben fortfahren, bald neue Arme austreiben und sich zu einem ganzen Thiere vervollständigen. Andere Gattungsverwandte, wie die Schlangenschwänze, verlieren ihre Arme noch viel leichter als die eigentlichen Seesterne, und jeder der amputirten Arme vermag sich selbst in mehrere Stücke zu zerbrechen.

Das sonderbarste Schauspiel gewähren uns aber die Haarsterne, indem bei diesen die Selbstverstümmelung einen kaum glaublichen Grad erreicht. Ein Haarstern, dessen Scheibe im Mittelpunkte durch Elektrizität gereizt wird, verliert von ihren zehn schlanken Armen einen nach dem anderen, bis ihm nur noch einer übrig bleibt; doch auch dieser löst sich ab, sobald er noch besonders gereizt wird. Jeder einzelne gereizte Arm zerbricht sich unmittelbar in mehrere Stücke, die bei einigen Arten im Stande

sind, sich wieder zu einem vollständigen Thiere zu ergänzen. —

Aus diesen höchst merkwürdigen Thatsachen lernen wir, wie eifrig und durch welche große Mannigfaltigkeit von Mitteln die Natur dafür sorgt, daß die Lebewesen im Kampfe um's Dasein bestehen können, und besonders jede Art vor völliger Vernichtung bewahrt bleibe.

Mann über Bord.

Skizze aus dem Seemannsleben.

Von

Friedrich Meister.

(Nachdruck verboten.)

Die schwedische Bark „Framnaas" segelte auf ihrer Fahrt von Hamburg nach Cardiff mit günstigem Winde durch den Kanal. Ein seemännisches Auge würde an dem Fahrzeuge nicht viel Schönheit entdeckt haben; es hatte kurze, stumpfe Bramstangen, und eine steife Landbrise legte es so auf die Seite, daß seine grünliche Kupferung mehrere Fuß breit sichtbar wurde, und die äußere Schiffswand auf Backbord der schrägen Böschung eines Hügels glich.

Es war noch früh am Morgen. Die Sonne stand noch tief am Horizont, und ihr strahlendes Licht verwandelte die glitzernde Oberfläche des Wassers in eine blendende Fluth flüssigen, wogenden Silbers. Vom Lande, der französischen Küste, her schien die gesammte See diesen prächtigen Reflexen zuzuströmen; der „Framnaas" hatte die Raaen scharf gegen die Leewanten angebraßt, das Unterliek (der untere Saum) des Großbramsegels flatterte

und schlug back bei jedem Niederstampfen des breiten, runden Buges, und der alte Kasten rauschte so schwerfällig durch die grünen Wogen wie ein leeres Rumfaß, wobei seine Abtrift so stark war, daß das krause, kurze Kielwasser unmittelbar hinter dem Heck im stumpfen Winkel luvwärts abzweigte.

Die Sonne stieg höher, und der Wind wurde stärker. Die Bark hatte alle Segel stehen, nur das Großoberbramsegel war festgemacht. Sie ging in Ballast, da sie erst in Cardiff ihre Ladung, natürlich Kohlen, einnehmen sollte; sie ragte daher so hoch aus dem Wasser, daß ihre Luvseite mehr Wind fing, als zwei oder drei Unterleesegel dies vermocht hätten.

Ueber der nordwestlichen Kimmung, über dem dünnen Streifen bläulich verschwimmenden Landes erschienen große Wolken mit schwärzlichen Bäuchen und lockeren, windig zerflatternden Rändern. Die Brise nahm zu, aber noch ließ der Schiffer alle Leinwand stehen. Die Speigaten des Decks waren tief in dem Schaumbett begraben, welches unter der Regeling in Lee vorüberwirbelte. Die Wanten und Pardunen auf der Luvseite waren so straff angespannt, daß sie wie Eisenstangen erklangen; der Hals des Großsegels glich einer Riesenhand, die mit ungeheurer Kraft das Plankenwerk emporzureißen bestrebt war, und der Mann an dem hinter dem weißen Deckhause befindlichen Ruder stand so unmittelbar in dem senkrecht aus dem Backsegel niedersausenden Windstrome, daß er mit seinen flatternden Haaren und Kleidern von einem Wirbelsturm erfaßt zu sein schien.

Es war ersichtlich, daß der Schiffer eine möglichst schnelle Reise machen wollte. Aus diesem Grunde aber mußte er auch besonders vorsichtig mit seinem Takel- und Segelwerk sein. Als daher eine bereits recht ansehnliche See im Verein mit einem heftigen Windstoß den alten

Kasten so stark auf die Seite warf, daß es war, als knackten ihm alle Knochen im Leibe, da hielt es der Schiffer doch für gerathen, das gewaltsame Jagen einzustellen.

„Großsegel aufgeien und festmachen!" rief er in dem entsprechenden nautischen Schwedisch.

Die Leute sprangen herzu. Tauwerk wurde von den Nagelbänken polternd an Deck geworfen, Blöcke kreischten und quiekten, das Segel schlug donnernd hin und wider, und die Matrosen rissen mit Chorgesang an den Leinen.

Die Schweden sind tüchtige, aber geräuschvolle Seeleute. Ein schwedischer Matrose muß seinen Singsang haben, und wenn er auch nur ganz allein an einer Leine holt. Von den Dänen kann man ein Gleiches sagen. Die beste und meiste Musik jedoch wohnt den amerikanischen, demnächst aber den englischen Seeleuten inne. Der deutsche Matrose singt auch gern beim Ankerheben und bei anderer Arbeit; wegen Mangel an deutschen Weisen aber bedient er sich fast ausschließlich der englischen.

Leider verdrängt der Dampf diese ansprechenden Seiten des Seelebens immer mehr und mehr. Wenn heute der Anker aus dem Grunde gehoben oder das Schiff ausgepumpt wird, dann liefert der Kessel der Maschine den Gesang.

Das Großsegel war aufgegeit, und eine Anzahl Männer sprang behende in die elastischen Wanten und breitete sich auf der Großraa aus, um das Segel aufzuholen und festzumachen.

Das Großsegel einer Bark ist ein mächtiges Stück Leinwand; der Wind setzte sich hinein und blies es zwischen den Gördings und Geitauen, die es nur erst zum Theil in Fesseln hielten, so schadenfroh auf, als wäre es ein alter baumwollener Regenschirm. Die Jüngeren und Leichteren der Seeleute begaben sich hinaus nach den Enden

oder Nocken der Raa, die Aelteren, Kräftigeren blieben mittschiffs, am „Bund". Die Leute auf den Nocken hingen über der weißen, wirbelnden Schaumfläche der See, die vom Buge nach hinten strich, und oberhalb ihrer Köpfe thürmten sich schräg die Segelmassen auf, in deren Höhlungen der Wind brauste, daß es sich anhörte wie das unabläßige Dröhnen einer Riesentrommel.

Plötzlich vernahm man einen wilden Schrei und dann den Ruf: „Mann über Bord!"

Die Leute schickten sich soeben an, die Raa zu verlassen. Der furchtbare Ruf beflügelte ihre Hände und Füße, und in eiliger Hast suchten sie das Deck zu erreichen. Hand über Hand kamen sie an den Leeparduhnen, am Marsfall unmittelbar bei dem Mast, und luvwärts auf den tanzenden Webeleinen der Wanten hernieder an Deck. Wildkatzen konnten nicht schneller sein. Das Ruder wurde niedergedreht, und während die Bark in den Wind aufkam, verursachten die knatternden Segel ein betäubendes Getöse. Im ersten Augenblick erschien Alles in unbeschreiblicher Verwirrung: das Schiff stampfte ungeberdig, die Leinwand schlug und donnerte, jede straffe Leine tönte wie eine Baßsaite, und dabei kommandirte, rief und schrie Alles, was Stimme hatte, aus Leibeskräften.

„Das ist er!"

„Nicht doch, das ist ja ein Klumpen Seetang!"

„Da — da drüben — da schwimmt er! Gott stehe ihm bei!"

„Bringt das Boot zu Wasser!"

„Wer ist's denn?"

„Der kleine Karl!"

Der Junge war von dem aufbauschenden Segel von der Leenock der Großraa abgeschüttelt worden. Die an Deck befindlichen Leute hatten ihn durch die Luft herabschießen und in dem brausenden Wogenschaum verschwin-

den sehen. Gleich darauf tauchte er wieder empor, um auf dem Kamme einer langen Woge davongetragen zu werden. Demzufolge wurde das Ruder niedergedreht, und das Schiff in den Wind gebracht.

Der „Framnaas“ hatte ein paar altmodische, schwerfällige Boote in den Davits hängen. Drei Mann sprangen in eins derselben, hochherzige Leute, die kühn und willig ihr eigenes Leben daransetzten, um das des verunglückten Jungen zu retten. Das Fahrzeug, das den Wind aus den Segeln verloren hatte, saß jetzt fast aufrecht im Wasser; als Ballastgänger befand sich seine Regeling beinahe haushoch über dem Wasser. Dabei stampfte und rollte es, wie nur solch' ein alter Trog zu stampfen und zu rollen versteht; es platschte und dippte und tauchte wie ein badender Neger; erst steckte es die Nase weg, bis die Namenbretter am Gallion unter Wasser waren, und dann drückte es sein Hintertheil nieder, bis die See beinahe über das Heck hereinschlug.

Wenn ein Schiff in Fahrt ist, dann hat das Zuwasserbringen eines Bootes selbst bei ruhiger See große Schwierigkeiten, sofern das Boot nicht mit den neuen selbstthätigen Klipphaken versehen ist. Bei hohem Seegange aber ist ein solches Manöver stets gefährlich, um so gefährlicher, je höher das Boot herabzulassen ist.

Die Männer, die sich in's Boot begeben hatten, waren Nielsen, der Steuermann, und Dalbohm und Andersen, zwei Vollmatrosen. Man ließ sie herab, und in dem Moment, wo sie das Wasser berührten, hakten sie die Taljen (Flaschenzüge) vorn und hinten schnell und geschickt aus und stießen von dem einem stolpernden Berge gleichenden Schiffe ab. Der Steuermann warf einen Riemen über das Heck des Bootes, um damit zu steuern, und so ruderten sie mit aller Macht der Stelle zu, wo man den Jungen noch immer um sein Leben ringend sehen konnte.

Inzwischen ließ der Schiffer wieder anbrassen und die Bark in Fahrt bringen, wahrscheinlich in der Absicht, so zu manövriren, daß das Boot bequem wieder an Bord kommen konnte. Das letztere war bis auf ungefähr fünfzig Meter an den ertrinkenden Jungen herangerudert, als dieser die Arme emporwarf und versank. Der Steuermann erhob sich und spähte hinaus über die wilden Wasser, um Gewißheit zu erlangen — da stieß Andersen einen Ruf des Schreckens und der Warnung aus. Eine lange, gewaltige Woge stürzte brausend und schäumend heran; im Nu war das Boot erfaßt und gekentert, als wäre ein Walfisch unter ihm aufgestoßen. Kieloben klappte es über die drei Männer herab, wie man Fliegen unter einem Glase fängt.

Alle Drei waren gute Schwimmer, allein nur zwei, Nielsen und Dalbohm, kamen wieder zum Vorschein. Zu gleicher Zeit tauchten sie neben dem Boote auf, an dem sie sich festklammerten, während sie wieder Athem schöpften und sich nach ihrem Gefährten und dem Schiffe umschauten. Sie blieben nicht lange im Zweifel darüber, daß auch Andersen ertrunken war. Mit dem Boote auf und nieder geworfen, wurden sie von dem Wogenschaum fast geblendet, der, durch den Wind von den sich überschlagenden Kämmen gerissen, ihre Gesichter wie mit Schrotsalven traf. Jeden Augenblick verlor Einer von ihnen seinen Halt, trieb eine Strecke weit fort und konnte sich nur mit verzweifelter Anstrengung zum Boote zurückarbeiten.

Von Zeit zu Zeit hob eine Woge sie so hoch empor, daß sie die Barke sehen konnten. Dieselbe lag mit aufgegeieten Bramsegeln und niedergeholtem Außenklüver schwer stampfend und langsam davontreibend; sie war jedoch zu weit entfernt, als daß sie zu erkennen vermochten, was man an Bord beabsichtigte. Auch blieben ihnen nur

immer wenige Momente zur Beobachtung des Schiffes, das durch den weißen Dunst, der über dem Wasser lag, kaum sichtbar war, denn gleich darauf sanken sie wieder hinunter in die Höhlung zwischen zwei aufbäumenden Wogen, so tief, daß sie sich in einer vorübergehenden Windstille befanden, in der kein Lüftchen ihre triefenden Gesichter berührte.

Die Aermsten hingen über dem Boden des umgekehrten Fahrzeugs, wassergetränkten Fellen ähnlicher als lebendigen Menschen; sie mußten erst das Salzwasser aus ihren Lungen husten, ehe sie einander ein Wort zurufen konnten.

„Die an Bord denken nicht daran, uns zu Hilfe zu kommen," schrie Nielsen dem Gefährten zu. „Sie haben das Boot kentern sehen und glauben uns ertrunken."

„Wahrhaftig," entgegnete Dalbohm, „sie lassen uns im Stich! Sollen wir denn wirklich verloren sein?"

„Nein, nein, noch nicht! Seht doch, sie halten die Segel nur voll, um besser wenden zu können!" schrie der Steuermann.

Allein als die nächste Woge sie emporhob, da mußten sie die Wahrnehmung machen, daß die Bark wieder an den Wind gebraßt hatte und ihren alten Kurs verfolgte. Die Verzweiflung, welche bei diesem Anblick das Herz der Verlassenen ergriff, läßt sich nicht schildern. Ihre Kräfte waren fast gänzlich erschöpft, ihre Fingernägel waren halb abgerissen bei dem unablässigen Bestreben, auf dem harten, glatten, schlüpfrigen Boden des Bootes einen Halt zu gewinnen; das Salzwasser, welches sie einschlucken mußten, machte sie krank und elend, die Glieder schmerzten sie, als seien sie gebrochen, da die wüthende See sie fortwährend hin und her riß oder gegen das Boot schleuderte.

„Ich kann nicht mehr!" jammerte der Matrose. „Ich muß loslassen!"

„Muth, Dalbohm!“ schrie Nielsen ihm zu. „Kommt, Mann, laßt uns versuchen, ob wir das Boot nicht aufrichten können; wenn wir drin sitzen, dann halten wir's länger aus. Greift nach dem Kiel — so. Und nun drückt herunter.“

Sie faßten den Kiel und mit dem Aufwand ihrer letzten Kraft wuchteten sie das Boot herum, bis der Kiel unter Wasser war. Eine über sie herbrechende See riß jedoch den Steuermann mit sich fort, und das Boot wälzte sich wieder kieloben. Erst nach hartem Ringen gelangte der brave Nielsen zu seinem Gefährten zurück. Ein neuer Versuch, das Boot aufzurichten, gelang. Wohl umtobten sie die Wogen wie eine Meute hungriger Wölfe, aber die Seeleute hatten das Fahrzeug wie mit ihrem Todesgriff gepackt; eine lang auslaufende Welle kam ihnen zu Hilfe, das Boot wälzte sich in die Kiellage, die Männer rollten hinein und kauerten nun auf dem Boden, bis zum Kinn im Wasser.

Sie hatten weder Riemen, noch konnten sie das Fahrzeug ausschöpfen; es blieb ihnen nichts übrig, als still zu sitzen und auf Hilfe zu warten — wenn Hilfe jemals kommen sollte.

Das Boot hätte bei ruhigstem Wasser kaum einen Viertelzoll Bord gehabt, bei dieser rauhen See stürzten die Wogen daher widerstandslos hinein und wieder heraus. Die beiden Schiffbrüchigen hockten zwischen den Bänken, dieselben mit ihren Armen fest umklammernd, und verwendeten alle Kraft und Aufmerksamkeit darauf, das Fahrzeug in seiner jetzigen Lage zu erhalten.

Die Bark war noch immer in Sicht, aber nur noch als Schatten am fernen Horizont. In südwestlicher Richtung gewahrten sie die Masten eines großen Vollschiffes, dessen Segel im Sonnenlicht wie Atlas erschimmerten; das Ungestüm der See, mit der die beiden Schweden in

ihrem kleinen, unter Wasser gesetzten Boot zu kämpfen hatten, wurde am deutlichsten erkennbar an den gewaltsamen Bewegungen, die der Klüverbaum jenes großen Seglers über der Wasserlinie ausführte.

Der Wogengang wurde immer heftiger. Wenn die Sonne aus den dunstigen Wolken hervorbrach und aus dem tiefen Blau auf die smaragdgrünen, glatten, hier und da weißgefleckten Wogenhänge herniederschien, dann verwandelten sie den sprühenden Gischt, den der Wind den Schaumkämmen entführte, in funkelnden Juwelenstaub, der in den herrlichsten Regenbogenfarben erglänzte.

Inmitten dieser Pracht trieb das Boot, nur an dem oberen Rande des Dollbords über Wasser erkennbar; innerhalb dieser Einfassung ragten die Köpfe der beiden Unglücksgefährten hervor; ihre Gesichter waren mit weißer Salzkruste überzogen, ihre entzündeten verschleierten Augen rollten langsam von Ost nach West und von West nach Ost, ausspähend nach jener Hilfe, die — das fühlten sie in ihren bleischweren Herzen — zu spät kommen mußte, wenn sie nicht bald auftauchte.

Der lange, schreckliche Tag verstrich, die Nacht sank auf das Meer hernieder, und die beiden armen Seeleute lebten noch immer. Noch immer kauerten sie bis zum Kinn im Wasser, noch immer hielten sie die Ruderbänke krampfhaft umklammert, noch immer waren sie ein Spiel der Wogen, die sie unaufhörlich mit blendenden und betäubenden Wassermassen überschütteten.

Im Laufe des Tages waren verschiedene Schiffe in der Entfernung vorübergezogen; dieselben kamen aber nicht nahe genug, um den dünnen Rand des Dollbords und innerhalb desselben die beiden schwarzen Punkte, welche die Köpfe der Männer darstellten, erkennen zu können. Der Sonnenuntergang verhieß noch mehr Wind, die zornige Röthe des Abendhimmels erstreckte sich bis weit hin-

über in das östliche Gebiet und war sogar noch nicht verschwunden, als bereits die ersten Sterne hervortraten.

Die Empfindungen der beiden gequälten, eisig durchkälteten, halb ertrunkenen Männer lassen sich unschwer ermessen. Sie sahen die Nacht von Osten her herankriechen, sie sahen das Grün des Wassers sich in ein hartes Schwarzgrau verwandeln, durchzogen von Adern und Wolken phosphorischen Lichtes und rings um das Boot zu bleichen Schaummassen aufgethürmt; sie sahen im Westen die Sonne sinken und dann das Abendroth langsam verglühen, bis von all' der purpurnen Pracht nichts mehr übrig war, als ein zarter, schimmernder Streif über der schwarzen, wogenden Wasserlinie.

Am Firmament stand eine schmale Mondsichel; die jagenden Wolken wurden licht und weiß wie Wasserdämpfe, wenn sie sich derselben näherten und über sie hinwegzogen. Die Männer konnten einander bei dem schwachen Schein erkennen, sie sahen ihn gegenseitig aus ihren Augäpfeln glitzern, wenn dieselben sich auf der Suche nach dem rettenden Schiff hin und her wendeten.

Es war eine Julinacht, dennoch aber schnitt der Wind ihnen in die Gesichter, als führte er den eisigen Hauch des Nordpols mit sich; ihre Zähne klapperten, und ab und zu rang sich ein schweres Stöhnen aus ihrer Brust empor. Lange schon hatten sie aufgehört, miteinander zu reden; Stunde um Stunde hatten sie schweigend gesessen wie Todte; ihre erstarrten Arme hielten die Bänke gepackt, sie schwankten mit dem rollenden Boote hin und her, und ihre Ohren vernahmen keinen anderen Laut, als das öde Brausen der Fluth und die Stimme des Windes, der kreischend durch die Nacht fuhr.

So verging die Nacht. Tagesanbruch war nicht mehr fern; es mochte noch ungefähr dreiviertel Stunden bis dahin sein. Da gewahrte Nielsen, der sein Gesicht dem

Heck des Bootes zugedreht hatte, ganz in ihrer Nähe die Laternen eines Dampfers.

Er schrie Dalbohm an; dieser erblickte die Laternen nun gleichfalls und erwiederte heiser des Gefährten Schrei. Nach der Stellung der Laternen hatte es den Anschein, als würde der Dampfer sie in den Grund rennen; sie waren jedoch bereits zu sehr verklammt und erstarrt, um sich erheben zu können.

Sie versuchten noch einmal zu rufen, vermochten aber nur ein heiseres Röcheln hervorzubringen. Zu ihrem großen Erstaunen gewahrten sie jetzt, daß der Dampfer seine Fahrt unterbrochen hatte und still lag; nach einigen Minuten unaussprechlicher Herzensangst vernahmen sie laut rufende Stimmen, und gleich darauf sahen sie ein Boot, das auf sie zukam. Im Hintergrunde stampfte und rollte der Dampfer mit seinen hellen Laternen schwer auf und nieder. Das nahende Boot erblickten sie nur, wenn es auf dem Gipfel einer Woge erschien.

Langsam und mit Anstrengung arbeiteten sich die Retter heran; bald waren dieselben so nahe, daß sie das Boot nicht mehr aus dem Gesichte verloren. Der Bootssteuerer rief sie an, die Schweden wußten jedoch nicht, in welcher Sprache, da das Tosen der Fluth die Worte verschlang.

Jetzt lag das Boot neben dem versunkenen Fahrzeug. Mit bewunderungswürdiger Gewandtheit — der hohe Seegang machte jede heftige Bewegung in einem so kleinen offenen Boote zu einem höchst gefährlichen Unterfangen — wurden die Schweden aus ihrer schrecklichen Lage befreit, in der sie zehn Stunden lang zugebracht hatten. Man brachte sie an Bord des Dampfers, wo sie die liebevollste Aufnahme und die herzlichste Pflege fanden.

Das rettende Schiff war der Schraubendampfer „Viola", Kapitän Dittmar, von Hamburg, und wie der „Framnaas" auf der Reise von dort nach Cardiff begriffen.

Die beiden Schweden waren, im Bestreben, ein anderes Menschenleben zu retten, mit genauer Noth selbst dem Tode entgangen. Ihr braver Kamerad, der mit ihnen die Fahrt gewagt, lag auf dem Grunde des Meeres so gut, wie der über Bord gefallene Junge.

Und in ähnlicher Weise verläuft nur zu oft der Rettungsversuch, wenn ein Seemann beim Segelbergen über Bord fällt. Darum gibt es nichts Fürchterlicheres und Aufregenderes in dem entbehrungsreichen und gefahrvollen Dasein unserer braven Seeleute, als wenn auf hoher See der Ruf über Deck gellt: „Mann über Bord!"

Brandstiftungen.

Kriminalistische Skizze

von

A. Berthold.

Zu den schändlichsten Verbrechen gehören Brandstiftungen, sowohl wegen der Feigheit und Tücke, die diesem Verbrechen zu Grunde liegt, als auch wegen der großen Gefahr, die daraus für ganze Dörfer und Städte entsteht.

Die Brandstiftungen werden gesetzlich eingetheilt in absichtliche und fahrlässige, und fast täglich werden absichtliche und fahrlässige Brandstiftungen begangen, erstere sogar viel öfter, als man gewöhnlich glaubt. Die Kriminalstatistik weist sogar eine auffallende Zunahme der absichtlichen Brandstiftungen in den letzten Jahrzehnten auf. Man darf indessen aus diesen steigenden Zahlen nicht falsche Schlüsse ziehen und nicht annehmen, daß jetzt mehr Menschen als früher das Verbrechen der Brandlegung

begehen, vielmehr ist die auffallende Vermehrung zum großen Theile darauf zurückzuführen, daß jetzt polizeilicherseits, dann aber auch von Seiten der Versicherungsgesellschaften bei jedem Brande sorgsamere Erhebungen und Untersuchungen geführt werden als früher.

Die Brandstiftung gehört zu denjenigen Verbrechen, die nur in seltenen Fällen gewerbsmäßig und wiederholt von einem und demselben Menschen verübt werden. Es gab im Mittelalter und selbst noch in den schweren Kriegszeiten des vorigen Jahrhunderts allerdings ganze Banden, welche von Ort zu Ort zogen und die schlecht und feuergefährlich gebauten Häuser in Brand setzten, um dann in der allgemeinen Verwirrung nach Möglichkeit rauben und plündern zu können. Man nannte die Mitglieder dieser Banden „Mordbrenner“ und ging gegen sie von Seiten des Staates, der Behörden und der Bevölkerung mit allen Mitteln vor. Auf Mordbrennerei stand noch im vorigen Jahrhundert der Tod durch das Rad, im Mittelalter der Tod auf dem Scheiterhaufen.

Hin und wieder kommt es ja auch jetzt noch vor, daß bald Männer, bald Frauen aus ganz unerklärlichen Motiven eine Anzahl von Brandstiftungen hintereinander verüben, und man hat dies auf eine ganz besondere Art von Geisteskrankheit, „den Brandlegungstrieb“ (Feuerlust oder Pyromanie) zurückführen wollen, indessen hat sich die Wissenschaft dafür entschieden, daß es eine solche Krankheit nicht gibt. Man nimmt allerdings auch heute noch an, daß Leute im Wahnsinn Brandstiftungen begehen, dann ist dies aber nicht die sogenannte Pyromanie, sondern Verrücktheit und Irrsinn, der sich in der Lust an Zerstörungen äußert.

Die Motive nun, aus denen absichtliche Brandstiftungen begangen werden, sind sehr verschiedenartige. Zumeist zünden Leute, die versichert sind, ihre Häuser oder Möbel

an, um die Versicherungssumme zu erlangen. Hausbesitzer, insbesondere auf den Dörfern, zünden manchmal ihre Häuser an, wenn dieselben schon alt und baufällig, aber hoch versichert sind, um sich Baugelder zu einem Neubau zu verschaffen; kurzum, das Motiv der Habsucht und des Gelderwerbes ist bei Brandstiftungen ein außerordentlich häufiges, und deshalb hält in ganz Deutschland die Polizei darauf, daß erstens Niemand eine Versicherung abschließe, deren Betrag den Werth seines Grundstücks oder seines Besitzthums übersteigt; ferner fragt sie sofort bei jedem auffallenden Brandschaden, der vorkommt, wer hier Nutzen von einer etwaigen Brandstiftung haben könne, und macht kriminalistische Erhebungen, wenn auch nur der geringste Verdacht einer Brandstiftung vorliegt.

Diese Brandstiftungen werden sogar gewöhnlich in höchst thörichter Weise von den Leuten vorgenommen, indem sie leicht brennbare Gegenstände, wie Hobelspäne, Theer, in den weitaus meisten Fällen aber Petroleum zur Brandlegung verwenden. Wenn dann nun schnell Löschhilfe zur Stelle ist, so kommt die Brandstiftung sofort heraus, da die Spuren des Petroleums auf Möbeln, Fußboden u. s. w. sichtbar zurückbleiben.

Höchst merkwürdige Vorfälle stehen mit diesen absichtlichen Brandstiftungen oft in Verbindung. So brach im Jahre 1887 in dem Hotel eines Städtchens der Provinz Posen mitten in der Nacht in einem Zimmer Feuer aus, welches zum Glück sehr früh bemerkt wurde und im Entstehen gelöscht werden konnte. Man sah, daß die Brandlegung absichtlich geschehen sei, indem das Bett, der Teppich und die Möbel mit Petroleum begossen waren, außerdem aber im ganzen Zimmer herumgeworfen sich Schachteln von Streichhölzchen vorfanden. Ein größerer Schaden war nicht entstanden; als man aber in das Bett blickte, entdeckte man voll Entsetzen, daß in diesem ein angekohltes

Skelett lag. Man entdeckte bald, daß es sich um einen dreisten Schwindel handle, und konnte schon nach kurzer Zeit feststellen, daß ein Berliner Kaufmann, der sich mit einer hohen Summe in die Lebensversicherung eingekauft hatte, der Brandstifter war, weil er sich die Versicherungssumme noch vor seinem Tode zu beschaffen gedachte. Dieser Mann hatte aus dem Nachlasse eines Arztes ein Skelett erworben, dieses nebst den Materialien zur Brandstiftung in seinen Koffer gepackt, war nach jenem kleinen Orte in der Provinz Posen gefahren, hatte dort die Brandstiftung vorbereitet, das Skelett in das Bett gelegt und war selbst zum Fenster hinaus über das Dach eines Vorbaues geflüchtet, nachdem er die vorhandenen brennbaren Materialien angezündet hatte. Der schurkische Brandstifter nahm an, daß ein größeres Feuer ausbrechen würde, welches das Zimmer vollständig und das Hotel zum Theil zerstören würde; man hätte dann annehmen müssen, daß die angebrannten und verkohlten Gebeine, die man in dem Brandschutte fand, ihm, dem in das Fremdenbuch eingetragenen Gast aus Berlin angehörten. Durch seine Angehörigen wollte er dann auf Grund seines angeblichen Feuertodes die Versicherungssumme von der Gesellschaft erschwindeln.

Eine Brandstiftung, welche etwas Tragikomisches an sich hat, und allerdings schon der „Geschichte“ angehört, geschah im Jahre 1848 in einem kleinen schlesischen Städtchen an der österreichischen Grenze, in Neuberun. Dieses Städtchen war damals nur von Ackerbürgern bewohnt, gewissermaßen außerhalb aller Kultur liegend, so daß seinen Bewohnern und deren Vertretern in der Stadtverordnetenversammlung nicht besonders viel Intelligenz zuzutrauen war. Im Besitze der Stadt befanden sich eine große Anzahl von Scheunen außerhalb des Ortes, in denen die Ackerbürger nach der Ernte ihr Getreide auf-

bewahrten. Eines Tages erschien in dem weltentlegenen Orte der Agent einer Feuerversicherung, der die Väter der Stadt veranlaßte, die städtischen Scheuern zu versichern. Es geschah dies für eine sehr hohe Summe, da der Agent den Stadtverordneten klar gemacht hatte, daß bei einem etwaigen Brande der Nutzen, den sie von der Versicherung haben würden, um so größer sei, je höher die Versicherung laute. Im Jahre 1848 gerieth nun der Stadtsäckel in Bedrängniß, und einer der Stadtverordneten kam auf die großartige Idee, die städtischen Scheunen anzünden zu lassen, um die Versicherungssumme in die Hand zu bekommen. Es ist ein drastisches Zeichen für die damaligen Zeitverhältnisse, daß dieser Antrag in öffentlicher Sitzung besprochen und angenommen wurde. Der städtische Nachtwächter erhielt den schriftlichen Auftrag, die städtischen Scheunen an einem bestimmten Tage anzustecken, und dieselben brannten ab, während die ganze Bürgerschaft vergnügt zusah, ohne auch nur den Versuch einer Löschung zu machen. Diese Angelegenheit endete mit einer Schwurgerichtsverhandlung im Jahre 1849, durch welche sämmtliche Stadtverordnete wegen gemeinsamer Brandstiftung zu Gefängniß- und Zuchthausstrafe verurtheilt wurden. Der Stadtbüttel, welcher laut schriftlichen Auftrages die Brandstiftung bewirkt hatte, kam, wahrscheinlich mit Rücksicht auf seine Dummheit, mit einer geringeren Strafe davon.

Das zweite Motiv, aus welchem Brandstiftungen verübt werden, ist das der Rache. Um einen nicht versicherten Hausbesitzer zu schädigen, werden insbesondere auf dem Lande von neidischen Nachbarn, feindseligen Verwandten, entlassenen Dienstboten Brandstiftungen verübt, durch welche leider oft ganze Ortschaften eingeäschert werden, und unsägliches Elend über Hunderte von Menschen kommt, oft sogar Menschenleben verloren gehen. Vergeblich ist

es, daß das Strafgesetzbuch auf die absichtliche Brandstiftung Zuchthausstrafe bis zu Lebenszeit setzt, insbesondere, wenn durch den Brand ein Mensch um's Leben gekommen ist, immer und immer wieder finden sich Rachsüchtige, die in ihrer zornigen Erregung den Feuerbrand in eine Scheune oder auf ein Strohdach werfen.

Ein anderes Motiv zur Brandstiftung ist, ein bereits begangenes Verbrechen zu verbergen. Sehr oft wird Feuer angelegt, um die Entdeckung eines Diebstahls zu verhüten, und ein höchst origineller Fall dieser Art spielte sich am Ende des Jahres 1888 in der Provinz Posen ab. Dort hatte ein Kämmereiverwalter große Unterschlagungen an städtischen Geldern begangen und beschloß, durch eine Brandstiftung dieselben zu verdecken. Zu diesem Zwecke verschloß er an einem Sonnabend Nachmittag, als die Bureaustunden zu Ende waren, die Schränke nicht, in denen die Werthpapiere und Dokumente aufbewahrt blieben, öffnete, indem er als Letzter das Bureau verließ, die Hähne der Gasflammen, und ließ ein langes, brennendes Licht zurück. Er verreiste angeblich zu Vergnügungszwecken und hatte berechnet, daß das ausströmende Gas sich schließlich an dem im Zimmer brennenden Lichte entzünden und eine Explosion sowie ein Schadenfeuer hervorrufen müsse. Wahrscheinlich wäre auch sein Unternehmen geglückt, wenn nicht der aufmerksame Nachtwächter des Ortes das Licht in dem Bureau der Kämmereikasse bemerkt und veranlaßt hätte, daß man sofort nach der Ursache dieser ungewöhnlichen Erscheinung forschte. Man drang in den Raum ein, wo man die Vorbereitungen zu dem Verbrechen alsbald erkannte.

Auch Mörder haben wiederholt Zimmer und Häuser, in denen ihre Opfer lagen, in Brand gesteckt, um dadurch die Ansicht hervorzurufen, der Ermordete sei während des Feuers erstickt und verbrannt.

Außer diesen hier angegebenen Motiven gibt es aber noch eine ganze Anzahl anderer, von denen manche ganz unglaublich sind, und wer aufmerksam die Gerichtsverhandlungen wegen Brandstiftung nur eine Zeitlang verfolgt, wird sich bald davon überzeugen, daß manche Menschen zu Brandstiftern werden aus Veranlassungen, die man für unmöglich halten sollte. Hier eine Sammlung von solchen eigenthümlichen Motiven, genau nach der Wirklichkeit.

Bei einer Hochzeit auf einem Dorfe entsteht eine Schlägerei. Der Unruhestifter und Hauptkrakehler wird hinausgeworfen; darüber ergrimmt er so furchtbar, daß er beschließt, den Hochzeitsgästen die Freude zu versalzen und das ganze Fest zu stören. Er eilt an das Ende des Dorfes und zündet dort ein Haus an, und nur mühsam wird der Ort vor vollständiger Einäscherung bewahrt. In einem anderen Falle zündete ein krüppelhafter Bettler einem Bauern das Gehöft an, weil er von diesem sehr viel Wohlthaten empfangen hatte und sich einbildete, der Bauer, der hoch versichert war, würde sich freuen, wenn er zu einem neuen Hause an Stelle seiner alten Baracke käme. — Ein Knecht, welcher wiederholt Brandstiftungen in einem Dorfe vorgenommen hatte, gab als Beweggrund an, es habe ihm Freude gemacht, immerfort neue Häuser im Dorfe bauen zu sehen, welches dadurch viel schöner und freundlicher geworden sei, und deshalb habe er immer wieder Brandstiftungen verübt.

Auch aus reiner Lust an grobem Unfug werden Brandstiftungen verübt, und ganze Ortschaften mit sogenannten „Brandbriefen“ aufgeregt. Brandbriefe an ganze Gemeinden zu schreiben, in denen man nach dem Volksausdrucke drohte, „den rothen Hahn auf das Dach zu setzen“ war im Mittelalter, vor Allem aber in der Zeit des dreißigjährigen Krieges und in der schrecklichen Periode

der Erschöpfung und Gesetzlosigkeit, die diesem Kriege folgte, allgemein im Schwange. Gewöhnlich verlangten die Brandbriefschreiber von der Stadt oder von der Dorfgemeinde die Zahlung einer bestimmten Summe, wenn sie vom Anzünden des Ortes Abstand nehmen sollten, und in den weitaus meisten Fällen wurden diese Summen auch zusammengebracht und gezahlt. Gewöhnlich mußte das Geld an geheimnißvollen Orten in Wäldern niedergelegt werden, wo die Brandbriefschreiber es dann in Empfang nahmen. So sonderbar es scheint, so gibt es doch heute noch Menschen, welche dumm genug sind, solche Brandbriefe zu schreiben und zu verlangen, daß man ihnen die Unterlassung des Verbrechens mit einer bestimmten Summe bezahle. Wiederholt wurden im deutschen Reiche solche Leute verurtheilt, die abgefaßt wurden, als sie das ausbedungene Geld erheben wollten.

Aus ganz kindischen Gründen aber und lediglich, um die Einwohnerschaft eines Ortes aufzuregen und zu ängstigen, werden oft von halbwüchsigen Burschen solche Brandbriefe geschrieben und in den Ortschaften verstreut. Ein solcher Unfug bringt meistens den ganzen Ort in Aufregung, und raubt Hunderten von Einwohnern den Schlaf, besonders im Hochsommer, wo auf dem Lande in Bezug auf Feuersbrünste die gefährlichste Zeit ist. Da dieser Unfug gar zu oft vorkommt, so bedroht ihn das Reichsstrafgesetzbuch mit Gefängnißstrafe bis zu einem Jahre; am besten hilft aber in diesem Falle eine energische Lynchjustiz, welche die erschreckten Einwohner an solchen frivolen Menschen üben, wenn es gelingt, sie zu entdecken.

Die Brandstiftung aus Fahrlässigkeit kommt, wie bereits erwähnt, ebenfalls außerordentlich oft vor, und die Polizeigesetzgebung aller Staaten trifft schon seit Jahrhunderten Maßnahmen, um diese fahrlässigen Brandstiftungen zu verhindern. So darf man bekanntlich nirgends

mit offenem Lichte des Abends und Nachts auf Hausböden, in Viehställe, Strohlager u. s. w. gehen, und selbst das Rauchen aus Tabakspfeifen wird innerhalb gewisser Ortschaften mit Strohdächern oder in Viehställen oder Heuböden streng untersagt.

Trotzdem wird, zumeist vom Dienstpersonal oder von Kindern, bei dem Umgang mit Licht sehr viel gefehlt, und Hunderte von Schadenfeuern werden jährlich durch Fahrlässigkeit erzeugt. In jüngster Zeit ist sogar eine interessante Statistik darüber veröffentlicht worden, welchen Schaden die großen Feuer bringen, die durch fahrlässiges Gebahren der Kinder mit Streichhölzchen entstehen, und diese Statistik ist so hochinteressant und lehrreich, daß sie hier vollständig veröffentlicht werden mag:

„Die durch Spielen von Kindern mit Streichzündhölzchen veranlaßten Brände fangen allmälig an, eine Art Landeskalamität zu werden, so viel Verlust an Hab und Gut und insbesondere auch an Menschenleben wird durch sie herbeigeführt. Nach der Statistik der öffentlichen Feuerversicherungsanstalten in Deutschland haben diese allein in den acht Jahren von 1879 bis 1886 rund 6000 durch Kinder veranlaßte Brände zu verzeichnen gehabt, welche, abgesehen von dem Verluste an Mobiliar, eine Schadenvergütung an 13,000 Gebäuden in Höhe von etwas über 10 Millionen Mark erforderten. Beispielsweise hat die vereinigte landschaftliche Brandkasse in Hannover während dieses Zeitraums für solche Brandschäden 765,252 Mark und, die nachfolgenden zwei Jahre 1887 und 1888 hinzugerechnet, allein für den zehnjährigen Zeitraum reichlich eine Million Mark zu zahlen gehabt. Würden noch die von Privat-Feuerversicherungsanstalten geleisteten Entschädigungen für durch Kinder verursachte Brände, sowie die an Mobiliar und an nicht versicherten Gegenständen durch derartige Brände herbeigeführten Schäden mit in Rech-

nung gezogen, so wäre jene Schadensumme auf rund 24 Millionen Mark für 1879 bis 1886 zu beziffern, so daß hiernach im deutschen Reiche für jedes der erwähnten Jahre ein Vermögensverlust von etwa 3 Millionen Mark erwachsen sein dürfte. In ähnlicher Weise hat sich im deutschen Reiche der gesammte durch Kinderbrandstiftung während der Jahre 1862 bis 1878 verursachte Feuerschaden auf rund 42 Millionen Mark feststellen lassen. Während des ganzen Zeitraums von 1862 bis 1886 ist somit nach dem oben Erwähnten das deutsche Nationalvermögen durch Kinderbrandlegungen um 66 Millionen Mark geschädigt worden.

Zu dieser — für den Einzelnen mit Hilfe der Versicherung gegen Feuerschaden allerdings theilweise ersetzbaren — Einbuße tritt aber noch der unersetzbare Verlust an Menschenleben, der gleichfalls ein recht erheblicher ist. Sind doch allein in der Provinz Sachsen während des Zeitraums von 1872 bis 1888 bei denjenigen Kinderbrandstiftungen, deren Schäden die Feuerversicherungsgesellschaften dieser Provinz zu vergüten hatten, 42 Kinder auf meist qualvolle Weise um's Leben gekommen. Die Brandstiftungen sind vorzugsweise durch Kinder vom vierten bis zum neunten Lebenjahre verursacht, und die betreffenden Brände sind am häufigsten in denjenigen Monaten und Tagesstunden vorgekommen, in welchen die Erwachsenen durch Feld- und sonstige Arbeiten von ihrer Wohnung ferngehalten, und die Kinder allein in der Wohnung zurückgelassen werden. Diesem Ueberhandnehmen der Kinderbrandstiftungen kann nur gewehrt werden, wenn von allen Seiten nachdrücklich darauf hingewirkt wird, daß, wenn die Kinder ohne Aufsicht allein gelassen werden müssen, die Streichzündhölzer sicher verwahrt werden. Ein polizeiliches Gebot, die Streichzündhölzer in Gefäßen und an Orten aufzubewahren, wo sie für Kinder unerreichbar

sind, läßt sich nicht durchführen, wie die Erfahrung im vormaligen Amte Verden zeigt, wo vor etwa 25 Jahren eine solche Vorschrift ohne nennenswerthen Erfolg erlassen worden ist.

Um so mehr ist es Pflicht der Eltern, durch sorgfältige Ueberwachung der Kinder, vorsichtige Aufbewahrung der Streichzündhölzer in den Haushaltungen, sowie durch Ermahnungen, Verbot oder Bestrafung zur Verhütung solcher Brandstiftungen mitzuwirken. Daß die Schule dazu berufen ist, diese Bestrebungen nach allen Richtungen hin zu unterstützen, wird eines Hinweises kaum bedürfen. Handelt es sich doch um die Beseitigung eines Mißstandes, welcher in hohem Grade Volkswohlfahrt wie Menschenleben bedroht."

Mannigfaltiges.

Sonntag an Bord eines deutschen Kriegsschiffes. — Die Sonntagsruhe, die mit Recht jetzt von Seiten des Staates für Jedermann angestrebt wird, da ein wöchentlicher Erholungstag nicht nur für die Gesundheit und Arbeitskraft des Menschen, sondern auch in geistiger und gemüthlicher Hinsicht von großer Wichtigkeit ist, ist auf den deutschen Kriegsschiffen seit jeher eingeführt, soweit es die Anforderungen des Dienstes irgend gestatten. Freilich hängt sie nicht, wie auf dem Lande, vom guten Willen der Menschen allein ab, sondern in erster Linie von Wind und Wetter. Sind diese günstig, so beginnt die Vorbereitung auf den Sonntag schon am Sonnabend früh, denn an diesem Tage findet auf jedem Kriegsschiffe eine Generalreinigung statt. Um dreieinhalb Uhr Morgens, gewöhnlich noch in finsterer Nacht, wenn das Schiff auf hoher See ist, wird geweckt, und die Mannschaften der Wache schaffen aus den untersten Räumen Scheuersteine, Sand, Waschfässer, Schrubber, Besen und Stücke aufgedrehten und aufgewirbelten Tauzeugs, sogenannte Schwabber, auf das oberste Deck und in das Batteriedeck, und nun beginnt die Reinigung, die der wachthabende Offizier von der Kommandobrücke aus leitet. Die Matrosen haben graue Arbeitsanzüge an, die Beinkleider sind bis zum Knie aufgestreift, die Aermel ebenfalls so hoch als möglich heraufgezogen. Die im Zwischendeck aufgestellten Pumpen schaffen durch Schlauchleitungen Wasser auf das Oberdeck. Mit Eimern wird es aus der See außerdem auch noch heraufgeschöpft, und das Deck so „angefeuchtet", daß Alles schwimmt. Die Matrosen knieen nieder und bearbeiten nun mit den mächtigen Scheuersteinen die Planken. In den hoch über Deck hängenden Booten sind ebenfalls Mann-

schaften beschäftigt, eine gründliche Reinigung aller Holztheile vorzunehmen.

Der Stabswachtmeister, der Zimmermann, der Feuerwerker und der Bootsmann helfen das Reinigen überwachen. Ist das Scheuern des Decks vorüber, so wird der Sand und der abgeriebene Scheuerstein mit Wasser abgespült, das Deck mit dem Schrubber reingewaschen und mit besonderen Gummistreifen, die an den Schrubbern befestigt sind, bearbeitet, damit das Wasser aus dem Holz vollständig herausgedrückt wird. Dann geht man daran, die innere Schiffswand, welche weiß mit Oelfarbe gestrichen ist, mit Seewasser und Sand abzuwaschen.

Diese Reinigungsarbeit wird gleichzeitig auf dem Oberdeck, dem Batteriedeck und dem Zwischendeck vollzogen, und zwar so energisch, daß die dienstfreien Offiziere und selbst der Kommandant aus ihren Kammern und Kajüten auf das Deck, in die Boote oder in die Marsen (vom Publikum fälschlich Mastkörbe genannt) flüchten müssen, um dort vor den Wasserfluthen und dem allgemeinen Trubel sicher zu sein. Der Kommandant betrachtet, neben dem Wachtoffizier stehend, schmunzelnd, wie das Schiff sich mehr und mehr in eine schneeweiß gewaschene Prunkkammer verwandelt. Alle Luken und Fenster sind, wenn die See nicht zu hoch geht, geöffnet, damit die Luft durch das Schiff streichen kann, und die Nässe in den unteren Decks sich möglichst rasch verflüchtigt. Bis gegen Mittag ist auch das Oberdeck schon getrocknet und sieht blendend weiß aus.

Unmittelbar nach dem Waschen und Scheuern beginnt das Putzen der blanken Theile und des Holzes. Die aus polirtem Holz hergestellten Schiffstheile werden mit Firniß eingerieben, Messing-, Kupfer- und Eisentheile polirt, bis sie wie Gold und Silber glänzen. Dann geht es an das Putzen der Geschütze und der Waffen, die Kleiderkisten der Mannschaften werden geordnet, weil am nächsten Tage große Musterung stattfindet. Nachmittags werden die Hängematten und Matratzenbezüge gewechselt, wer aber dienstfrei ist, muß Nachmittags malen, um den Oelfarbenanstrich innerhalb und außerhalb des Schiffes zu ergänzen, damit die Farbe bis zum Sonntag trocknet, und das Schiff sich auch äußerlich in tadelloser Reinheit und Schöne zeigt. Dieser

arbeitsvolle Sonnabend ist die Vorbereitung auf den nun folgenden Ruhetag, der durch die vorgängige Anstrengung doppelt angenehm erscheint.

Am Sonntag wird trotz der großen Reinigung am Tage vorher das Schiff abermals bis acht Uhr gereinigt, wie dies an jedem anderen Tage geschieht. Dann kleiden die Mannschaften sich in ihre Paradeanzüge. Schneeweiß ist die Kleidung der Matrosen, aus weißer Leinwand die Hose und die Bluse, welche nur blaue, weiß besetzte Aufschläge und den blauen Schulterkragen zeigt, der vorn durch das schwarze, glänzende Seidentuch zusammengehalten wird. Die Sonntagsmütze mit den flatternden Bändern ist blau, in den Tropen weiß.

Um neuneinhalb Uhr stehen auf den beiden Längsseiten des Oberdecks die gesammten Mannschaften im Paradeanzug. Die Offiziere tragen nicht die gewöhnlichen blauen Röcke, sondern den Galarock, der vorn am Kragen, an den hinteren Nähten der Knöpfe und auf den Aermeln mit Gold besetzt ist, und statt der einfachen blauen Hose solche mit breiten Goldstreifen; um den Leib ist der silberne Gurt mit goldenem Schloß geschnallt, welcher die Stelle der Schärpe vertritt.

Die Offiziere mustern ihre Abtheilungen in Bezug auf Sauberkeit und tadelloses Sitzen des Anzuges, und melden dann dem ersten Offizier, daß Alles fertig ist. Dieser begibt sich darauf mit den Meldungen nach der Kajüte des Kommandanten, der ebenfalls in voller Gala auf diese Meldung wartet, daß das Schiff zur Inspizirung fertig sei.

Der Kommandant begibt sich nun an Deck und durchschreitet musternd die Reihen der Mannschaften. Dann prüft er die Takelage, die Boote, und durchschreitet, von den Offizieren gefolgt, das ganze Schiff. Im Batteriedeck werden die Geschütze, die Waffen und alle dort aufgehängten oder niedergelegten Gegenstände besichtigt; im Zwischendeck die Wohn- und Lagerstätten der Offiziere und Mannschaften. Dann geht es nach den Munitionskammern, den Küchen, den unterirdischen Räumen, wo Proviant, Wasser u. s. w. verstaut sind; selbst der Tunnel, in dem die Schraubenwelle bis zum Steuer hinführt, wird besichtigt.

Der Kommandant steigt alsdann mit den Offizieren auf das

Oberdeck zurück, die Mannschaften treten an, und nun beginnt der Gottesdienst. Ist ein Marinepfarrer da, so hält dieser ihn ab; ein solcher ist aber gewöhnlich nur einem Geschwader beigegeben, daher behilft man sich auf einem einzelnen Schiffe ohne Geistlichen. Das Musikcorps des Schiffes bläst zuerst einen Choral, dann stimmt die ganze Besatzung des Schiffes auf dem Verdeck ein Lied an, worauf einer der ältesten Offiziere die Predigt verliest. Es folgt dann wiederum ein Choral mit Musikbegleitung — und die amtliche Feierlichkeit, an der Jeder dienstlich theilnehmen muß, ist vorüber.

Inzwischen ist es halb zwölf Uhr geworden. Mannschaften und Offiziere ziehen sich in die Wohnräume zurück, und die Mannschaften treffen die Vorbereitungen für das Mittagbrod, das um zwölf Uhr ausgegeben wird. Dann wird an Deck geraucht und geplaudert, oder die Mannschaften legen sich, wenn das Wetter es irgend erlaubt, auf dem Oberdeck zum Schlafen nieder, während die Offiziere sich in ihre Kammern zurückziehen. Um zwei Uhr wird Alles geweckt, und nun beginnt die eigentliche Sonntagsfreizeit bis vier Uhr. Die Offiziere sind auf dem Hinterdeck versammelt, während das Vorderdeck zur Verfügung der Mannschaften steht. Das Musikcorps läßt seine Weisen ertönen. Die Offiziere lustwandeln und unterhalten sich, die Mannschaften singen, tanzen, rauchen und vergnügen sich nach Gefallen.

Lange dauert freilich die Freude nicht. Um vier Uhr geht der Ruf: „Pfeifen und Lunten aus!“ durch das Schiff. Die Mannschaften erhalten jetzt Proviant und Wasser für den nächsten Tag, und um sechs Uhr deutet das Pfeifen der Bootsmaaten an, daß der Sonntag auf dem Schiffe vorüber ist. Die Wache, die um acht Uhr antritt, kleidet sich um, und es müssen alle diejenigen Verrichtungen außen und innen im Schiff gemacht werden, die jeden Abend zur Vorbereitung des Nachtdienstes nothwendig sind. Abends von acht Uhr an haben die Mannschaften, wie üblich, Freizeit, um neun Uhr werden sie zu Bett geschickt. Um zehn Uhr erlischt auch das Licht in der Offiziersmesse. Nur der wachthabende Offizier und die Wache befinden sich auf Deck. — Das ist Sonntagsruhe und Sonntagsfeier auf unseren deutschen Kriegsschiffen, die einzige Erholung von werktägiger anstrengender Arbeit. O. K.

Die Verwendung zum Tode verurtheilter Verbrecher zu ärztlichen Versuchen. — Nach einem alten Sprichworte ruft Vertraulichkeit Mißachtung hervor, und wahrscheinlich hat die stete Berührung mit der ungeheuern überfließenden Menschenmenge in manchen Gegenden Indiens einen Vorschlag in das Leben gerufen, gegen welchen sich das Menschengefühl, ganz abgesehen von den Antivivisektionisten, sträubt. Die Gleichgiltigkeit, mit welcher in Hindostan Menschenleben geopfert werden, die Thatsache, daß ein Steigen der Reispreise um wenige Pfennige für Hunderttausende den Hungertod bedeutet, die Hekatomben von Menschen, welche jährlich ihren Tod durch die Raubthiere und die noch gefährlicheren Schlangen finden, selbst der geringe Geldwerth der Zeit waren von großem Einflusse und erklären gewissermaßen den in Indien vielen Beifall findenden Vorschlag, zum Tode verurtheilte Verbrecher zu ärztlichen Versuchen zu verwenden. Vom wissenschaftlichen und vom allgemeinen Nützlichkeitsstandpunkte hat die Sache wohl Manches für sich, aber vom Standpunkte der Menschlichkeit ist sie auf das schärfste zu verurtheilen.

Es kann darüber kein Zweifel bestehen, daß die größten Triumphe der Arzneiwissenschaft in den letzten Jahren durch die Forschungen auf dem Gebiete der experimentellen Pathologie errungen, und daß ihnen dadurch eine Grenze gesetzt wurde, daß viele Krankheiten des Menschen sich von diesem auf die niederen Thiere nicht übertragen lassen. Wo diese Uebertragung nicht geschehen kann, ist die experimentelle Forschung gehemmt und kann allein auf Erfolg hoffen durch Inokulation auf menschliche Wesen. Der ernste Vorschlag, zu Experimenten mit der Cholera Menschen zu verwenden, ging von dem englischen Generalarzte Cornish in Bombay aus und wurde von dem Generalarzte Moore und dem wissenschaftlichen Stabe der „Indian Medical Gazette" lebhaft unterstützt.

Genannte Zeitschrift sagt: „Es liegt in diesem Vorschlage kein grausames Element, denn er bietet einigen wenigen zum Tode verurtheilten Verbrechern die sonst unerreichbare Möglichkeit, das Leben zu behalten, und nur solche sollen zu diesen wissenschaftlichen Untersuchungen dienen, die sich damit einverstanden erklären. Die neuesten Statistiken zeigen, daß jährlich in den unter

dem Gouvernement von Indien stehenden Provinzen 300 bis 400 Personen durch Richterspruch zum Tode verurtheilt werden, daß thatsächlich im Laufe der Jahre kein Tag ohne eine Hinrichtung vergeht. Das Leben dieser Individuen ist von Rechts wegen dem Staate verfallen, und der Staat vollzieht, ausgenommen unter ganz besonderen Umständen, die höchste Strafe. Nun ließe es sich wohl einrichten, daß eine kleine Zahl der jährlich dem Henker Verfallenen der Vollziehung des Urtheilsspruches entzogen werden könnte etwa unter folgenden Bedingungen: daß die Individuen ihre Einwilligung erklären, sich zu den wissenschaftlichen Experimenten bezüglich der künstlichen Erzeugung der Cholera herzugeben, nachdem ihnen die damit möglicherweise verbundene Gefahr klar gemacht, daß ihnen, falls sie die Experimente überleben, das Leben geschenkt sein soll und es dem Staate freisteht, über sie anderweitig zu bestimmen. Da Jeder am Leben hängt, so wird es nicht an solchen fehlen, welche die Hoffnung auf eine mögliche Erhaltung desselben dem sicheren Henkertode vorziehen. Alle Verhältnisse können davon Gewinn haben, wenn einige so wie so verlorene Leben zu einem nützlichen und wohlthätigen Zwecke verwendet werden. Eine internationale Kommission von Sachverständigen wird die erforderlichen Experimente zu bestimmen haben, die zur Ergründung nöthig sind, ob die Cholera eine von einem Menschen auf den anderen übertragbare Krankheit sei. Hat die indische oder irgend eine andere Regierung den Muth, dieser Kommission die damit einverstandenen, zum Tode bestimmten Individuen zur Verfügung zu stellen, so wird sie in einigen Monaten zur Aufklärung des Wesens der Cholera mehr thun, als die indirekten Beobachtungen des ganzen letzten Jahrhunderts leisten konnten. Dies ist der einzige gerade, praktische und wissenschaftliche, zugleich der einzige Erfolg versprechende Weg, diese Frage zu lösen. Denn nur durch direktes Experimentiren an Menschen, und allein an Menschen, läßt sich ermitteln, ob die Cholera eine wirklich ansteckende Krankheit ist oder nicht."

Dieser Vorschlag ist natürlich nicht durchgedrungen. R.

Gassenjungenrecht. — Einige Tage bevor Kaiser Wilhelm II. kürzlich als Gast der Königin-Regentin von Holland nach Amster-

dam kam, veröffentlichte der Senat der Stadt einen höchst sonderbaren Erlaß, laut welchem die Gassenjungen darauf aufmerksam gemacht wurden, daß ihnen nicht gestattet sei, sich hinten an den Wagen des deutschen Kaisers anzuhängen, wenn dieser durch die Straßen der Stadt führe. Für den Uneingeweihten warf dieser Erlaß ein eigenthümliches Licht auf das Gebahren der Amsterdamer Straßenjungen, in Wirklichkeit handelt es sich aber um ein altes Recht, und da man in Holland eifersüchtig über Wahrung der aus alter Zeit stammenden Rechte wacht, war es nothwendig, eine solche Verfügung zu erlassen, da es sich ja auch um eine juristische Angelegenheit dabei handelte.

Der Herrscher Hollands führte früher den Namen Graf von Holland. Er durfte laut der Konstitution nur an bestimmten Tagen in der Hauptstadt Amsterdam erscheinen, mußte aber dann mit allen Ehren empfangen werden. Verbannungen aus der Stadt waren nun damals an der Tagesordnung; von den politischen Parteien, die sich heftig untereinander wegen politischer Angelegenheiten befehdeten, kam bald die eine, bald die andere an das Ruder, und die siegreiche verfehlte nicht, ihre Gegner sofort aus der Stadt auszuweisen. Allmälig bildete sich jedoch das komische Recht heraus, daß diejenigen Verbannten, die sich hinten an der Kutsche des Regenten anhielten, wieder in die Stadt hinein und sich dort aufhalten durften, wenn es ihnen gelang, sich, hinten an die Kutsche angehängt, durch das Stadtthor hindurch zu schmuggeln. Dieses Recht wurde schließlich verbrieft, und da sich die Zahl der Verbannten mehrte, wurde hinten am Wagen des Grafen von Holland ein Tau befestigt, an welchem sich die Verbannten festhielten, um sich durch das Stadtthor schleppen zu lassen; aus einem Tau wurden im Laufe der Zeit sogar zwei.

Als die politischen Verhältnisse in Holland sich änderten, als das Verbannen der Parteien untereinander aufhörte, wollte man doch das alte, gute Recht der Bannlösung durch das Anhängen an den Wagen nicht aufgeben, und so behielten die Straßenjungen von Amsterdam bis heute das Recht, sich hinten an den Wagen des Regenten oder der Regentin anzuhängen, wenn diese das Stadtthor passiren. Es war anzunehmen, daß auch an die Equipage Kaiser Wilhelm's sich die biederen Straßenjungen anhängen

würden, man erließ deshalb die obige Verfügung, jedoch nicht etwa in der Absicht, die Straßenjungen in ihrem Rechte zu kränken, sondern vielmehr aus juristischen Gründen. Wie holländische Zeitungen breitspurig auseinandersetzten, besitzt ja der deutsche Kaiser in Holland nicht die Macht, einen Bann zu lösen, es durfte sich daher auch Niemand hinten an seinen Wagen hängen, weil man dadurch indirekt zugestanden hätte, daß er gewisse Rechte in Holland besitze. Man sieht, die Holländer sind ein eigenthümliches Volk, das sehr am Althergebrachten klebt und eifersüchtig über oft sonderbaren Rechten wacht; eines der sonderbarsten unter diesen sonderbaren aber ist jedenfalls das „Recht" der Amsterdamer Gassenjungen. O. K.

Herbstblumen. — Die Herbstlandschaft hat ihre eigenen Töne und Farben, und der Herbstwind seine eigenthümliche Stimme; fast wie Musik klingt es, wenn er an die Läden pocht und den Staub in Kreisen tanzen läßt und mit den verblaßten Sommerfreuden sein rauhes Getändel anhebt. Wie er ächzt und klagt und winselt, und in uns Gedanken weckt von Scheiden und Tod! Aber er hat auch freundliche Seiten, er hat seine besonderen Blumen. Wohl sind ihre Farbenschattirungen nicht so lebhaft, wie die des Frühlings, doch haben sie gerade in ihren gedämpften Farben einen eigenen Reiz. Ist nicht der in Purpur, Violett, Schwarz, Orange, Gelb und allen Abstufungen des Grün erglühende und absterbende Wald von einer wunderbaren Pracht?

In den Gärten pflegt besonders reich die Heliotrop zu blühen, die prachtvoll nach Vanille duftende peruvianische Sonnenwende, die vor 150 Jahren von dem französischen Botaniker Jussieu in den Kordilleren entdeckt wurde und sich seitdem in ganz Europa eingebürgert hat. In Deutschland gibt es eine am Rhein und in Niederösterreich wachsende, minder anspruchsvolle, duftlose und blasse Schwester, die europäische Sonnenwende, die früher zu allerlei abergläubischen Bräuchen benutzt wurde. — In Mitteldeutschland tritt auf den Wiesen die Herbstzeitlose manchmal in so großen Massen auf, daß sie das Gefilde in einen weiten Blumengarten verwandelt. Diese Pflanze besitzt eine sehr abnorme Entwickelungsweise. Da bei ihr Blumen bis tief in den Oktober hinein erscheinen und durch den eintretenden Winter

die Fruchtreife unterbrochen wird, so bleibt die junge Fruchtanlage den ganzen Winter über in dem Wurzelstock verborgen und wächst mit den Blättern erst im nächsten Frühling hervor, um dann im folgenden Sommer die dreifächerige Fruchtkapsel mit den zahlreichen Samen zu reifen. Da die Pflanze die Ordnung der Jahreszeiten somit umkehrt, nannte man sie Zeitlose. An einem nebligen Herbstmorgen bedeckt sie mit ihrem blaßröthlichen oder lilafarbigen Schein die Halde als ein letzter Gruß, ein wehmüthiges Lächeln und Abschiedswinken des scheidenden Sommers. — Auf allen Haiden, zumal Norddeutschlands, prangen im Herbst verschiedene Erika-Arten. Und hier sei eine schulmeisterlich klingende Bemerkung gestattet. Der Name wird Erīka gesprochen, weil das Wort aus dem Griechischen stammt, wo es ἐρείκη heißt, die brüchige. Das Haidekraut tritt gesellig auf, oft in solcher Zahl, daß große Flächen wie von einem rothen Tuche bedeckt erscheinen. Die Imker bringen dann gern ihre Bienenkörbe an den Rand der Haide, und dann summt es rings, bis gegen Ende der Blüthezeit die Spinnen ihre Netze auslegen, und die Bienen aufhören zu sammeln. In England gilt übrigens die Erika nicht wie bei vielen deutschen Dichtern als Symbol der Verlassenheit und Einsamkeit, sondern als dasjenige des sicheren heimathlichen Herdes. Mehrere schottische Clans trugen früher Haidekrautblüthen als Abzeichen. Als Kaiser Friedrich einst in seinen jungen Jahren um die damalige Prinzeß Viktoria anhielt, pflückte er einen Zweig Haideblüthen und bot ihn ihr an. Die zierlichen, lange ausdauernden Blumen sind aber, abgesehen von allen Beziehungen, von großer Schönheit, und wo sie zu einem mächtigen Strauße vereint werden, auch von bedeutender Wirkung als so bald nicht verwelkender Zimmerschmuck.

Um die Mitte und gegen das Ende des Herbstes fällt uns auf dem Felde ein bescheidenes, aber lebhaft rothes Blümchen auf, das den Namen Anagallis oder Gauchheil führt. Anagallis bedeutet die nicht Prunkende, Bescheidene, sie öffnet ihre Aeuglein erst, wenn der Morgenthau vom Grase gegangen ist, und heißt deshalb auch die „faule Magd“, und da sie ihre Blume auch tagsüber bei drohendem Regen schließt, nennt man sie in England „des armen Mannes Wetterglas“, daneben aber noch rothen

Pimpernell, und in Frankreich, wo sie in der Blumensprache dazu gebraucht wird, um ein Stelldichein zu erbitten, mouron. Im Mittelalter galt das Gauchheil als Heilmittel für Verrückte und Narren.

Auch Stiefmütterchen blühen noch im Spätherbst auf dem Felde wie im Garten, denn diese Blume ist ungemein hart. In der Schweiz zeigt man den Kindern mit vieler Findigkeit in der Blume die Stiefmutter, welche sich das bunteste Kleid angezogen hat und sich spreizend auf zwei Stühle, die beiden unteren grünen Kelchblätter, gesetzt hat. Ihr zunächst sitzen, ebenfalls geputzt und jede auf ihrem eigenen Stuhl, die beiden rechten Töchter, während die beiden in dunkle Trauergewänder gekleideten Stiefkinder zusammen auf einem Stuhl sitzen müssen. Der Vater, den das Pistill darstellt, hat vor lauter Sorgen einen kahlen Kopf bekommen. Noch hübscher ist aber die Deutung als Gedenkblume, wie die Franzosen und Engländer sie kennen. Als Heilpflanze betrachtet, wirkt Stiefmütterchenthee als volksthümliches Blutreinigungsmittel; in neuester Zeit hat ein französischer Chemiker nachgewiesen, daß es namhafte Mengen von Salicylsäure, und zwar 1 bis 1½ Prozent enthalte, und daher durchaus nicht unwirksam sei.

Die Zeit der Kornblumen ist auch im Spätherbst noch nicht vorüber; es gibt deren auf den Kartoffeläckern bis in den November hinein. Zur Zeit der französischen Invasion fing sie an, wieder eine deutsche Lieblingsblume zu werden. Bei Gelegenheit eines Hoffestes im Jahre 1809 trugen die Königin Luise und deren Hofdamen Kornblumen im Haar, und ein französischer General hatte sich mißbilligend über die Einfachheit dieses Schmuckes geäußert. Die Königin, heißt es, wandte sich an ihn und sagte: „Mein Herr, seit die Franzosen unsere Felder verwüstet haben, sind Feldblumen eine kostbare Seltenheit geworden.“ Vielleicht erbte Kaiser Wilhelm I. diese Vorliebe für Kornblumen von seiner Mutter. Das Blau derselben ist prachtvoll tief leuchtend; aber ausdauernd ist die zu zarte Farbe nicht, sie verwandelt sich sehr bald in weiß und trägt auch oft einen röthlichen Schimmer an sich.

Die große rothe Eselsdistel, die im Spätherbst noch blüht,

trägt keinen sehr poetischen Namen, aber sie ist trotz ihrer Stacheln mit der großen röthlichen Krone ein stattliches Gewächs, das auch in Ziergärten vorkommt. Auch Immortellen, Mäuseklee, Skabiosen, Grasnelken und Glockenblumen zeigt die Herbstflur noch neben dem bescheidenen Gänseblümchen oder Maßlieb, das im alten Jahr nicht zu blühen aufhört und im Februar und März schon wieder da ist. Diese Blume ist eine der bekanntesten in der Welt, sie ist von der Schneegrenze der Alpen bis zum Meere und ebenso in Nordasien, Australien, einigen Gegenden Afrika's, wie in Amerika verbreitet. Ganz besonders wird sie in England gefeiert; der schottische Liederdichter Burns widmete einem Gänseblümchen, das sein Pflug umwarf, ein schönes Gedicht, und Chaucer leitet ihren Namen daisy von day's eye, Auge des Tages, ab. Maßlieb gilt in der Blumensprache als Sinnbild der Reinheit und Unschuld, und war die Lieblingsblume vieler Fürstinnen.

Viele dieser einfachen Feldblumen rufen eine Fülle geschichtlicher Erinnerungen hervor und sind heutzutage als Zimmerschmuck „modern und beliebt" geworden; auf den Märkten der großen Städte bietet man sie häufig feil. Bei manchem Leser und mancher Leserin rufen sie vielleicht auch ein Andenken an die goldenen Tage wach, als man sie auf den Wiesen und Haiden pflücken ging. E. O. Hopp.

General Mallet. — Gegen Napoleon I. sind eine außerordentlich große Anzahl von Verschwörungen versucht und zum Theil ausgeführt worden. Anhänger des vertriebenen Königthums, Republikaner, die in Napoleon nur einen Tyrannen sahen, haben sich zusammengethan, um den Korsen zu stürzen oder ihn des Lebens zu berauben. Die Pariser Geheimpolizei jedoch entdeckte eine Menge dieser Verschwörungen, noch bevor sie in's Werk gesetzt waren; die Verschworenen wurden verhaftet und in die Staatsgefängnisse gesteckt, man ließ sie verschwinden, wenn nicht ein Prozeß gegen sie anhängig gemacht werden konnte, durch den sich Napoleon bei den leicht erregbaren Franzosen einen neuen Nimbus zu verschaffen vermochte. Verschworene aber, denen man den Prozeß machte, wurden meist hingerichtet, wenn dies Napoleon für seine Pläne dienlich zu sein schien.

Unter allen diesen Verschwörungen aber ist wohl keine so eigenthümlich, wie die des Generals Mallet.

Die Verschwörung wurde im Jahre 1812 zur Ausführung gebracht, in der Zeit, als sich Napoleon in Rußland befand. Man muß erstaunen, daß gegen den damaligen mächtigsten Herrscher der Erde, der an der Spitze der größten Armee stand, die jemals in's Feld geführt worden war, ein im Gefängniß sitzender, vergessener Mann eine Verschwörung anzuzetteln wagte, und doch hing es nur an einem Haar, und Napoleon verlor seinen Thron und wahrscheinlich auch das Leben.

Der General Mallet entstammte einer altadeligen Familie und war im Jahre 1754 geboren. Als die große Revolution ausbrach, war er Kapitän und stand auf Seiten der Republikaner. Er wurde am 14. August 1789 Brigadegeneral und befehligte später eine Division. Napoleon wußte, daß Mallet ihm feindlich gesinnt war, er ließ ihn daher streng überwachen. Im Jahre 1808, als Frankreich den unglücklichen Krieg gegen Spanien führte, hielt Mallet die Zeit für gekommen, Napoleon zu stürzen. Er kommandirte damals das Lager von Dijon, wo er unter den Offizieren sich Bundesgenossen warb und mit aller Heimlichkeit eine Revolution vorbereitete, welche die Absetzung Napoleon's und seine Verbannung zum Zwecke haben sollte. Unter den Genossen befand sich indeß ein Verräther, die Verschworenen wurden aufgehoben und eingesperrt. Die meisten von ihnen ließ man nach einiger Zeit wieder laufen, Mallet aber blieb auf unbestimmte Zeit Staatsgefangener. Er schien nicht mehr an Verschwörungen und Revolution zu denken, denn er war sehr krank oder spielte wenigstens die Rolle eines Kranken meisterhaft und wußte es durchzusetzen, daß er aus dem Gefängniß La Force in eine Privatheilanstalt gebracht wurde, wo man ihn natürlich überwachte. In dieser Heilanstalt fand Mallet einige Patienten, die er in seine Geheimnisse einweihte, und eines Abends, nachdem er noch seelenruhig Karten gespielt hatte, entwischte er, begleitet von vier Genossen, unter diesen ein früherer Sergeant der Kaisergarde, den er zu seinem Adjutanten ernannte.

Durch einen Bekannten hatte Mallet sich von seiner Frau eine Generalsuniform beschaffen lassen. Noch in der Nacht der

Flucht sollte die Thronentsetzung Napoleon's erfolgen, Mallet wollte sich mit seinen vier Genossen zum Herrn von Paris und bald darauf zum Chef der Armee machen. Ein fürchterlicher Regen aber, der wolkenbruchartig bis nach Mitternacht herniederging, hielt die Verschworenen auf, und kostbare Zeit verstrich nutzlos, ohne daß etwas unternommen werden konnte.

Noch vor Tagesanbruch erschien bei dem Pariser General Soulier Mallet in voller Gala, ließ sich bis an das Bett des noch im Schlafe liegenden Generals Soulier führen, stellte sich als ein General Lamothe vor und forderte Soulier auf, seine Truppen ausrücken zu lassen. Er wies ihm ein Schriftstück vor in Form eines vom Senat ausgestellten Befehles, laut welchem General Mallet zum Chef der Truppen von Paris ernannt sei. Der Kaiser sei am 7. Oktober in Moskau ermordet worden, der Senat habe beschlossen, die Kaiserwürde wieder abzuschaffen und die Republik wieder herzustellen. Gleichzeitig überreichte Mallet in seiner Maske als General Lamothe dem General Soulier einen Tagesbefehl, von ihm selbst niedergeschrieben und ausgefertigt, laut welchem die Besatzung von Paris unter die Waffen gerufen wurde, um die provisorische Regierung, die der Senat angeblich eingesetzt hatte, zu schützen und die Ordnung in Paris aufrecht zu erhalten. Die Truppen sollten doppelten Sold bekommen, und unmittelbar, nachdem die Ordnung wieder hergestellt sei, sollten die in den letzten Jahren Ausgehobenen nach der Heimath entlassen werden.

Diese Bestimmungen des Tagesbefehls waren nur zu sehr geeignet, die Truppen dem General Mallet geneigt zu machen. In ganz Frankreich war man der Kriege überdrüssig, die seit nunmehr fünfzehn Jahren Napoleon ununterbrochen geführt hatte; die immer neuen Aushebungen, die zahllosen Opfer hatten in den Familien, die Angehörige zum Heer stellen mußten, das größte Mißfallen hervorgerufen.

Der General Soulier besah sich das Schriftstück, das von dem Präsidenten des Senats unterschrieben war, er glaubte, daß das Siegel und das Dokument echt sei, stand auf und ließ die Kaserne alarmiren. Die Truppen rückten auf den Kasernenhof, und in Gegenwart Mallet's wurde die Proklamation des Senats

bei ‚Fackelschein' verlesen. Darauf befahl Mallet, der sich immer noch Lamothe nannte und behauptete, er sei der Adjutant des Generals Mallet, dem General Soulier, mit seiner Brigade nach dem Stadthause zu marschiren, wo sich die provisorische Regierung versammeln würde. Eine Kompagnie aber nahm er selbst mit sich und ging nach dem Gefängniß La Force, wo sich noch zwei andere gefangene Generale, die gegen Napoleon konspirirt hatten, befanden. Mallet erzwang die Entlassung der Generale, ernannte sie zu Divisionären und gab ihnen seine Dispositionen.

Zum Unglück für seinen Plan waren diese beiden Menschen höchst unfähig und verstanden nicht, die großartigen Ideen Mallet's auszuführen; an ihrer Ungeschicklichkeit scheiterte die ganze Verschwörung. Mallet eilte nämlich von Kaserne zu Kaserne, und gegen sechs Uhr Morgens hatte er bereits fünftausend Mann Soldaten zur Verfügung; es war dies die ganze Garnison von Paris, und nichts stand jetzt anscheinend dem Gelingen der Verschwörung mehr im Wege. Mallet begab sich zu dem bisherigen Kommandanten von Paris, Hullin, wies ihm ebenfalls die gefälschte Proklamation des Senats vor und forderte ihn auf, sich der Republik anzuschließen. Hullin aber weigerte sich ganz entschieden, die Proklamation anzuerkennen, und Mallet schoß ihn ohne Weiteres nieder. Darauf begab er sich zu dem Präfekten von Paris und zu dem Polizeiminister, verhaftete Beide, ohne daß ihm ein besonderer Widerstand entgegengesetzt wurde, und ließ sie nach dem Gefängniß La Force bringen. Zwei von seinen Anhängern ernannte Mallet zum Polizeiminister und zum Präfekten von Paris, dieselben traten ihr Amt sofort an, und gegen zehn Uhr Vormittags war anscheinend die Verschwörung geglückt.

Mallet begab sich noch persönlich zu den sogenannten Platzadjutanten, d. h. Stabsoffizieren, welche das Kommando in den einzelnen Stadtbezirken über die ihnen unterstellten Truppen hatten. Mallet traf zwei derselben an, wies ihnen die Proklamation des Senats vor und fand sie scheinbar geneigt, auf seine Ideen einzugehen. Da bemerkte einer von ihnen im Spiegel, daß Mallet in seinem rechten Rockärmel ein Pistol verborgen hatte; das machte ihn stutzig, er stürzte sich auf Mallet, um ihm

die Waffe zu entreißen, der andere Offizier stand ihm bei, und Mallet wurde gefangen genommen.

Es wäre nun für seine Genossen ein Leichtes gewesen, ihn zu befreien und die Verschwörung weiter fortzuführen, wenn sie nicht durchaus unfähig und unschlüssig gewesen wären. So gewannen die beiden Offiziere Zeit, zu den Ministern, die noch sorglos in den Betten lagen, zu stürzen und ihnen von der Verschwörung Mittheilung zu machen. Sie befreiten sofort den gefangenen Polizeiminister und Präfekten von Paris aus dem Gefängniß, und Nachmittags waren sämmtliche Mitverschworenen verhaftet.

Am Abend wußte man in Paris, daß man einer großen Gefahr entronnen war, denn Mallet's Plan war ein wirklich genialer. Er hatte bereits die Garnison von Paris auf seiner Seite und dadurch hatte er die Hauptstadt. Er beabsichtigte in der That eine provisorische Regierung einzusetzen, zu welcher er Mitglieder aller Parteien berufen wollte, um sein Projekt für alle Parteien annehmbar zu machen. Er wollte sich selbst dann den Oberbefehl über die Armee übertragen lassen und im Lager von Chalons fünfzigtausend Mann Truppen zusammenziehen. Dieselben sollten die Hauptstadt decken und gleichzeitig jede Gegenrevolution niederschlagen. Da anzunehmen war, daß Napoleon auf die Kunde von der gelungenen Verschwörung nach Frankreich zurückkehren würde, wollte ihn Mallet in Mainz gefangennehmen und augenblicklich erschießen lassen.

Diesen Plan enthüllte Mallet ganz ruhig, nachdem er verhaftet worden war. In ganz Frankreich erschrak man auf das Heftigste. Die Kaiserin, die als Regentin an Stelle des Kaisers fungirte, sah ein, daß sie mit sammt ihrem Sohne in der größten Gefahr geschwebt hatte, und die Minister und höchsten Regierungsbehörden schauderten, wenn sie daran dachten, daß um ein Haar diese Verschwörung gelungen wäre. Sofort wurde ein Kriegsgericht berufen und vierundzwanzig Personen, an der Spitze der General Mallet, vor dasselbe gestellt. Das Kriegsgericht verurtheilte zehn von ihnen, darunter den General Mallet, zum Tode durch Erschießen, vierzehn wurden freigesprochen. Von den zehn zum Tode Verurtheilten wurden später noch zwei zu lebenslänglicher Festungshaft begnadigt.

Schon am Nachmittage des Tages wurde das Todesurtheil vollstreckt. Man hatte Mallet und seinen zum Tode verurtheilten Genossen noch eine Stunde vor der Hinrichtung die volle Begnadigung angeboten, wenn sie sagen wollten, wer ihre Helfer gewesen seien und zu wessen Gunsten die Revolution ausgeführt werden sollte. Keiner von ihnen konnte etwas aussagen, denn sie wußten nichts; Mallet selbst aber erklärte, er habe keine Genossen und er hätte die Revolution zu Gunsten der Republik machen wollen.

Napoleon war höchst bestürzt über diese Verschwörung, von der er erst erfuhr, als er sich schon auf dem Rückzuge von Moskau befand. Sie wurde mit Veranlassung, daß er die Truppen verließ und in einem Bauernschlitten nach Paris eilte. Wahrscheinlich fürchtete er, eine neue Verschwörung könne besser glücken, als die Mallet's. Er war in der That einer großen Gefahr entgangen; aber sein Schicksal war doch besiegelt. Unmittelbar darauf begann sein Stern zu sinken und zu erbleichen, und ein Jahr später war er geschlagen und seines Thrones durch die Verbündeten für verlustig erklärt. Die blutigen Kriege von 1813, 1814 und 1815 wären aber wahrscheinlich erspart geblieben, wenn die Verschwörung Mallet's geglückt wäre. Die ganze Weltgeschichte und das Geschick Europa's hätten eine andere Wendung genommen. A. D. K.

Ueber die Entstehung von Goethe's „Erlkönig“. — Dieses bekannte Gedicht hat folgende Entstehung: An einem Apriltage des Jahres 1781 nahm ein wohlhabender Landwirth bei dem Dorfe Kunitz sein einziges, von einer bösartigen Krankheit befallenes Kind mit sich auf sein Pferd und ritt eiligst nach Jena, um dort einen Professor der Medicin zu konsultiren. Dieser erklärte aber, daß er den Knaben nicht zu retten vermöge, und trostlos jagte der Vater mit dem Kinde an dem Gasthause „Zur Tanne“ vorbei, über die mit Buschwerk bestandenen Wiesen nach dem heimischen Dorfe zurück. Ehe er dasselbe jedoch erreichte, war der Liebling in seinen Armen verschieden. Goethe kam einige Tage später in die dortige Gegend, wo man ihm diesen traurigen Fall erzählte. Ergriffen zog sich der Dichterkönig in das Eckzimmer „Zur Tanne“ zurück und dichtete hier seine herrliche Ballade. —dn—

Zwergpflanzen der Japaner. — Sehr bemerkenswerth ist die Garten- und Gewächsliebhaberei der Japaner; fast jedes Haus in Yeddo, selbst in den engen Gassen der Handelsquartiere, hat sein grünes Fleckchen. Vielleicht führte gerade diese Beschränkung des Raumes auf die Erzeugung von Zwergpflanzen, die sich zu einer raffinirten Spielerei ausgebildet hat. Ein in Japan ansässiger Freund schreibt mir: „Ich sah eine Schachtel von etwa handbreiter Grundfläche, in welcher ein Bambusrohr, eine Tanne und ein Pflaumenbaum, letzterer in voller Blüthe, wuchsen und gediehen; für diese Kuriosität wurden aber auch über 2000 Mark gefordert. Um solche Miniaturbäume zu erzielen, wählt man die kleinsten Samen der kleinsten Exemplare, biegt und bindet den Stamm im Zickzack, beseitigt jeden kräftigen Schoß und fördert die Entwickelung von Seitenästen, welche dann auch wieder gedreht und künstlich niedergehalten werden. Nach einiger Zeit soll sich der Baum dem Zwange bequemen und, freiwillig in den vorgeschriebenen Grenzen bleibend, seine Lebenskraft auf die Erzeugung großer Blüthen und reichlicher Samen wenden. Thuja, Wachholder und andere Nadelhölzer, Bambus-, Kirsch- und Pflaumenbäume werden vorzugsweise als Zwergbäume gezogen. Viele Zwergpflanzen haben gestreifte oder gefleckte Blätter, und die Erzeugung solcher Merkwürdigkeiten, auch bei natürlichem Wuchse, ist eine zweite Liebhaberei der japanischen Gärtner.“ Dr. A. B.

Peter der Große und der Bittsteller. — Ein verdienter Offizier wandte sich an Peter den Großen mit der Bitte, ihm aus einer augenblicklichen Verlegenheit durch ein Gnadengeschenk zu helfen. Der Kaiser, der gerade mißgestimmt war, schlug ihm seine Bitte ab. Als sie der Offizier wiederholte, wandte ihm der Kaiser den Rücken, um weiter zu gehen.

„Nun bin ich glücklich,“ rief mit einemmal der Offizier aus, „nun weiß ich ganz bestimmt, daß mich mein Kaiser für seinen Freund hält.“

Ueberrascht wandte sich der Kaiser um. „Woher wollen Sie das wissen?“ fragte er ihn.

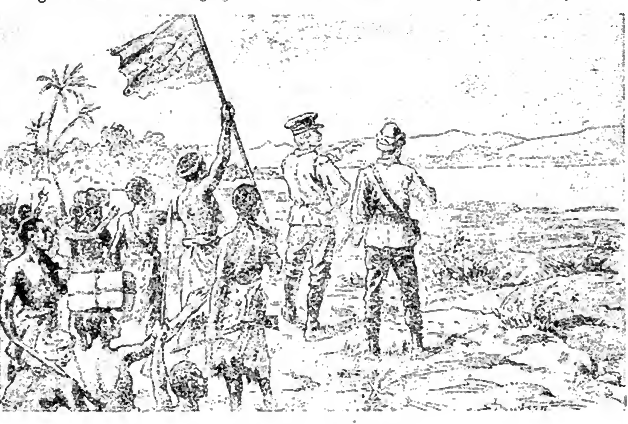
„Weil Sie mir den Rücken gekehrt haben, Majestät,“ versetzte der Gefragte, „Ihren Feinden haben Sie noch nie den Rücken gekehrt!“

Diese etwas derbe Schmeichelei gefiel Peter so wohl, daß er des Offiziers Bitte erfüllte. J. D.

Die Kraft der Insekten. — Dem französischen Naturforscher L. Plateau verdanken wir eine Reihe sinnreicher Vorrichtungen und Miniaturwagen zur Bestimmung der von den Insekten entwickelten, geradezu erstaunlichen Kraft. Bei den damit vorgenommenen Versuchen stellte es sich heraus, daß die kleinsten Insekten im Verhältniß die stärksten sind. Besonders niedlich ist das Miniaturgeschirr für Maikäfer. Das Thier wird mittelst desselben an einen Faden gespannt und hebt darauf eine Schale, die mit kleinen Gummigewichten beschwert ist. Auf diese Weise hat Plateau festgestellt, daß ein Maikäfer im Verhältniß 21mal mehr zu ziehen vermag, als ein Pferd, während die Biene 30mal mehr zieht. Das Pferd schleppt 6/7 seines Gewichtes, der Maikäfer das 14fache, die Biene gar das 20fache. Mit anderen Worten: die Biene schleppt mit Leichtigkeit 20 Freundinnen und entwickelt somit im Verhältniß dieselbe Kraft wie eine Lokomotive. H. Th.

Aus einer alten „Kellerordnung“, welche Kurfürst August von Sachsen erließ, kann man ersehen, daß dieser Fürst sein Weinlager mit auserlesenen Marken bereicherte. Bemerkenswerth aber sind die „Surrogate“ der Hofkellerei, die von den seltsamsten Stoffen hergestellt wurden. Ein Verzeichniß aus dem Jahre 1563 führt Weine auf, die sehr an Medikamente erinnern. So gab es u. a. folgende Weinsorten: Alart-, Cardobenedikten-, Beifuß-, Hirschzungen-, Himbeer-, Schlehen-, Wermuth-, Salbei-, Krauseminz-, Kräuter- (mit dem Zusatz „gar nit gut“), Nelken-, Melonen-, Sassafras-, Quitten-, Zittwer-, Löffelkraut-, Melissen-, Rosmarin- und Pflaumenwein. Der Kurfürst selbst trank gern jungen Rheinwein mit Milch vermischt. Sogar „Prinzessin Meerkatze“, Prinz Christian's Hündin, der Papagei und die indischen Raben wurden mit Wein bedacht, d. h. damit gewaschen. Dazu wurden täglich 2½ Maß ausgegeben, von welcher Sorte ist allerdings nicht angegeben. E. K.





Stanleys Ankunft am Albertsee.

